This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

8243.49.15

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
FREDERIC HILBORN HALL
Class of 1910

1889–1910

Digitized by Google

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere

Umgangsprache

in der

Eigenart ihrer Satzfügung

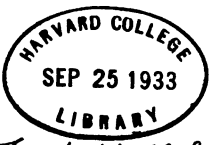
dargestellt von

Hermann Wunderlich.

Weimar und **Berlin.**
Verlag von Emil Felber.
1894.

Digitized by Google

8243.49.15



F. H. Hall fund

Digitized by Google

Richard Schroeder

in Heidelberg

gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Die Umgangsprache im Gegensatze zur Schriftsprache ist bis jetzt immer nur mit einzelnen Äusserlichkeiten gestreift worden, je nachdem gerade eine Fügung auffiel und als Sondergut des mündlichen Verkehrs erschien. Auch des Verfassers „Satzbau“ (Stuttgart, Cotta 1892), der reichlich Gelegenheit fand, solche Ausnahmefälle ins Licht zu rücken, musste sich natürlich damit begnügen, sie im Sinne Jacob Grimms zu deuten, der in den kleinen Schriften I, S. 327 schreibt *„alle grammatischen ausnahmen scheinen mir nachzügler alter Regeln, die noch hier und da zucken, oder vorboten neuer regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden“*. Aber so wertvoll auch gerade von diesem Gesichtspunkt aus die Freiheiten des mündlichen Verkehrs für die Erkenntnis unserer Schriftsprache sind, so muss doch in erster Linie für alle diese Einzelzüge der Mittelpunkt gewonnen werden, von dem sie ausgehen; der innere Kern muss erschlossen werden, dem die äusseren Erscheinungen entkeimen. Diese Aufgabe ist bis jetzt nicht versucht worden, am wenigsten

Digitized by Google

von denen, die so viel über die Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit der lebendigen Rede sprechen, und die in ihr die eigentliche Norm erblicken, an der der „papierne Stil“ gemessen wird. Auch das, was im folgenden dargeboten wird, ist zunächst nur ein Versuch, über dessen Schwierigkeiten der Verfasser in keiner Täuschung befangen ist. Erschöpfende Aufzählung aller Einzelheiten ist von vorneherein durch die Natur des Stoffes ausgeschlossen; jeder Leser mag hier in der Lage sein, die Reihe der aufgeführten Formen aus eigener Erfahrung und Kenntnis zu bereichern. Dagegen war des Verfassers Hauptbestreben darauf gerichtet, die Zusammenhänge fest und sicher abzugrenzen, in die sich die Einzelheiten einreihen lassen, und in dieser Beziehung wird der Versuch schon jetzt einen gewissen Abschluss herbeigeführt haben. Mit diesem Ergebnis ist auch die Berechtigung des vorliegenden Buches nachgewiesen und es bedarf nur noch einiger weniger Worte, um die innere Einrichtung zu erläutern.

Unseren Beobachtungen wurde vorherrschend die Litteratur zu Grunde gelegt, wo diese Fügungen des täglichen Lebens darzubieten schien. Wohl hätte vielleicht die Sprache, die der Verfasser selbst im geselligen Verkehr zu belauschen Gelegenheit hatte, ein noch treueres Abbild geboten, aber diese Sprache ist zunächst nur ein subjektiver Besitz des Verfassers selbst und hätte sich nicht ohne weiteres zu Belegen für wissenschaftliche

Digitized by Google

Beweisführung geeignet. Darum schien es geboten, eben diese im täglichen Verkehr beobachteten Formen erst in der Litteratur aufzusuchen, um ihnen damit festen Grund und Boden zu schaffen. Manchmal mag es fast lächerlich erscheinen, wenn eine allgemein geläufige Formel sorgfältig aus einem einzelnen Litteraturdenkmal citiert wird, doch die Konsequenz einerseits und andererseits die Schwankungen, denen das Sprachgefühl namentlich in der Beurteilung der Geläufigkeit einer Fügung ausgesetzt ist, werden auch dieses Verfahren rechtfertigen. Von Litteratur wurde vor allem das Schauspiel, das den Konversationston pflegt, ausgebeutet. Goethes Götz und Egmont und sodann das neuere Schauspiel des jüngsten Deutschlands wurden als die äussersten Pole einer bestimmten Entwicklung des dramatischen Dialogs besonders ausgiebig herangezogen. Wenn der Verfasser diese Entwicklung selbst zum Ziel seiner Darstellung gesetzt hätte, wären natürlich Iffland und Kotzebue nicht zu umgehen gewesen. Das mag jedoch einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben; hier galt es nur, für die Sprachformen Belege zu gewinnen. Von diesem Gesichtspunkt sind überhaupt die Beispiele, die gegeben werden, durchweg zu beurteilen, der Verfasser übernimmt keine andere Verpflichtung bei der Auswahl seiner Belege als die, dass sie den Ausführungen im Texte dienlich sind.

Das gilt auch von der Auswahl, die in der mundartlichen Litteratur getroffen wurde. Auf die Mundarten

Digitized by Google

wurde deshalb ein besonderes Augenmerk geworfen, weil in ihnen nach der syntaktischen Seite ziemlich dieselben Kräfte thätig sind, deren Walten in der Umgangsprache zu belauschen war. Die Übereinstimmung der mundartlichen Fügungen ist, wenn man die bunt schillernde Decke des wechselnden Lautstandes und Wortschatzes von ihnen abzieht, eine überraschende und wird im folgenden voll zur Geltung kommen. Der Leser wird sich aber auch hier vergegenwärtigen, dass nicht die vergleichende Syntax der Mundarten dargestellt werden soll, sondern die Umgangsprache, die sich in der heutigen Zeit des gesteigerten Verkehrs sichtlich der lokalen Besonderheiten zu entledigen sucht, um mit weithin geltenden Formen ihren Kreis gerade so auszudehnen, wie dies der Schriftsprache nach mehrhundertjährigem Ringen längst gelungen ist.

Zu den Citaten ist zu erwähnen, dass Goethe nach der neuen Weimarer Ausgabe gegeben wird, die wir namentlich für Goetz und Egmont, wo die Szeneneinteilung fehlt, mit den Seitenzahlen citieren; dasselbe gilt für die ähnlich eingerichteten Ausgaben neuerer Schauspiele, deren Titelangabe unter den Abkürzungen folgt. Bei Schiller wird nach Akt und Szenen citiert, ebenso wie in der Erzählungslitteratur mit Vorliebe nach Kapiteln und Abschnitten.

Auch zur Orthographie und Interpunktion bin ich noch einige Worte schuldig. Aus praktischen Gründen

Digitized by Google

habe ich mich hier den in der Druckerei geltenden Formen angeschlossen. Da aber die Citate in dem Gewand gegeben werden mussten, in dem das Original sie zeigt, musste sich eine Mannigfaltigkeit der Schreibweise entwickeln, die im Anfang auch in den Text einige Male störend eingriff. So sind die an und für sich ja erlaubten Doppelformen *Hülfsverb* und *Hilfsverb, bayerisch* und *bairisch* zu meinem Bedauern nebeneinander gebraucht. Ebenso verdankt die Interpunktion diesem Übelstand einige Inkonsequenzen. Für die Schreibweise des Titelwortes Umgangsprache dagegen trage ich allein die Verantwortung. Im Titelwort wenigstens wollte ich meine eigene Auffassung der „Rechtschreibung" zur Geltung bringen. Das ehemalige Genetivzeichen „s", das mancher Leser hier vermissen wird, ist ja längst zu einem blossen Bequemlichkeitslaut herabgesunken, der sich nicht nur überall einmischt, wo er überflüssig ist (unsere deutsche Komposition bedarf keiner Unterordnung durch den Genetiv, vgl. *„Landgericht"* neben *„Amtsgericht"*), sondern auch da, wo er einfach falsch ist *(Liebeskummer, Regierungsrat)*. Einen Laut aber, dessen ganze Existenzberechtigung in der Aussprache liegt, braucht die Schrift meines Erachtens nicht mitzuschleppen in Fällen, wo er ihr missliebig wird. Wohl ist der Zusammenstoss selbst von drei „s"-Lauten in der lateinischen Schrift nicht immer zu vermeiden, vgl. *Daszsatz, Miszstimmung* u. a. aber da, wo solches vermieden werden kann, möchte ich dies nicht unterlassen.

Digitized by Google

Aus der fachwissenschaftlichen Litteratur konnten einige neuere Arbeiten, die während der Drucklegung erschienen sind, nur bedingte Erwähnung finden. Ganz ohne Einfluss auf meine Darstellung ist so die theoretische Erörterung von J. Ries *„Was ist Syntax?“* (Marburg 1894) geblieben. Wenn ich in der Gliederung des Stoffes von dem System abwich, das ich im „Satzbau“ befolgt habe, so hatte sich diese Änderung schon mitten in der Arbeit aus der besonderen Veranlagung des Stoffes ergeben. — Die anregende Fortsetzung, die Reis in den „Beiträgen“ (XVIII, S. 475 ff.) seinen Untersuchungen zur mundartlichen Syntax giebt, konnte noch an einigen Stellen verwertet werden.

Zur Darstellung hebe ich hervor, dass der Stoff die Berechtigung und den Anreiz in sich trägt, über den engeren Kreis der Fachgenossen hinaus ein weiteres Publikum zu erfassen. Andererseits wäre es eine verfehlte Enthaltsamkeit gewesen, an den Stellen, von denen aus Probleme der engeren Fachwissenschaft neu beleuchtet werden konnten, dem wissenschaftlichen Detail Einhalt zu thun.

So ist die Darstellung nicht überall gleich, aber diese Ungleichartigkeit trägt ihre Berechtigung in sich selbst, und der Leser, der nicht in alle Seitenpfade der Untersuchung mitfolgen will, wird den Faden, der ihn weiter führt, ohne viel Mühe doch wiederfinden.

Digitized by Google

Abkürzungen und Litteraturverzeichnis.

A. D. A. = Anzeiger der Zeitschrift für das Altertum.

D. W. B. = Deutsches Wörterbuch der Brüder Grimm.

Grimm. D. Gr. = Grimms Deutsche Grammatik.

Z. D. A. = Zeitschrift für deutsches Altertum.

Z. D. U. = Zeitschrift für deutschen Unterricht.

z. neueren Schauspiel = Aufsätze des Verfassers in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern I (Jahrgang 3, S. 251—59) II (Jahrgang 4, S. 115—142).

Neuere Litteratur: [1])

Anzengruber. „Der Fleck auf der Ehr" Volksstück in 3 Akten, Dresden und Leipzig, E. Pierson 1890.
Gesammelte Werke, Stuttgart, J. G. Cotta 1890.

Brinckmann, J. Ausgewählte plattdeutsche Erzählungen I[5]. Rostock 1894.

Datterich. Lokalposse in der Mundart der Darmstädter. 8. Aufl. Friedberg 1893.

Halbe, Max. Ein Emporkömmling. Norden (Fischer) 1889.
Eisgang. Berlin (Fischer) 1892.
Jugend. Berlin (Fischer) 1893.

[1]) Die Litteratur ist im allgemeinen an Ort und Stelle angegeben; für einige viel gebrauchte oder entlegene Quellen empfiehlt es sich jedoch, die Ausgabe zu verzeichnen, der die Belege entnommen sind. Zu Goethe, Schiller u. a. s. Vorwort S. X.

Digitized by Google

Hauptmann, Gerh. Das Friedensfest. Berlin (Fischer) 1890.
Einsame Menschen. Berlin (Fischer) 1891.
Kollege Crampton. Berlin (Fischer) 1892.
Hebel. Zu Hebels allemannischen Gedichten wurde eine plattdeutsche Nachdichtung „plattdeutscher Hebel“ von J. Meyer, Hamburg (Campe) 1859 verglichen.
Matthias. Sprachleben und Sprachschäden, Leipzig 1892.
Rosegger, P. Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Leipzig (Hartleben) 1893.
Sudermann, H. Heimat, 7. Aufl. Stuttgart (Cotta) 1893.
Selicke, Familie Selicke von A. Holz und J. Schlaf. Berlin (W. Issleib) 1890.
Weitbrecht, R. D' Pfarrmagd, a' Schwobag'schicht. Ulm (Ebner) 1892.
No' g'stät, a' Schwobag'schicht. Ulm (Ebner) 1893.

Druckfehler.

Seite 6, Zeile 21 lies: *als den Erdgeruch*
„ 7, „ 14 „ *abhebt*
„ 26, „ 17 „ *uf und ab*
„ 32, Anm. lies: *Steinel*
„ 37, Zeile 19 lies: *wahrnehmbare*
„ 46, „ 22 „ *abgezweigt*
„ 48, „ 13 „ *Fraülein* [2])

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
Vorwort		VII—XII
Abkürzungen und Litteraturverzeichnis		XIII—XIV
I. Kapitel:	Rede und Schrift	1—22
II. „	Die Eröffnungsformen des Gespräches	23—63
III. „	Der sparsame Zug unserer Umgangsprache	64—121
IV. „	Der verschwenderische Zug unserer Umgangsprache	122—196
V. „	Der Tauschwert unserer Formen und Formeln	197—235
VI. „	Die Altertümlichkeit der Prägung	236—263
Register		264—271

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Rede und Schrift.

Seit es eine deutsche Schriftsprache giebt, hat es auch an Berührungen und Zusammenstössen mit der Umgangsprache nicht gefehlt. Das Geheimnis schon von Luthers Sprachgewalt beruht auf dem breiten Anteil, den die Umgangsprache an seinem Bibeldeutsch, noch mehr am Deutsch seiner Schriften gewonnen hat. Die Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur bedeutet für die Geschichte unserer Sprache nichts anders, als dass aus dem Schoosse der Umgangsprache neue Fügungen und Wendungen über die abgezirkelten Beete der Grammatiker hinfluteten. Dass diese Umgangsprache zugleich Kreisen abgelauscht war, die bis dahin für die Litteratur nicht salonfähig gewesen, ist für unseren Zusammenhang unwesentlich und gehört mehr der litteraturgeschichtlichen Betrachtung zu. Diesem Einflusse konnten sich übrigens selbst die Grammatiker des 18. Jahrhunderts nicht entziehen, wie sie überhaupt in Stilbeobachtungen glücklicher sind als in der Erforschung und Erklärung grammatischer Gesetze. Selbst Adelung, der noch im Jahre 1789, also zu einer Zeit, da Goethe die „Iphigenie“,

Digitized by Google

Schiller den „Don Carlos“ gedichtet hatte, die Muster eines guten Stils in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sucht, selbst Adelung kann sich des Gedankens nicht erwehren, dass die so gepriesenen alten Herren nicht in allen Dingen im Vorteil seien. In der Einleitung zu seinem Lehrbuche „über den deutschen Stil“ gesteht er zu (§ 19): *„Wahr ist es indessen, dass Sprachrichtigkeit, Reinigkeit, Klarheit, Angemessenheit und Würde die glänzendste Seite der Schriftsteller des jetzt gedachten Zeitraumes sind, und dass sie an Erfindung und Lebhaftigkeit des Ausdruckes, oder wie man es oft lieber nennt, an Darstellung, von ihren Nachfolgern übertroffen worden. Von dieser Seite hat unsere neueste Litteratur allerdings Vorzüge. Allein zu geschweigen, dass die Lebhaftigkeit von ihnen nur zu oft übertrieben und an unschicklichen Orten angebracht wird, so fehlet ihr dabei noch ... die Beobachtung der eben genannten Eigenschaften des Ausdrucks.“* Hier, wie auch sonst bei Adelung, treten einige gesunde Beobachtungen in Widerspruch mit einer verschrobenen Gesamtanschauung. Aber wenn auch die Wissenschaft über diese zur Tagesordnung übergegangen ist, so behalten doch die ersteren auch für unsere Zeit ihr Recht. Die breite grammatische Grundlage, die Adelung seinen Stiluntersuchungen unterschiebt, würde auch der heutigen Stilistik wohl anstehen und noch notwendiger ist es, die *„Formen des Gespräches“* nach seinem Vorgang innerhalb der Stilistik ordentlich abzugrenzen. Allerdings hat Adelung selbst nicht den Versuch gemacht, den Stoff irgendwie zu erschöpfen, er bringt vielmehr nur Kleinigkeiten; aber für diese sucht er doch nach Erklärung und so weisen seine Aufstellungen wenigstens im allgemeinen nach dem Gegensatze von Rede und Schrift hin.

Digitized by Google

Adelung führt Beispiele von Männern an, die sich schriftlich tadellos, mündlich dagegen unbeholfen ausdrücken, im Gegensatze dazu sehe man andere, deren mündlicher Ausdruck lichtvoll, rein und bündig sei, indes sie mit der Feder in der Hand sogleich dunkel und unverständlich werden. Die weittragenden Schlüsse, die sich schon diesen Beobachtungen abgewinnen lassen, zieht nun Adelung freilich nicht, für ihn bleibt vielmehr als Grundstock aller Unterschiede die Nachlässigkeit, die man der mündlichen Sprache eher nachsehe als dem schriftlichen Ausdruck. Diese Nachlässigkeit hat nach ihm nun folgende Ursachen: die kleine Spanne Zeit, die zur Überlegung verfügbar ist, den beschränkten Wirkungskreis, den man in Aussicht nimmt, und die kurze Dauer mit der sich die mündlichen Sprachmittel behaupten. Diese drei Faktoren, wie sie sich aus den etwas umständlichen Darlegungen unseres Grammatikers herausschälen lassen, so werden sie auch uns in dieser Darstellung immer wieder in Anspruch nehmen, wenn auch freilich in verändertem Zusammenhange.

Mit Adelung schliesst die alte Richtung der deutschen Grammatik ab, auf den Schultern Jacob Grimms wurde die Forschung ganz anderen Zielen entgegen getragen, aber für unsere Aufgaben war in diesem Zusammenhange wenig Spielraum. Was in den ersten beiden Dritteln unseres Jahrhunderts über das Verhältnis von Schriftsprache und Umgangsprache gedacht und ausgesprochen wurde, haben wir weniger bei den Grammatikern als bei den Schriftstellern zu suchen.

Allerdings wird auch in grammatischen Darstellungen gelegentlich davon Notiz genommen, dass unsere Sprache als Verkehrsmittel auch einen Geschäftstil ausgebildet

Digitized by Google

hat[1]); die Versuche jedoch, dieser Stilform beizukommen, bleiben immer an der Schriftform kleben und bewegen sich ganz in den Linien der Briefsteller und Formelbücher.

Dagegen konnte es den Schriftstellern, die das Leben unbefangen beobachteten, nicht verborgen bleiben, dass unsere Sprache im geselligen Verkehr andere Erscheinungen aufweist als am Schreibtisch. Schon Herder sagt (Werke XXX Seite 223) in einer Schulrede: *Am innigsten aber wird Sprache und Rede durch Umgang gebildet und leider wir Deutsche nutzen den Umgang zur Bildung unserer Sprache und Rede fast gar nicht aus.* Heine wurde namentlich durch seinen Aufenthalt in Frankreich auf die Beobachtung geführt, wie grundverschieden der Deutsche und der Franzose zwischen Umgangsprache und Schriftsprache sich hin und her bewege. Er hebt hervor, wie reich die deutsche Sprache in der Litteratur sei, wie arm im Umgang, indes die Franzosen umgekehrt ihren ganzen Reichtum im Umgang ausbreiten. Noch eindringlicher äussert sich Th. Mundt[2]) zu dieser Frage, indem er in hübschem Überblick darstellt, wie unsere Sprache, die zur Zeit von Leibniz eigentlich ganz auf die Sphäre des unmittelbaren Verkehrs herabgedrückt gewesen, mit dem 18. Jahrhundert zur Gelehrten- und Litteratursprache erhoben worden sei, wobei jedoch die Ausbildung der Verkehrsprache völlig Not gelitten habe. Die sozialen Verhältnisse, sagt Mundt, werden aber auf die Gesellschaftsprache wie eine klimatische Notwen-

[1]) Vgl. Becker. Der deutsche Stil. Neu herausgegeben von O. Lyon, Leipzig 1884. S. 410 ff.

[2]) Die Kunst der deutschen Prosa. Berlin 1837. S. 96.

Digitized by Google

digkeit einwirken. Damit ist uns auch der Blick erschlossen für die Grundkräfte, die unsere heutige Umgangsprache zu einem so lebendigen und eigenartigen Organismus umgestaltet haben.

Zunächst freilich sind diese Beobachtungen einzelner Schriftsteller vereinzelt und ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Wie wenig die Wissenschaft in ihren Bestrebungen dadurch bereichert wurde, zeigt Wackernagels für ihre Zeit bedeutsame Stilistik [1]), die überhaupt nur die Kunstformen unserer Sprache der Beachtung würdigte.

Und wenn in neuerer Zeit die Pflege der Mundarten, die von der breiten Strömung des Tages getragen wird, auch hier hätte Wandel schaffen können, so machen sich doch gerade auf diesem Gebiete Neigungen geltend, die unserer Aufgabe hemmend entgegentreten. Die Aufmerksamkeit der Forscher richtet sich mit wachsender Ausschliesslichkeit auf die Mannigfaltigkeit des Lautstandes; in den zahllosen Spielarten der Aussprache zersplittert die Mundartenforschung ihre Kräfte und neigt somit dazu, über den Äusserlichkeiten ganz und gar den inneren Kern aus dem Auge zu verlieren. Wie gross diese Gefahr ist, sehen wir am besten gerade an den Werken, die von redlichem Bestreben beseelt sind, ihre Aufgabe tiefer aufzufassen. Wie spärlich ist nach dieser Seite hin der Abschnitt in Pauls Grundriss, der die „Behandlung der lebenden Mundarten“ ins Auge fasst, auch in der anregenden Darstellung Ph. Wegeners ausgefallen! Und wenn das sehnsüchtige Verlangen unserer Zeit nach Naturwüchsigkeit und sinnlicher Frische die Sprachvereine dazu treibt, unsere Schriftsprache durch die

[1]) Poetik, Rhetorik und Stilistik. Halle 1873.

Digitized by Google

Mundarten reinigen und bereichern zu wollen, so müssen sie ein Werk preisen und krönen, das ganz und gar im Wortschatze stecken bleibt und die tiefer liegende Quelle, die Satzfügungen, kaum anbohrt.[1]) Im Wortschatz tritt aber die äussere Form, die Mannigfaltigkeit des Lautstandes, viel zu grell hervor; hier überwiegen die Trennungspunkte der einzelnen Mundarten über die Ausgleichungsmittel, und Berührungen zwischen Mundart und Schriftsprache sind hier an besonders wirksame Anlässe gebunden, an einzelne litterarische oder rhetorische Leistungen. Ganz anders die Satzfügung. Ihre Erscheinungen spielen unterhalb der bunten Decke des Lautstandes, sie bleiben sich gleich, wenn auch die Laute und Formen wechseln. Es ist eine Erfahrung, die man jeden Tag machen kann, dass die Mundart eines Menschen sich noch in bestimmten Wendungen und Fügungen der Rede verrät, auch wenn der Lautstand schon genau an die allgemein geltende Norm angepasst scheint. Solche Wendungen und Fügungen gleiten namentlich auch in die Schrift über, und in ihnen ruht, was man so oft bei einem bedeutenden Schriftsteller den *„Erdgeruch seiner engeren Heimat"* bezeichnet.

Doch dies nebenbei. Wir haben es im Grunde mit einer anderen Seite zu thun, die uns die Mundart zuwendet. Wer die mundartliche Litteratur namentlich auf dem Gebiete der Prosa überblickt, dem wird es nicht entgangen sein, wie nahe sich oft gerade in der Satzfügung einzelne Mundarten berühren, die in ihrem Lautstande schroff von einander abstehen. Und wer diese

---

[1]) C. Franke. Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache, gefördert durch die Mundarten. Leipzig 1890.

Digitized by Google

Einheitspunkte der Satzfügung verbindet, wird finden, dass sie im Grunde nur dieselben Linien ergeben, die wir in der Umgangsprache gegenüber der Schriftsprache gezogen finden; in allen diesen verschiedenen Erscheinungsformen prägt sich eben immer wieder die mündliche Mitteilung gegen die geschriebene aus, die Rede gegen die Schrift.

Die Umgangsprache ist Rede. Ihre Fügungen jedoch grenzen sich von denen der Rhetorik ab, wie die Verkehrsform gegen die Kunstform, wie die Scheidemünze gegen die Schaumünze. Es ist das derselbe Gegensatz der auf dem Gebiete der Schrift den Brief, die Anzeige und die Inschrift von Prosa und Poesie der Litteratur abheben.

Der Gegensatz von Rede im engeren Sinne und Schrift beruht im wesentlichen auf einem Gegensatze der receptiven Organe. Hier das Ohr, dort das Auge! Auch die Umgangsprache spricht allerdings zum Auge, aber nicht mit Wortsymbolen sondern mit Geberden. Wie weit die Geberdensprache sich entwickeln kann, um Mitteilungen auch der verwickeltsten Art zu vermitteln lehren uns die Taubstummen,[1]) das zeigen uns ebenso die Berichte unserer Forschungsreisenden, die sich mit fremden Völkerschaften über die schwierigsten Vorstellungen durch Geberden und Mienenspiel verständigen. So wird berichtet, dass nicht bloss Raumvorstellungen sondern auch Zeitvorstellungen sinnlich verkörpert werden, so deuten einzelne das „Heute“ durch Fingerzeige an, mit denen sie auf den Boden weisen, indes sie für die „Morgenfrühe“ sich die Augen reiben als ob sie eben

[1]) Vgl. auch Wundt. Essays. Leipzig 1885. S. 222 ff.

Digitized by Google

erwachen wollten. Zur Bezeichnung des Salzes wird die Fingerspitze, für die des Öls der ganze Finger abgeleckt u. a. Das Mienenspiel ist dagegen mehr ein Ausdruck und daher auch wieder eine Mitteilung der Gemütsbewegungen.

Wie weit mit diesen Mitteln und mit dem unentwickelten Grade der Lautsprache die Tierwelt imstande ist, sich mitzuteilen, ist ja im Augenblick ein Gegenstand weit verzweigter Untersuchungen. Für den Menschen kommen alle diese Formen mehr nur als Begleiterscheinungen der artikulierten Rede in Betracht. Freilich nehmen sie auch als solche einen viel grösseren Raum ein, als man gewöhnlich annimmt, und müssen deshalb hier unter den Trennungspunkten von Rede und Schrift wenigstens gestreift werden. Es ist bekannt, wie einzelne Menschen, ganze Volksstämme mit „Händen und Füssen" sprechen. Es ist auch kein Zufall, dass der treffende Witz der „Fliegenden Blätter" vom Telephon gerade im deutschen Süden entstanden ist; danach ist das Telephon eine unbequeme Anstalt: „man kann nicht hineinsprechen, weil man die Hände dabei nicht frei hat". Die Hände vor allem können bei mündlichem Austausch ganze Sätze durch eine einzige Bewegung ersetzen wie auch das Spiel der Augen, ein Stirnrunzeln, in die Lücken des Dialogs verständlich genug eintritt. In Goethes Götz, wo der Weinkrug eine grosse Rolle spielt, wird er doch kaum irgendwo mit Worten genannt, dagegen wird er auch ohne solche verständlich, wenn Götz, nachdem er sich eingeschenkt hat, ausruft (S. 9) *Wieder leer! Georg! So lang's daran nicht mangelt und an frischem Mut, lach' ich der Fürsten Herrschsucht und Ränke.* Und so werden uns im übernächsten Kapitel, bei der Sparsamkeit der

Digitized by Google

mündlichen Sprache, die Bühnenanweisungen des älteren und neueren Dramas vielfach Aufschluss geben über die Möglichkeit der Geberdensprache, an die Stelle der Lautsprache zu treten, wie z. B. im Götz (113, 7) *Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau.* (Elisabeth zuckt die Achsel.) *Ist keine mehr da?*

Von dieser Geberdensprache abgesehen, fällt die Umgangsprache ganz und gar in den Bereich des Ohrs und sie entwickelt hier ganz bestimmte Wirkungen, die die Schrift nur notdürftig dem Auge vorführen kann. Unsere ganze Interpunktionslehre[1]) samt den verschiedenen Nüancierungen des Druckes (fetter Druck, Kursivschrift etc.) sind nur schwache Versuche das nachzuahmen, was die mündliche Rede spielend und unbewusst ausübt, nämlich das Tempo und die Tonabstufungen der Sprache. Versuchen wir's, an der Hand der Interpunktionszeichen die Ausdrucksmittel, die sie nachahmen wollen, zu überblicken. Wie schon angedeutet, lassen sich zwei Hauptgruppen sondern, die einen gehören dem Tempo der Rede, die anderen den Klangwirkungen an. Die ersteren sind die eigentlichen Interpunktionszeichen, die anderen haben sich mehr in geschichtlicher Entwicklung daran angehängt. Das Auge steht unter der Anschauung des Raumes, das Ohr unter der der Zeit; das Auge vermag eher das Nebeneinander zu umfassen, das Ohr entwickelt seine receptive Fähigkeit mehr in der zeitlichen Folge. Da nun die Gedankenbildung wie die Gedankenaufnahme

[1]) Es ist ein Zeichen gesunder Anschauungen, dass auch die Schulgrammatik beginnt, für solche Äusserlichkeiten nicht bloss Regeln sondern auch Gründe vorzuführen. So ist die neue Interpunktionslehre von O. Glöde (Leipzig, Teubner 1893) ein erfreulicher Beweis der Vertiefung, der die Schulfragen neuerdings teilhaftig werden.

Digitized by Google

an diese zeitliche Folge gebunden ist und in diesem Nacheinander das Tempo bald hemmt, bald beschleunigt, so ist auch die Schrift frühzeitig dazu übergegangen, für das Auge Ruhepunkte zu ersinnen, Schranken zu errichten, dass der Blick nicht darüber hinstürme, ehe das Auffassungsvermögen nachfolgt. Freilich hat sich ein eigentliches System später herausgebildet, als man gewöhnlich glaubt, und es gewährt ein besonderes Interesse den ersten Druckschriften hier nachzuspüren oder dem Wechselverhältnis zwischen Gedankenbildung und Interpunktionszeichen in den Manuskripten der älteren Schriftsteller nachzugehen. Vor allem ergeben sich hier einige allgemeine Erwägungen. Die Schriftsprache wird immer den glatten, ruhigen, lang sich hinziehenden Fluss begünstigen, indes die Rede das Tempo durch Pausen hemmt und durch Anschwellungen steigert. Schon die einfachen Grundbedingungen gestatten der Schrift die Grenzen weiter abzustecken, als die Rede es vermag. Was man *in einem Atem* sagen kann, ist begrenzt, auch wenn man mit *fliegendem Atem* spricht. Die Hand dagegen fliegt über das Papier hin, so lange bis die Muskeln erlahmen. Daher wird man überall in der Schriftsprache lange Sätze sich ausspinnen sehen, indes die Rede in kurzen Stosswellen sich vordrängt. Schon bei Luther, der so natürlich und unmittelbar aus Empfindungen heraus schreibt, verlängern sich oft gerade die Herzensergiessungen zu Sätzen, die auch ein papierner Stil nicht länger ausspinnen könnte, indes umgekehrt neuere Schriftsteller die sprunghafte Unruhe ihres Dialogs auch der Feder mitteilen. Auch hier gilt der Satz: „*Jedem das Seine*“. Der Schriftform die breite Fülle, den Häckselstil der mündlichen Rede!

Digitized by Google

Unter den Interpunktionszeichen unterscheiden wir in erster Linie zwischen Punkt und Komma (oder Beistrich). Wir stecken mit dem Punkt im allgemeinen die Grenze ab, an der ein Gedanke zu vorläufigem oder endgültigem Abschlusse kommt. Demnach folgt schon der Punkt den Pausen, die auf logischer Erwägung beruhen, indes die natürliche Rede gerade über solche Schnittpunkte der Gedankenverbindung gerne hinweghüpft. Noch schroffer zeigt sich jedoch das Missverhältnis beim Komma, das geradezu zu einem Mittel geworden ist, Trennungspunkte festzuhalten, die die Grammatik von ihren Gesetzen aus errichtet. Relativsätze, Infinitivkonstruktionen und Appositionen fügt die natürliche Rede, wenn sie sie verwendet, besonders gern in unmittelbarem Zusammenhange an das Vorhergehende an, indes die Schulvorschrift ein Komma verlangt, das sie fein säuberlich als Sätze oder satzartige Gebilde herausstreiche. Dem Komma und dem Punkte ist eben gemeinsam, dass sie in erster Linie für das Verständnis der Leser berechnet sind, indes die Pausen der natürlichen Rede aus dem Bedürfnisse des Sprechenden sich entwickeln. Auch der Strichpunkt, das Semikolon, gehört ganz und gar in diese Gruppe und findet seine grundsätzliche Regelung innerhalb derselben nach Gesichtspunkten, die mit unserer Frage keine Berührung haben. Ganz anders der Gedankenstrich. Er ist unmittelbar der Sprechform abgelauscht, deren merkbare Pausen und Stockungen er hervorhebt, sein eigentliches Gebiet ist demnach die durch die Schrift wiedergegebene Rede; in der Schriftsprache selbst ist er mehr ein Fremdling, deutet er Fügungen an, die der Rede entlehnt sind. Dagegen ist er vor allem in den Buchausgaben des Schauspiels zu

Digitized by Google

Hause. Es wäre nicht uninteressant, aus der Entwicklung dieses unscheinbaren Zeichens Wandlungen zu beleuchten, die das Schauspiel selbst genommen hat, wir müssen uns aber hier auf einige wenige Fingerzeige beschränken. Charakteristisch ist der Gebrauch in Goethes Götz. Treffend aber nur mässig ist das Zeichen in der ersten Buchausgabe verwendet, und doch ist das Manuskript der ersten Dramatisierung[1]) darin noch sparsamer. Immerhin trifft es die Stockungen und Verlegenheitspausen, mit denen z. B. Götzens Junge seine Geschichten erzählt, es hilft dem Bruder Martin seine überwallenden Empfindungen unter Andeutungen verbergen, es mischt sich in die Liebesergüsse eines Franz, eines Weislingen. Dagegen hat die Buchausgabe es auch in die Ausrufe Georgs eingestreut, da er das Bildnis seines Namensheiligen in der Hand hält (S. 18): *Ach ein schöner Schimmel! wenn ich einmal so einen hätte! — und die goldene Rüstung! — Das ist ein garstiger Drach. — Jetzt schiess ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich gross und stark, gib mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, dann lass mir die Drachen kommen.* Überall steht es an Punkten, mit denen die Gedankenbildung ihre Reihe abbricht oder zu Seitensprüngen ansetzt. Je nach dem ist der Abbruch dann ein endgültiger, so bei Aposiopesen aller Art, die wir im III. Kapitel betrachten werden, oder nur ein vorläufiger, so bei Stockungen, wenn man nicht recht mit der Sprache heraus will oder kann, wie z. B. im Götz (S. 20)

Maria: *Da rief die Mutter: wie ist mir! und war — nun Karl!*

[1]) Vgl. bei Bernays. Der junge Goethe. Leipzig, Hirzel 1875. II. S. 44 ff.

Digitized by Google

Karl: *Und war — und war —*

Maria: *Du giebst schon nicht Acht — und war gesund.*

Ebenso ist auch bei den Seitensprüngen der Darstellung zu unterscheiden zwischen Anakoluthen, mit denen die Vorstellungsreihe in eine andere abspringt (Götz 52. *Aber um dich, Adelheid, ist Leben, Feuer, Mut — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich ein Blick von ihr*) und zwischen Einschiebseln, über die hinweg die Rede wieder dem alten Ziele zuläuft. Hierher gehört schon der Ausruf Georgs (Götz S. 116) *Ach ich vergass, dass wir eingesperrt sind — und der Kaiser hat uns eingesperrt — und unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut dran,* wo das Manuskript durch unvermittelten Übergang an Stelle des zweiten Gedankenstrichs vielleicht eine andere Auffassung bekundet. Der Gedankenstrich, mit dem sich solche Einschiebsel in den Satz pressen, wird hier geradezu zum Bindestrich und hat als solcher bis weit hinein in die Fügungen der Kunstsprache seine Stelle wie z. B. in Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" (II. 1) *Lieg abends erst — so fand ich dich ja einst. — Im Ruderkahn, das Antlitz über dir, des Körpers Last vertraut den breiten Schultern* etc. Man hat solchen Bindestrich damit beanstanden wollen, dass man ihn nicht sprechen kann, das verlangt aber auch niemand. Er soll nur dem Auge als Hilfsmittel dienen für Zwecke, die dem Ohre durch die Schwankungen des Tones vermittelt werden.

Werfen wir nun einen Blick in die Buchausgaben des neueren Schauspiels, vor allem des Fischerschen Verlags in Berlin, so wird uns die ungemessene Steigerung sofort klar, die jene graphischen Ausdrucksmittel erfahren haben, es zeigen sich aber auch

Digitized by Google

gleich Unterschiede in ihrer Ausnutzung. Unwesentlich sind die Schwankungen der Form, so wenn G. Hauptmann den Gedankenstrich, Max Halbe die Trennungspunkte bevorzugt, aber bedeutsam ist, wenn Hauptmann in seinen *„Einsamen Menschen"* deren Sprache von den Nachwirkungen der Lektüre getränkt ist, wenig Gedankenstriche verwendet, indessen die Leidenschaft und Nervosität, die sich im *„Friedensfest"* entladet, in Gedankenstrichen förmlich schwelgt. Ausserdem lässt sich bemerken, dass die durch den Bindestrich eingeschalteten Einschiebsel im neueren Schauspiel überhaupt wenig zugenommen haben, indes diejenigen Zeichen, mit denen das Tempo der Rede gehemmt und gestaut wird, ausserordentlich gewachsen sind. Nicht bloss die Sätze werden hierdurch zerrissen (vgl. Eins. Menschen S. 17: *Die Hausthür — is doch offen*) sondern auch die Worte (Friedensfest S. 52: *Raü—ber — und — Mör—der* — ! ! !)

Man ist hier von vornherein geneigt, den Dichter der Übertreibung zu bezichtigen, und es liegt auch sichtlich Manier in solcher bis zur Bevormundung des Schauspielers gesteigerten Kleinkrämerei, aber wir dürfen nicht vergessen, dass es unser Auge ist, das hier verletzt wird, und dass der Dichter auf unser Ohr wirken will. Es ist also eben jene Vermengung der aufnehmenden Organe die unser Urteil beeinflusst, und deshalb ist das der blossen Lektüre entnommene Urteil schief und ungerecht. Derjenige, der der Sprache nachgehen will, die man wirklich spricht, wird im Gegenteil Anhaltspunkte darin finden, die Streitfrage nun auch nach dem Gehöre zu prüfen, und hier wird sie unsere spätere Darstellung in wesentlichen Teilen anregen und stützen.

Digitized by Google

Die zweite Gruppe der Unterscheidungszeichen bietet nun Ersatzmittel für die Klangwirkungen des Tones. Wir haben zunächst das Ausruf- und Fragezeichen. Nach allen Seiten, wo wir die beiden ins Auge fassen, zeigt sich uns die Dürftigkeit dieser Ersatzmittel als Ursache dafür, dass die Grundverhältnisse unserer Betonung so vielfach verkannt werden. Der unaufhörliche Wechsel der Klangfarben, der namentlich den Bedeutungsgehalt eines und desselben Lautbildes in der mündlichen Rede stetig verschiebt, wird in der Schrift in zwei starre Formen gepresst, zwischen denen alle Mittel- und Bindeglieder zu Boden fallen. Wenn in Grillparzers „*Des Meeres und der Liebe Wellen*“ (II. 1) Leander ausruft: *O ich bin dreifach elend!* und Naukleros antwortet: *Leander! elend? — Glücklich!* so haben wir deutlich die beiden Extreme der Tonschwankung vor uns, die ein und dasselbe Lautbild zuerst mit Energie in die Sphäre der Wirklichkeit stösst, um es nachher durch die zersetzende Wirkung des Zweifels in Nichts aufzulösen. Aber so klar liegen die Verhältnisse selten, meist spielen die Grade in einander, und hier ist es die Schrift, die mit der Willkür ihrer beiden einzigen Ausdrucksmittel Fäden zerreisst, die die Rede durcheinander schlingt. man vergleiche z. B. *Des Meeres und der Liebe Wellen* III. 2:

Doch was beginnen nun? Ich kann nicht schlafen.
Beseh' ich mir den Ort? — Wie weit! — wie leer!
Genug werd' ich dich schaun manch langes Jahr;
Gern spar' ich, was du beutst, für künft'ge Neugier,
Horch! — Es war nichts — Allein, allein, allein!
Wie ruhig ist die Nacht! Der Hellespont
Lässt Kindern gleich, die frommen Wellen spielen.

Digitized by Google

und (III. 5):

Dank sagst du? Dank? Wofür? Dass du noch lebst?
Das all dein Glück? Entsetzlicher! Verruchter!
Was kamst du her? nichts denkend als dich selbst,
Und störst den Frieden meiner stillen Tage,
Vergiftest mir den Einklang dieser Brust?

Durch den Druck haben wir die Stellen hervorgehoben, an denen Frage und Ausruf in einander überzufliessen zu scheinen, und es soll hier kurz nur noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass ja auch die historische Syntax die *Fragestellung* nur als eine der vielen Abzweigungen aus dem gemeinsamen Untergrund der Tonsteigerung des Ausrufes erklärt. Es ist deshalb von Interesse, wie noch heute die mündliche Rede die entscheidenden Berührungspunkte alle deutlich aufweist, die die Schrift mit ihren willkürlichen Zeichen verschiebt. Wir werden dieser Frage noch häufiger näher zu treten haben, wie uns andererseits auch im geschlossenen Zusammenhang die Neigung der Umgangsprache beschäftigen wird, einem Lautbilde, das sie verwendet, durch den Ton eine fremdartige Bedeutung aufzuprägen, die bis zur völligen Zerstörung des Grundbegriffes geht, vgl. *Natürlich! So is recht! Bestärk ihn man noch immer.* (Familie Selicke S. 9) s. Cap. V.

Nebenbei darf sich der Blick vielleicht auch auf Ausschreitungen richten, die die Interpunktionslehre innerhalb der Schriftsprache angerichtet hat. Ursprünglich nur zum Ersatzmittel bestimmt, hat sich namentlich das Ausrufzeichen mittelst der Schulregeln zu einem Tyrannen aufgeschwungen, das ähnlich wie das Komma unsere ganze Orthographie vergewaltigt und längst nicht mehr Bedürfnisse befriedigt, sondern Opfer fordert. Ja, die

Digitized by Google

„Grenzboten“ haben sogar beobachtet, dass ein Erzähler durch Einschaltung des Fragezeichens hinter einem Ausruf sich den Satz ersparen wollte, der uns angedeutet hätte, dass der Erzähler Zweifel hegt an dem, was er seinen Helden in den Mund legte.

An die eben besprochenen Formen liessen sich noch die „Anführungszeichen“ schliessen. Sie sind im Grunde ein Mittel den Wechsel der Stimme zu verzeichnen, die Rede aus einem Munde in den andern überzuleiten, und stehen daher in einem gewissen Zusammenhang mit syntaktischen Fügungen, die eben demselben Zwecke dienen, und die beim Gegensatz von direkter und indirekter Rede zur Sprache kommen. Einen eigenartigen Einblick in diesen Zusammenhang bieten uns die Handschriften, in denen die altdeutsche Poesie auf uns gekommen ist. Diese Poesie, die im wesentlichen auf das Ohr und nicht auf das Auge wirken sollte, ist nur mit den notdürftigen graphischen Mitteln, über die unsere Altvordern verfügten, festgehalten und bietet daher vor allem da Schwierigkeiten, wo das Missverhältnis der aufnehmenden Organe wirksam wird. Daher nehmen unter den Kontroversen der Herausgeber dieser Poesie die Anführungszeichen ihren besonderen Platz ein; die einzelnen Sätze werden von Redner zu Redner verschoben, je nachdem dies mit den Erklärungsversuchen des Einzelnen überein stimmt. Unsere neuere Erzählungslitteratur weiss noch in den Händen eines Goethe die Verwendungsfähigkeit der Anführungszeichen nicht völlig auszunützen. So zieht sich durch die Dialoge des Wilhelm Meister in ermüdender Wiederholung die Ankündigung, wo und von wem ein neuer Faden gesponnen wird. Ausserdem herrschte und herrscht bei den Schriftstellern grosse Ab-

Digitized by Google

neigung gegen den lästigen Zwang den diese Zeichen ausüben. Schon ihr Name „Gänsefüsschen" gab Gelegenheit zu allerlei bösen Bemerkungen (vgl. Grimm D. W. B. vgl. Glöde Z. D. U. VIII. S. 6 ff.). Jean Paul sagt im Titan: *Da ich nicht einsehe, was die Menschen davon haben, wenn ich die mir beschwerlichen Gänsefüsse samt dem ewigen „er sagte" hersetze, so will ich den Auftrag in Person erzählen.* Der neuere Roman hat diese Klippe überwunden und schlingt gerade mittelst der Anführungszeichen seine Dialoge bequem durcheinander; dabei können wir freilich auch an der Einstreuung anderer Mittel beobachten, wie monoton der einseitige Gebrauch dieser Zeichen wirken würde, vgl. z. B. bei Rosegger (Wirt an der Mahr, S. 38).

„Das sind keine Tiroler gewesen" sagte Peter kurz. Wer es denn sonst gewesen sein solle mitten im Lande Tirol?

„Fremde führen die Herrschaft".

„Possible"! Möglich, dass es keine Tiroler gewesen wären, meinte die jüngere Frau.

Indes es die bisherigen Mittel meist auf die Modulation des Tones abgesehen haben, die sie kennzeichnen wollen, zielen andere mehr auf die *Dynamik* des Tones. Diese sind zwar noch nicht von der Schule in Pacht genommen worden und gehören nicht mehr so recht in den obigen Kreis, sie eröffnen aber allerlei Ausblicke gerade in unserm Stoffgebiete. In der Schrift tauchen *unterstrichene* Stellen, in Büchern *gesperrter* und *fetter Druck* aus der Umgebung hervor, und wir werden dadurch veranlasst, den so gekennzeichneten Worten unsere besondere Beachtung zu schenken. Da nun auch die Syntax ihre eigenen Mittel hat, um Wortgruppen über andere hinweg in den Vordergrund zu schieben — wir

Digitized by Google

werden sie namentlich in der Wortstellung kennen lernen. — so ist es von Interesse, das Wechselverhältnis zwischen diesen inneren Mitteln und den Schriftzeichen der Schreiber und der Drucker zu betrachten. Und auch hier bieten die Buchausgaben des neueren Schauspiels Überraschendes. Max Halbe geht geradezu darauf aus, auf diese Art den Satzaccent festzunageln, was heutzutage, wo die Wissenschaft von allen Seiten den Betonungsverhältnissen unserer Sprache nahe rückt, mindestens Beobachtungsmaterial verspricht. Es scheint aber freilich, als ob Hand in Hand mit dieser Freigebigkeit an äusseren Mitteln, das feinere Verständnis für die *inneren* Mittel abnehme, mindestens das Vertrauen auf die Feinfühligkeit des Lesers; man vgl. aus der „Jugend" (S. 58): *Sehen Sie, Herr Kaplan, das muss ich nun wieder besser wissen, was ich erlebt hab' oder nicht! Natürlich hab' ich bis jetzt nur die Schulbank gedrückt. Leider! Ich wünschte, ich wär' schon lang rausgekommen! Ich hätt was von der Welt gesehen! Das ist ja eben! Man sitzt und sitzt, hat den Drang . . .* oder (Eisgang S. 10): *Wir müssen wünschen, ihn fern zu halten. Dass es gelingt, ist ausgeschlossen.* Man vergleiche nun damit die lebensfrische Kraft, mit der sich in der Mundart, namentlich des bairischen Stammes, die leitenden Gedanken gleich durch die Wortstellung ihren Platz sichern, so etwa in einem Ausrufe wie (Firmenichs Völkerstimmen II S. 692) *Mein Buabn hast d' erschossen* oder in (Anzengruber II. S. 321): *sag ihm, 's wär alles glücklich verlaufen und ein'n Bub'n hätten wir!* oder in der Antwort, die eine Münchnerin auf die verliebte Anrede *Himmlisch schönes Mädchen* giebt (Firmenich II. S. 705) *lassens mi aus mit ennera Schönheid! Ja schö wenn i war!* Vgl. Rosegger

Digitized by Google

(Wirt an der Mahr S. 122) *„Gut ists“ sagte der Bote „ein Schnaps wenn ihr habts, nachher red ich leichter* u. a. vgl. Cap. VI.

So haben wir die verschiedenen Krücken betrachtet, auf denen die Schrift dem Tonfalle der lebendigen Rede nachhumpelt, und wir sind dabei bis zum *Unterstreichen der Worte* gekommen. Nun zeigt uns aber die Schrift auch ein Mittel, in dessen Besitz sie der Rede voraus ist, das *Durchstreichen.* In der Schrift lassen sich Besserungen, Änderungen aller Art mit Unterdrückung des beanstandeten Teils ausführen, in der Rede immer nur als Nachtrag zu dem Gesprochenen. Was einmal in Sprache umgesetzt ist, lässt sich nicht mehr wegstreichen und nicht ausradieren; daher von dieser Seite aus ein Prinzip der Verschwendung in der Umgangsprache, das wir im vierten Kapitel nach den verschiedensten Richtungen wirksam sehen werden.

Aber noch ein weiteres Moment spielt hier herein. Das Streben und Bedürfnis nach Änderungen und Besserungen selbst, so lebhaft es sich auch in der Umgangsprache geltend macht, entspringt hier aus anderen Quellen als in der Schriftsprache. Während dort das Auge des Schreibenden die Kontrole ausübt über das Geschriebene, ist es hier mehr die Wirkung des Gesprochenen, die vom Hörenden auf den Redenden zurückspringt. Überdies sieht sich ja der Mann, der mit Worten nach Gedanken ringt, ganz anders zu Nachträgen, Berichtigungen, Einschränkungen und Erweiterungen veranlasst als ein anderer, der all das erst in sich selbst verarbeitet, ehe er den wohl durchdachten Satz zu Papier bringt. Wenn schon hieraus für die Schriftsprache ein kunstvollerer Aufbau ermöglicht wird, indess die Rede

Digitized by Google

lose und locker sich ausbreitet (vgl. Kapitel IV und VI), so kommt von der andern Seite hinzu, dass diese lockeren Formen auch von einer nachträglicheren Kontrolle nicht mehr berührt werden und dass ihr Wirkungskreis und Geltungsbereich von vornherein ein beschränkterer ist. Was unterscheidet die Rede des täglichen Lebens von dem Kunstbau der Rhetorik? Nichts anderes als der Geltungsbereich, der auf beide gestaltend zurückwirkt, das Publikum, das sich beide zum Ziel nehmen. Die Umgangsprache wendet sich — als Verkehrsmittel betrachtet — an kleine Verkehrskreise und erlaubt sich deshalb auch bequeme und nachlässigere Toilette. Aber nicht bloss dieser Punkt, der beim Aufbau in Frage kommt, springt aus dem Verkehrskreise heraus, auch die Geltung, die das einzelne Wort, der einzelne Satz hat, wird durch ihn bedingt. Worte und Sätze sind wie Münzen. Sie haben ihren wirklichen und ihren Tauschwert. Und der Tauschwert ist beweglich je nach den Verkehrskreisen, durch die er läuft. Da nun die Schriftsprache ihren Verkehrskreis möglichst in die Weite ausdehnt und die Umgangsprache umgekehrt eher die Neigung hat den ihrigen zusammenzuziehen, so ergeben sich auch hieraus Unterschiede aller Art, die nicht bloss im Wortschatz sondern auch im Satzbau interessante Erscheinungen zeitigen.

Wir haben aus dem Gegensatze von *Auge* und *Ohr*, in dem Schrift und Rede zu einander stehen, die verschiedensten Schlussfolgerungen gezogen und uns damit den Boden vorbereitet, um dem *sparsamen* und dem *verschwenderischen* Zug der Umgangsprache nachzuspüren. Wir gewinnen aus dem Wirkungskreise, den die Schrift erweitert, die Rede verengert, das Verständnis für die

Digitized by Google

ungemeine Beweglichkeit der Werte in der Umgangsprache, und endlich erschliesst sich uns aus allen diesen Grundbedingungen das lose, lockere Gefüge der Umgangsprache als ihr hauptsächlicher Charakterzug, der von den Gebilden der Schriftsprache fern zu halten ist. Bevor wir jedoch alle diese Erscheinungsformen ins Auge fassen, müssen wir der Grundverschiedenheit nähertreten, die sich in der Eröffnungsform des Gespräches gegenüber dem schriftlichen Verkehr geltend macht.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Eröffnungsformen des Gespräches.

Vielleicht nirgends zeigen sich Umgangsprache und Schriftsprache in so schroffem Gegensatz als gerade in ihrer Eröffnungsform. Für die Schriftsprache gilt im allgemeinen, dass auf den Anfang das mühsamste Nachdenken verwendet wird, dass der Beginn eines Briefes, einer Abhandlung, das meiste Kopfzerbrechen verursacht und dass mit dem ersten Punkt auch das Ziel schon „halb gewonnen" ist. Umgekehrt finden wir nun in der Umgangsprache am Beginne des Gesprächs, in der Eröffnung des Dialogs fast immer Formen, die weit abstehen von jeder Reflexionsthätigkeit, die vielmehr ganz unmittelbar einen äusseren Eindruck, eine innere Empfindung wiederspiegeln. Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt auch hier ziemlich offen da; die Umgangsprache entspringt ihrer Natur nach unmittelbar unter den Eindrücken, an die sie anknüpft, die Schriftsprache muss die Voraussetzungen, an denen sie weiterspinnt, erst künstlich reproduzieren. Und noch ein Weiteres. Das Organ, das der Umgangsprache in erster Linie dient, die *Stimme*, gewinnt meist erst in Anläufen die Modu-

Digitized by Google

lationsfähigkeit, sie setzt vielfach mit unartikulierten Lauten ein, ehe sie die volle Herrschaft über die Sprache gewinnt. Aus dem einen wie dem anderen Grunde erklärt sich nun, warum wir in der Eröffnungsform des Gesprächs die *Interjektion* voranstehen sehen.

Was sind sie denn eigentlich, diese Interjektionen! Dem Namen nach Zwischensätze, Einschiebsel, d. h. etwas was im grammatikalischen Gefüge keine Stätte findet. Schon mit dem lateinischen Namen also bekundet die Grammatik die Verlegenheit, die ihr diese Formen bereiten; sind es doch Fremdlinge, die dem lebendigen Fluss der Rede entspringen, und die nur gelegentlich auch in den Ziergarten der Schrift gespült werden. Aber auch auf dem Boden der Umgangsprache, wo sie ihr Heimatrecht haben, wird es uns schwer, ihr eigentliches Wesen zu bestimmen. Es sind zunächst negative Kennzeichen, die wir ihnen anheften können. Ganz im allgemeinen stehen sie mit den Naturlauten auf der primitiven Stufe der Sprachschöpfung. Die wirkende Ursache, die sie ins Leben ruft, ist nicht das Zweckbewusstsein sondern der einfache Reflex, die unbewusste Rückwirkung äusserer oder innerer Vorgänge. Das Lautbild, das so entstanden, kennzeichnet sich auf dieser Stufe nun durch sein Verharren im Zustande des Unentwickelten: kein Bedeutungsgehalt entwächst dem Lautkörper, keine Flexionsformen gliedern sich an, um ihn in Bewegung zu setzen. Dies wäre mit den Mitteln der Negation entworfen das Bild unserer Interjektionen, dessen Umrisse aber aufs neue wieder zu zerfliessen drohen, wenn wir die Beweglichkeit der Werte unserer Sprache ins Auge fassen. Die Interjektionen zeigen alle die Neigung, von ihrem Ausgangspunkte weiter vorzuschreiten und erhalten dafür eben an

Digitized by Google

ihrem Ausgangspunkte Ersatz aus allen Lagern des Wortschatzes durch Rückbildungen, die man gewöhnlich als *uneigentliche* Interjektionen bezeichnet.

Sehen wir nun von der Definition ab und halten uns an die verschiedenen Gruppen, die sich uns unter den Naturlauten darbieten, so geraten wir wiederum in Verlegenheit, diesmal aber durch die Fülle, die uns entgegenströmt. Jede Buchausgabe eines neuen Schauspiels des Fischerschen Verlags in Berlin sucht seine Vorgänger durch sorgfältigere Verzeichnung solcher Naturlaute zu übertrumpfen. Nicht nur Empfindungslaute und Schallnachahmungen, wie sie schon die Grammatik kennt, sondern auch die Übergangslaute von einer Artikulation zur andern werden sorgsam registriert, wenn sie auch im Grunde nur in bestimmten Fällen wirkliche Bedeutung gewinnen. Bedeutsam z. B. reden solche Laute, wenn sie als misslungene Ansätze zur Artikulation die Verlegenheit des Sprechenden hervorheben wie in Sudermanns „Heimat" (S. 19), wo der Regierungsrat auf die kitzlige Frage *Das ist alles?* mit einem *Gott—e!* vergebens versucht, einer Lüge mit Diskretion sich zu entwinden.

Auch die Schallnachahmungen spielen ihre eigentliche Rolle im Wortschatz[1]), wo sie freilich noch lange nicht genügend ausgebeutet worden sind; für syntaktische Zwecke gewinnen sie vorwiegend da Bedeutung, wo Trennungslinien zwischen den einzelnen Mundarten blossgelegt werden. Es scheint nämlich, als ob die norddeutschen Mundarten noch ergiebigeren Gebrauch von ihnen machen als die süddeutschen, wie z. B. der platt-

[1]) Vgl. Paul. „Principien der Sprachgeschichte[2]". S. 143 ff. Winteler. „Naturlaute und Sprache." Aarau 1892.

Digitized by Google

deutsche Nachahmer Hebels sie gerne an Stellen einschiebt, wo Hebel Pronominalformen verwendet oder gar keinen Einschnitt zeigt: vgl. aus der „Wiese“

Fall mer nit sel Reinli ab! — Do hemmers, i sags jo,
hani's denn nit gseit? Doch gaucklet's witers und witers
groblet uf alle Vieren, und stellt si wieder uf d' Beinli.

mit *Fall mi de Höchen ni dal! perdauz! — dar hebbt wi't — da liggt se,*

Sühst du? heff ick't ni seggt? doch spasst se wider un wider,
Krappelt op Föten un Hann, un wup di! is se tohöch kamn.

Dass natürlich auch Hebel, wie jeder dem Idyllischen zuneigende Dichter[1]), von solchen Mitteln Gebrauch macht, bedarf keiner weiteren Betonung, man vgl. z. B. aus den „Irrlichtern“

Druf putzt er d' Schnören amme Tschäubli ab,
hui, flackerets in lichte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten ab und uf.

Die eigentlichen Interjektionen sind nun, und das ist auch mit ein Grund, warum sie in der Eröffnungsform solch grosse Rolle spielen, — im wesentlichen Kombinationen des Stimmtones mit dem Stimmeinsatz, *ah! oh! ha! ho!* bald mit eingezogenem, bald mit ausströmendem Atem arbeitend. Schon ein mittelhochdeutscher Schulmeister, Hugo von Trimberg, hat die Mannigfaltigkeit unserer Interjektionen auf ein Vokalspiel zurückgeführt[2]) und ähnlich singt auch Logau in seinen Sinngedichten[3])

---

[1]) Vgl. Reuter *„De Klock de geiht: tick tack tick tack“* („Reis nach Belligen“) und vor allem in der „Franzosentid“ im 3. Kapitel, wo die nächtlichen Abenteuer des Herrn Droi erzählt werden.

[2]) Vgl. im „Renner“ 22188, vgl. Grimm D. W. B. IV 2 S. 2013.

[3]) Vgl. Grimm a. a. O. S. 2015.

Digitized by Google

a ist derer die nicht wollen.
e ist derer die nicht sollen.
i ist derer die da zagen.
o ist derer die da klagen.
u ist derer die da plagen.

Hier wird das Vokalsystem auf verschiedene Arten von Empfindungen verteilt, während es Goethe im Egmont in den Dienst einer und derselben Gattung stellt (S. 249)[1]) Vansen: *Wer will? Willst du's etwa hindern? Willst du einen Aufruhr erregen, wenn sie ihn gefangen nehmen?* Jetter: *Ah!* Vansen: *Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?* Soest: *Eh!* Vansen (sie nachäffend): *Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durch's ganze Alphabet. So ist's und bleibt's! Gott bewahre ihn!*

Mit unserm Vokalsystem ist natürlich die Mannigfaltigkeit der Interjektionen nur leicht angedeutet. Denn abgesehen davon, dass schon die Diphthonge hereinspielen, wie z. B. *Ei* ein grösseres Gebiet beherrscht als das mehr norddeutsche *J!* so haben auch die nasalen und liquiden Konsonanten vollen Anspruch auf Beachtung. Allerdings haben sie ihre Verbreitung mehr in den Mundarten gefunden,[2]) jedoch die Kombination des Nasals mit der Exspiration (*Hm!*) ist Gemeingut der Umgangsprache geworden. Schon Herder, der sich darüber beklagt, dass die deutsche Umgangsprache haltlos zwischen dem Extrem barscher Kürze und bedientenhafter Redseligkeit hin und her schwanke[3]) sagt: *antworten wir wie Unteroffiziere mit dem Knüttel: „Hum! hum!" ohne zu fragen, ob der andere daraus klug werde.* Und ähnlich schweigt sich

[1]) Vgl. Grimm a. a. O. S. 2015.
[2]) Vgl. Studien zur Litteraturgeschichte. Hamburg 1893. S. 213.
[3]) Werke ed. Suphan XXX S. 225.

Digitized by Google

der Pfarrer in Sudermanns „Heimat" auf das Geständnis der Magda (S. 73): *Sie gefallen mir jetzt viel, viel besser als damals, da Sie mir — wie sagt man doch? einen ehrenvollen Antrag machten* mit einem *Hm!* eindringlich aus.

Von ganz anderer Bedeutung sind jedoch die oben besprochenen Kombinationen des Stimmtons mit dem Stimmeinsatz, dessen rezeptive oder explosive Gestaltung im Wechselverhältnis mit der Empfindung steht, die ihn auslöst. Am deutlichsten sehen wir dies an dem Unterschiede zwischen *Eh!* und *He!* welch letzteres vom blossen Ausruf direkt zum Anrufe übergeht: vgl. (Egmont S. 244) *He! Pst! He! Nachbar ein Wort!* Man vergleiche auch aus Hebel *und woni rüef „Du Hexli, he" se gits mer scho kei Antwort meh*, wo der plattdeutsche Hebel sich mit einem Imperativ behelfen muss *Lüttj' Hex kumm her.* Auch die Verdopplungen der Formen (*Haha! Hihi!*) und ihre Vermischungen untereinander (*Oho! Oha!*) spielen eine grosse Rolle und scheinen sich in einzelnen Gegenden mit ganz verschiedenen Gebrauchsweisen festzusetzen. So wird für *oha* z. B. bemerkt,[1]) dass es im Bergischen, in Flensburg und in der Umgebung von Halberstadt gebraucht werde, wenn man andeutet, dass man mit dem Gesagten nicht einverstanden ist, es für falsch hält. In Wien andererseits bedeute es so viel wie „*Achtung*"[2]) im südlichen Holstein dagegen gebrauche man *oha*, wenn man eine schwere Arbeit vollbracht habe und sich dann ermüdet hinsetze, ebenso wenn man von übermässiger Hitze ein wenig ausruhe.

---

[1]) Vgl. Bernhardt. Z. D. U. VII. S. 840.

[2]) Vgl. hierzu („Wirt an der Mahr" S. 94). *Der Bayer erhaschte seinen Arm und sagte, ihn festhaltend, ganz gemütlich „Oha junger Herr, wir bleiben noch beisammen.*

Digitized by Google

Man sieht, so übersichtlich sich die Lautbilder auch gliedern lassen, einer wirren Fülle stehen wir gegenüber, sobald wir uns auf Bedeutungsentwicklungen einlassen. Freilich ist man hier auch von vornherein Trugschlüssen aller Art ausgesetzt, denn abgesehen davon, dass Interjektionen, denen thatsächlich schon ein gewisser Bedeutungsgehalt innewohnt, weit abgekommen sind von ihrem Ausgangspunkt, lässt man sich auch gar zu leicht verführen, in die Interjektion eine Bedeutung zu verlegen, die nur dem Zusammenhange abgeborgt ist, in dem sie verwendet wird.

Die Wechselwirkungen freilich wollen wir ja nicht bestreiten, die sich aus gewohnheitsmässiger Verbindung der Interjektion mit einzelnen Worten ergeben, wie z. B. in *Ach wie schade*! oder in *Eh nun* (vgl. D. W. B. III. S. 36) *Ei was*? *I wo*? *Oh weh*! Nur darf man sich durch diese späteren Entwicklungen nicht verleiten lassen, den Erklärungsgrund in der Interjektion aufzusuchen. Die Erklärung liegt immer in der Empfindung, durch die der Laut mit seiner Umgebung ausgelöst wird. Und mit diesen Empfindungen gewinnen wir wieder einen Gliederungsgrund der fast noch mehr Übersichtlichkeit verspricht als das Lautbild. Denn alle diese Empfindungen, so mannigfaltig sie sich geben, lassen sich auf Freude und Schmerz, auf Abwehr und Zustimmung zurückführen.

Und eben dieselben Faktoren sind es auch, die die ganze Gruppe der uneigentlichen Interjektionen in Bewegung gesetzt haben. Wenn Reuter in der „Reis nach Belligen" die Entrüstung der in ihren heiligsten Rechten gekränkten „Oll Swartsch" schildern will, so lässt er sie in bunter Fülle Interjektionen und interjektionell verwendete Worte heraussprudeln, ehe sie zur eigentlichen Abwehr übergeht.

Digitized by Google

Wo? Ih! Ne! Dat wir doch curjos!
Wo? Ik ded mi jo schön vermeiden!
Du willst mi hir de Mund verbeiden? . . .
Ik sall nich reden? Vör so'n ollen
Entfahmten Voszkopp sall ick swigen
Wo? Du sallst jo dat Weder kriegen.

Hier haben wir sie im Grunde alle beisammen in charakteristischen Typen, die Erscheinungsformen der uneigentlichen Interjektion, und wir stossen dabei gleich wieder auf den Charakterzug unserer Umgangsprache: *c'est le ton qui fait la musique.* Alle diese Formen der Verneinung, der Fragestellung, die Epitheta, die Verwünschungen, die verstümmelten und voll ausgebildeten Sätze, sie sollen gar nicht das ausdrücken, was sie dem Wortlaute nach bedeuten, sie alle sind nichts weiter als die Ausdrucksmittel eines und desselben Affektes der sie willkürlich in seinem Dienste umprägt. Aber gerade in dem Beispiele aus Reuter sind sie die typischen Vertreter der Wortklassen und Wortgruppen, die am leichtesten von dieser Umprägung betroffen werden.

Gleich die Formen der *Bejahung und Verneinung*, die schon etymologisch auf der Grenzlinie zwischen Interjektion und Wurzelbildung stehen, greifen mit ihrer Bedeutungsentwicklung von einem Gebiete in das andere über. Ihre Hauptverwendung, von der das D. W. B. als der Grundbedeutung ausgeht, finden sie allerdings in der zweckbewussten Mitteilung, mit der entweder eine zustimmende oder eine abwehrende Antwort gegeben wird, vgl. aus der Reichstagsrede Caprivis vom 27. Februar 1894: *Hat denn das Hervortreten der wirtschaftlichen Tendenzen im Innern den Frieden genährt? Ich glaube nicht. Sollte die Uneinigkeit zwischen den Nationen, die ohnehin nicht gemein-*

Digitized by Google

same Interessen, nicht gemeinsame Vaterlandsliebe haben, nicht weit stärker hervortreten? Ich glaube ja. Man braucht jedoch nur die Belege durchzumustern die Grimms Wörterbuch für *ja* (IV ² S. 2188/9) und *nein* (VII S. 588/9) giebt, um zu sehen, wie leicht gerade diese Formen nur als Übergangs- und Vorschlaglaute vor andere Worte und Sätze treten. Charakteristisch ist die im Simplicissimus beliebte Verneinungsformel *Ei ja wol nein* (D. W. B. IV ² S. 2191). Allerdings liesse sich diese sonderbare Verbindung auch anders deuten, wenn man im Auge behält, was ein österreichischer Dialektkenner über seine Bauern sagt[1]). Nach ihm verwendet der Bauer *jô* am Anfange des Satzes mit Vorliebe, um die Fordernden oder Behauptenden nicht durch eine plötzliche Weigerung oder Verneinung zu beleidigen. Dieses *jô* habe den Sinn *Ja soweit wäre die Sache wohl billig oder richtig, aber* u. s. w. Damit wären wir auf einen andern Charakterzug unserer Umgangsprache gekommen, der uns noch oft beschäftigen wird, ihre elliptische Kürze. In der That darf man die Beobachtung, die Nagl an seinen Bauern gemacht hat, verallgemeinern, wenn man sieht, wie sehr gerade *ja* im Gegensatze zu den Verneinungsformen interjektionelle Spielarten ausgebildet hat. Schon der Umstand, dass *ja* ein ähnliches Vokalspiel entfaltet, wie wir es eben für die eigentlichen Interjektionen nachgewiesen haben, indes sich bei *nein* die lautlichen Nuancierungen mehr auf einzelne Mundarten verteilen (D. W. B. VII S. 586), giebt zu denken. Denn für *ja* lassen sich in ein und derselben Mundart Begriffschattierungen mit Lautab-

[1]) Vgl. W. Nagl Roanad. Wien, Gerold, 1886. S. 88. Vgl. Tomanetz Z. D. U. VII. S. 805.

Digitized by Google

stufungen in Einklang bringen (D. W. B. IV ² S. 2187)[1]), wenn man auch die Versuche ablehnen muss, scharfe Grenzlinien zwischen den Bedeutungsgruppen abzustecken. So möchte Frommann im ostfriesischen Dialekte 5 Bedeutungen abgrenzen: 1. *ja* einfache Bejahung, 2. *jà* nachdrückliche Bestätigung (Anzeige der Dienstbereitschaft), 3. *jè* Einwilligung (Beipflichtung, Geständnis etc.), 4. *jô* Einschärfung, 5. *jò* Hinweis auf die Bestätigung des Selbstgesagten durch die Aussage eines andern. Abgesehen von der Unmöglichkeit, die Grenzlinien sicher zu ziehen, krankt diese Einteilung auch daran, dass sie an Äusserlichkeiten haftet, statt den inneren Kern zu treffen. Wohl verdient das Lautbild Berücksichtigung, und es wird immer von Interesse sein, dem Wechselverhältnis zwischen den Tonschwankungen und der Bedeutungsdifferenzierung nachzuspüren, aber die Hauptaufgabe, die die Bejahungspartikel stellt, liegt anderswo. Schon die Frage, inwieweit die Partikel isoliert auftritt, wie in dem oben angeführten Beispiel, inwiefern sie zur Verbindung mit anderen Formen neigt, ist von grösster Wichtigkeit, weil ihre eigene Bedeutungsentwicklung stark beeinflusst ist von den Worten, mit denen sie sich verknüpft. Gerade die Vorliebe, mit der sie sich an Interjektionen aller Art anhängt, verdient unter diesem Gesichtspunkt besondere Beachtung, vgl. schon den Gellertschen Beleg (Grimm S. 2190)

sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt sind wir noch da.
die bauren lächelten. ach ja, herr amptmann, ja!

Und so wird sich die Untersuchung bei unserer Partikel immer zu der Frage zuspitzen, dient sie dem Zweck der

[1]) Vgl. auch Binz, Syntax der Baselstädtischen Mundart. Stuttgart 1888. S. 7. Steindl in „Bayerns Mundarten" I. S. 145.

Digitized by Google

Bejahung oder leiht sie nur die Form her, um anderen Zwecken zu dienen? In unserem Zusammenhange, als Eröffnungsform, hat der erste Gebrauchsfall weniger Bedeutung als der zweite. Wenn Sudermann in der „Heimat" (S. 8) ausrufen lässt *Ja, was ich fragen wollte*, so erscheint uns die Partikel ganz und gar nur als Eröffnungsform, als Vorschlag vor der eigentlichen Aussage. Und doch weist sie auch hier nicht nur auf dieselben Wurzeln zurück aus denen das bestätigende *ja* sich entwickelt hat, sondern sie ist vermutlich selbst ein solch bestätigendes *ja*, nur dass ihre volle Bedeutung mit dem Zusammenhang verloren gegangen ist, aus dem sie sich als Trümmerstück losgelöst hat. Also auch hier wieder eine Lücke, die der Verwitterungsprozess eingerissen hat, und die wir erst wieder ergänzen müssen. Sie wird uns schon deutlicher in einem andern Belege aus der „Heimat" wenn Keller auf die Frage, was aus Magda geworden sei (S. 20), antwortet: *Ja, wissen Sie, mit der Musik ist das wie mit der Lotterie. Auf zehntausend Nieten kommt ein Gewinst.* Wir können uns hier eine bestätigende Wiederholung der Frage in die Lücke denken. Noch deutlicher jedoch füllt sich die Lücke meistens bei dem vielberufenen *Ja aber*. Ein besonders instruktives Beispiel finden wir in einer Reichstagsrede Caprivis (19. 2. 94.): *Der Abgeordnete sagt, der Kanzler Leist kenne die Neger nicht. Ja, der Kanzler Leist kennt vielleicht die Bücher nicht, aus denen der Graf Arnim seine Kenntniss der Neger geschöpft hat.* Hier haben wir die Lücke ausgefüllt vor uns, weil der Redner die Behauptung des Vorredners nicht schlechthin bestätigen wollte, sondern mit wirksamer Umänderung wiederholte, während andererseits in einem Belege wie dem folgenden die Wiederholung

Digitized by Google

naturgemäss unterblieb (Preuss. Landtag vom 26. 1. 94.) *Herr Brömel sagt freilich, es werden so viele Schulden bezahlt, ohne dass sie gelöscht werden. Ja aber ein ungezähltes Schuldenkapital ist überhaupt gar nicht eingetragen.* Vgl. Heimat S. 14: *Er sollte ja mein Schwager werden.* Max: *Ja, aber sie wollte nicht.* Mit allen diesen Belegen gelangen wir jedoch weniger an die Eröffnungsform des Gesprächs als mitten hinein in das Gespräch selbst; denn die Bestätigung knüpft immer an eine Vorrede an.

Anders nun die Fälle, in denen der Redende die Bestätigung durch den Hörer mit einem *ja* selbst schon vorweg nimmt. Hierher gehört das *ja* mit dem in der „Heimat" die alte Jungfer ins Gespräch eingreift (S. 39): *Ja, da sieht man, was du für ein Herz hast.* Aus der mittelhochdeutschen Dichtersprache kennen wir die ungemeine Verwendungsfähigkeit dieses *ja*. Wir finden es im Nibelungenlied an der Stelle, wo die jugendliche Kriemhild dem Morgenrot verglichen wird:

(Lachmann 281): *Jâ lûhte ir von ir waete vil manic edel stein*
ir rôsenrôtiu varwe vil minneclîchen schein

und sehen es ganz und gar unter die Partikeln des begründenden Satzes geraten, wenn eine Liebende den diskreten Ritter gekränkt anfährt

(M. Fr. 8, 13): *des gehazze got den dînen lîp!*
jô enwas ich niht ein bêr wilde' sô sprach daz wîp.

Heutzutage spielt die Partikel in solchen Sätzen nur noch die Rolle eines Einschiebsels, vgl. (Heimat S. 13 u. 14): Max: *Und wer könnte uns helfen?* Marie: *Wer sonst als der Pfarrer? ... Der kann ja alles. Der geht ja mit den Menschenherzen um.* Vgl. („Wirt an der Mahr" S. 54): *Geh, Hanai, red' nit immer so und lass mir die Freud'; schau hat ja kein Mensch einen Schaden davon.* Dagegen als

Digitized by Google

Eröffnungsform, als Vorschlag vor dem Satze hat es sich ganz und gar nach anderen Seiten entwickelt und ist geradezu unter die unartikulierten Laute zurückgetreten, mit denen sich die Sprache erst die Herrschaft über das Wortmaterial erkämpft. Es giebt thatsächlich Menschen, die ihre Rede nicht ohne ein *Ja* beginnen können, indes es bei anderen sich nur gelegentlich den Sätzen vordrängt, vgl. (Heimat S. 61): *Ja, was denkt ihr von mir?* (S. 86): *Ja, das weiss ich nicht.* (Wirt an der Mahr S. 122): *Und einer fragte den Boten: „Ja wie weisst denn du so viel, wenn du vom Gamsgebirg kommst?* Namentlich in den Lieblingsverbindungen *ja was?* (vgl. Heimat S. 56. 61. 135. 136 u. a.) und *ja so* (Heimat S. 57 u. a.) hält sich die Partikel fest.

Im Vergleich damit ist die Bedeutungsentwicklung der Verneinungsformen eine beschränktere geblieben, wie die Beispiele in Grimms Wörterbuche zeigen (VII, S. 589—91).

Elliptisch lässt sich jedoch auch hier eine sehr beliebte Verwendung erklären, die schon bei Hebel begegnet, vgl. („Die Wiese"): *Nei so lueg me doch wie cha mi Meiddeli springe!* und ähnlich (Jugend S. 23) *Nein, aber dieser Hans!* (Einsame Menschen S. 15) *Aber nein, Minna! Sie machen's auch wirklich zu bunt.*

Auch die Frageformen sind nun in engster Berührung mit den Interjektionen anzutreffen. Wir haben schon in dem oben erwähnten Beispiel aus Reuter die typische Verbindung von Interjektion, Verneinungspartikel und Frageform:

Wo? Ih Ne! Dat wir doch curjos
Wo? Ick ded mi jo schön vermeiden.

Ähnlich wird dem Seifensieder im Egmont, der auf „Vansen" losschlägt, zugerufen *Was, den Ehrenmann?* (S. 209) und in der „Heimat" sehen wir, dass auf dreiste Zumutungen

Digitized by Google

bald ein entrüstetes *wie?* (S. 61. 64) bald ein entsprechendes *was?* (S. 84. 88. 142. 158) einsetzt, indes sich die Unsicherheit, die nicht recht zu verstehen glaubt, bald in einem „*Hä*“ bald in dem höflicheren *Wie meinen?* (S. 17) äussert.

Für unsere Zwecke ist von Bedeutung, dass in beiden Fällen ein Übergang der Frageform in die Reihe der Interjektionen vorliegt, das eine Mal unter dem Reflexe des Unwillens, das andere Mal unter dem der Unsicherheit, des Zweifels. Dieser Übergang ist aber in beiden Fällen eine Rückbildung, die mitten durch einen Verwitterungsprozess geht. Wir können nur mit ein paar charakteristischen Belegen andeuten, aus was für einem Zusammenhang diese Frageformen sich losgelöst haben. Am nächsten der eigentlichen Frage stehen die Reflexlaute der Unsicherheit, des Zweifels. Und hier verlangt die höflichere gewähltere Sprache voll ausgebildete Sätze, wie sie uns bezeichnender Weise in der „Heimat“ kaum begegnen: *Wie meinen Sie. Wie sagten Sie? was befehlen Sie?* Die ungezwungene Sprache, die überhaupt die Regungen des Zweifels gerne in unartikulierten Lauten äussert, verwendet aus diesen Formeln nur Trümmerstücke: *wie* und *was?* Begünstigt wird diese Neigung noch dadurch, dass die Fragestellung überhaupt, weil sie immer an einen Zusammenhang anknüpft, der knappsten Kürze zustrebt, vgl. (Heimat S. 61): Magda: *das wird leider eine kurze Freude werden.* Frau Schwartze: *Warum?* (S. 97) Magda: *Ah! Sie sinds. Das ist schön. Sie fehlten mir.* Pfarrer: *Ich? — Wozu?*

Ebenso ungezwungen erklärt sich die Frageform als Reflexlaut des Unwillens aus der Ellipse. Wenn Magda in der „Heimat“ auf des Pfarrers Forderung (S. 81): *Ver-*

Digitized by Google

gessen Sie es antwortet: *Wie kann ich vergessen? Wie darf ich?* so sehen wir, wie die Partikel im entsprechenden Zusammenhang die bestimmte Klangfarbe des Tones vorbereitet, die ihr nun auch in der Ellipse treu bleibt, vgl. (S. 61) Schwartze: *Du wirst uns viel zu erzählen haben, Magda.* Magda (auffahrend): *Wie? Na, wollen ja sehen* (S. 84) *Was? Was? Ich — soll — nicht?* Vgl. auch „Maria Stuart" (V, 9) *Wie? Die kleine Bitte könntet ihr mir weigern?*

Doch auch auf anderem Gebiete heftet sich eine bestimmte Klangfarbe des Tones an Formen, in denen ursprünglich ein wesentlich anderer Bedeutungsgehalt ruhte, und meist sind solche Verschiebungen zugleich mit einem Drängen an die Spitze des Satzes verknüpft. Aus unserem weit gezogenen Kreise der Partikeln werden in erster Linie zwei davon betroffen: *nun* und *so.*

Es ist kein Zufall, dass dies Formen sind, die nach ihrem Bedeutungsgehalt die Anknüpfung an die Situation miteinander gemein haben, denn die sinnlich warnehmbare Situation ist es eben, aus der die Umgangsprache mit ihrer Lebendigkeit losbricht.

Nun fasst die Situation unter der Anschauung der Zeit zusammen, indes *so* als komparative Partikel vielleicht eher räumlich zu nehmen ist, beiden Formen liegt demonstrative Hindeutung auf etwas Gegenwärtiges zu Grunde.

Bei *nun* sind zwei charakteristische Erscheinungen hervorzuheben. Einmal die Neigung, mit Interjektionen sich zu verbinden, vgl. *Eh nun, Nun ja* (Götz 76, 17) u. a. s. D. W. B. VII, 991/2. Noch bedeutsamer jedoch ist die Wandlungsfähigkeit des Lautkörpers, der je nach der Betonung durch das Vokalspiel hindurch

Digitized by Google

sich bewegt, wie wir es oben auch bei *ja* beobachtet haben. Ich möchte wenigstens entgegen dem „Deutschen Wörterbuche“ (VII, S. 3) *na* und *nu* auf eine Wurzel zurückführen und demnach (Heimat S. 67) *Na, weil das Kind so schön zu bitten weiss* und (S. 73) *Nun, wie dem auch sei, Herr Pfarrer* in gleicher Weise erklären. Das Einzige, was das Wörterbuch gegen *nu = na* anführt, ist die Frageform *nanu*, die Verbindung der beiden durch die Tonabstufung differenzierten, gleichbedeutenden Formen. Wir können diesem *nanu* jedoch aus den süddeutschen Dialekten etwas ganz ähnliches entgegen halten. In diesen Dialekten hat sich die Neubildung *jetzt* (aus *ie zuo*) breit an die Stelle des *nun* gesetzt, wenigstens konkurriert es mit *nu* in den Fällen, wo die Zeitbedeutung diesem mit der Betonung die volle Form bewahrt hat. Und dieses *jetzt* hat in dem verhältnismässig kurzen Zeitraume seines Gebrauchs (nicht ganz 500 Jahre) fast alle die Bedeutungen wieder aus sich heraus entwickelt, in die sich das alte *nun* gespalten hatte. Und bezeichnender Weise war diese Bedeutungsentwicklung auch hier wieder teilweise mit Gewichtsverminderungen der Partikel verbunden, wie sie namentlich der bairische Dialekt in dem kurzen und zornig herausgestossenen *hitzt* zeigt. Dieses *jetzt* tritt nun mit Vorliebe mit den Formen *na* und *no* in Verbindung, wie sie der bairische und schwäbische Dialekt herausgebildet hat, so bei Anzengruber in „Der Fleck auf der Ehr“ (I, 7; II, 4 u. a.) *Na hitzt*! vgl. Weitbrecht „Pfarrmagd“ (S. 49): *No' jetzt ischts a'mol so.* Dieser Tautologie liegt eben dieselbe Neigung zu Grunde, die wir überall in der Umgangsprache beobachten: die Häufung der Formen, wenn sie absterben und verwittern, und ich sehe in ihr gerade einen Beweis für *na, no = nun.*

Digitized by Google

Allerdings das schwäbische *no* hat sich lautlich einigen Formen genähert und mit ihnen sich berührt, die auf andere Wurzeln zurückweisen. In Weitbrechts „Pfarrmagd" deuten Fügungen wie (S. 52) *No? Moher denn* oder (S. 53) *Ha no', 's hot alles seine Grend* deutlich auf *nun*, während in (S. 56) *Ond no dreht er se zur Guschte* und in *So was no Bürschtle? („No' gstät"* S. 26) eher an Verstümmlungen jenes *nâch* zu denken ist, das sich in *darnach* und im bairischen *nachher* gerade in solchen Fügungen erhalten hat, vgl. (ebendort) *Nô gang e also nôch Amerika .. „Gang lauf spreng nôch Amerika, nô kriagscht mei Mädle aischt reacht et.* Andererseits vgl. („Fleck auf der Ehr" II. 7) *I werd' derweil 'm Jockel einspannen hoaszen und nachher schau Du, dass s'recht und richtig hoamtreffen mag;* (II. 15) *Na, was willst denn nachher?* Wem diese Verstümmlung von *nâch* zu gewaltthätig ist, der mag das schwäbische *no* im Titel der zweiten Schwabengeschichte Weitbrechts *No g'stät* ins Auge fassen, wo es aus *nur* (vgl. S. 25 *Ez sag mer noh*) abzuleiten ist, und in *no niamôla* (S. 27) *nohmôl* (S. 25), wo es mit *noch* zusammenhängt.

Eine Lieblingsverwendung unserer Partikel, die sie besonders gerne in die Eröffnungsform schiebt, ist die im Anrufe, wie wir sie bei Anzengruber (Fleck auf der Ehr I, 1) *No Du? Sontags halten mer kane Maulaffen feil* beobachten können. Und ähnlich erhält unsere Partikel in der Frageform die Bedeutung einer Einladung zum Gespräch, wie denn z. B. Sudermann in der „Heimat" eine Szene (S. 35) damit eröffnet (Schwartze: *Nun?*).

Bei *so* lassen sich die beiden typischen Züge, die wir für *nun* festgestellt hatten, die Verbindung mit Interjektionen und die Wandlungen des Lautkörpers nur in

Digitized by Google

beschränktem Masse beobachten. Allerdings hat es in *ja so* (Heimat S. 53) und *ach so* (Heimat S. 8) zwei beliebte Verbindungen entwickelt. Und wie nahe unser *so* dem Kreise der Interjektion gerückt ist, zeigt vor allem das Liedchen aus Goethes Götz (S. 116) dessen Refrain aus Interjektionen besteht:

Es fing ein Knab ein Vögelein
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Aber im allgemeinen hat sich unsere Partikel doch viel mehr für sich selbst entwickelt und für Verbindungen die Form der Verdoppelung vorgezogen *so! so!* (Heimat S. 17). Das liegt wohl an demselben Grunde aus dem die Beharrung unserer Partikel in ihrem Lautkörper[1]) zu erklären ist, nämlich der nachdrücklichen Betonung, die fast immer auf ihr ruht. Mit diesem Nachdruck weist unsere Partikel in erster Linie gerne auf sinnlich wahrnehmbare Vorgänge hin, vgl. (Heimat S. 59) *Na, reichen wir uns mal flott die Hände So!* namentlich wenn damit ein gewisser Abschluss als Übergang zu etwas Neuem hervorgehoben wird, vgl. (Götz S. 8) *So! nun wollen wir über die draussen.* (Heimat S. 159) *So! Jetzt bin ich wieder die Alte.* (S. 160) *So! Jetzt sind wir allein.*

Der Zusammenhang, die Situation, an die unsere Partikel anknüpft, spiegelt sich natürlich mannigfaltig in ihr wieder, und so sehen wir das *so* zum Reflexlaut

---

[1]) Vgl. jedoch das *se* bei Hebel („Die Marktweiber") *„Doch isch eim 's Herz bitrüebt, se gib em, was em bliebt!*

Digitized by Google

der verschiedenartigsten Empfindungen werden Vgl. (Heimat S. 38) Schwartze: *Märchen*! Franziska: *So da hat man's.* (S. 69) Pfarrer: *Ich würde Sie alsdann wegen des Umgangs beklagen, den Sie da draussen gehabt haben.* Magda (in spöttischer Überlegenheit): *So? was wissen Sie denn von meinem Umgang*!

Unter den *Nomina* nun tritt uns der Kreis der Anredeformen entgegen. Aber auch sie haben mit all den bisher behandelten Formen das gemein, dass sie nicht nur zu Beginn des Gesprächs, sondern auch mitten in diesem ihre Rolle spielen und andererseits, dass sie viel weniger häufig dem *Anrufe* selbst als vielmehr der Reflexäusserung von Empfindungen dienen. Ich meine mit der letzten Bemerkung nicht sowohl einen Beleg wie er uns aus den Worten Egmonts entgegenklingt, da dieser endlich das Spiel, das man mit ihm treibt, durchschaut (S. 273) *Oranien*! *Oranien*! Denn hier schwingt ein ganzer Vorstellungskomplex unausgesprochen mit: alle die Verhandlungen mit Oranien ziehen durch Egmonts Gedanken, da er den Betrug gewahrt, und der Name, den er anruft, ist in der That der Mittelpunkt einer ganzen unterdrückten Vorstellungsgruppe.

Ganz anders jedoch bei den Anredeformen, die wir im Auge haben. An ihnen wollen wir nur zeigen, wie sie als Eröffnungsformen des Gesprächs zugleich zu Ausdrucksmitteln der Empfindungen geworden sind, mit denen man das Gespräch eröffnet. Bleiben wir gleich bei den Namen stehen. Unsere Eigennamen und Geschlechtsnamen stehen für uns meist ganz unter dem Gesichtspunkt der bürgerlichen Institution, wir sehen in ihnen eine Einrichtung, die für bestimmte Zwecke des Verkehrs ausgestaltet wurde. Sobald wir aber ihrem eigentlichen

Digitized by Google

Bedeutungsgehalte näher treten, sehen wir gleich auch die beiden Haupthebel, die die Bewegung losgelöst haben, ehe sie zur Institution erstarrte, in den Kosenamen und Schimpfnamen. Also auch hier wieder Reflexbewegungen und zwar derselben Empfindungen, die wir schon oben als Quelle der Interjektionen mit Zustimmung und Abwehr, Freude und Schmerz, gefasst hatten. Und eben diese Reflexbewegungen zittern noch heute überall durch, wo Namen und Anredeformen verwendet werden, sie klingen in der unschuldigsten, wenigst bedeutenden Wortform wie auf einem Resonanzboden weiter. Belege giebt uns die tägliche Erfahrung jeden Augenblick an die Hand, ich begnüge mich mit einem kleinen Ausschnitt aus Hauptmanns „Friedensfest" (S. 27): Wilhelm *Ihr hättet zufrieden sein sollen — dass ich glücklich so weit war, wie ich war — Es war ja Alles glücklich — soweit abgeblasst — jetzt erst erkenne ich, wie weit* (überwältigt von Erregung bricht er auf einem Stuhl zusammen). Ida (mit unterdrücktem Aufschrei) *Wilhelm*! — Frau Buchner ... *Wilhelm hören Sie mich, Wilhelm*! ..... *Ich verlange von Ihnen als Mutter meines Kindes — Wilhelm*! — *Es liegt nun an Ihnen, — an Ihnen allein — Wilhelm, Sie haben furchtbar gefehlt*! ... — Ida — *Ach Mutter — Wilhelm — Du — Du hättest ihm — das nicht gleich sagen sollen.* Natürlich sind auch in der Reichhaltigkeit dieses Beispiels nicht annähernd alle Verwendungen angedeutet; überhaupt stehen wir hier einer Fülle gegenüber, aus der wir nur einige hervorstechende Gebrauchsweisen herausheben können. Zunächst einige Verwendungen, die teilweise in anderen Zusammenhang gehören. Das Füllmaterial, als das die Anredeform nicht bloss im Beginn, sondern auch inmitten des Gesprächs sich breit macht, gehört

Digitized by Google

dem verschwenderischen Zuge unserer Sprache an, vgl. (Heimat S. 9) *Max, Sie haben da nette Geschichten gemacht* mit (S. 11) Marie: *Ich brauche Ihnen nicht erst zu versichern, Max, dass ich niemandem einen Schimmer von Berechtigung gegeben habe.* Max: *Das weiss ich Marie.* Die Fragestellung, die sich auch der Anredeform in gesteigertem Masse bemächtigt, haben wir ja schon oben im Zusammenhange besprochen; wir sehen sie nun auch diese Formen von ihrer eigentlichen Grundlage aus weiter verschieben, bis sie zu Ausdrucksmitteln des Affekts werden, vgl. (Goetz S. 35) Abt: *Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marschall!* Liebetraut: *Von Wildenholz?* Abt: *Recht — von Wildenholz;* (Jugend S. 93) Kaplan: *Die Panna hat warten wollen, bis der Herr Pfarrer wird dasein.* Hoppe: *Und Hans?* vgl. (Jugend S. 104) Hoppe: *Das ist deine liebe Mutter . . .* Hans (erschüttert): *Meine . . Mutter?* (Maria Stuart V, 1) Kennedy (schaut auf . . .) *Melvil! Ihr seid es! Euch erblick ich wieder!*

Von hier aus ist nur ein kleiner Schritt zu der *Befehlsform*, in der die Anrede eine grosse Rolle spielt. Wie sehr die Grenzlinien hier ineinander fliessen, wie nahe sich Bitte, Zweifel und Aufforderung berühren, das zeigen uns Beispiele jeglicher Art, die die tägliche Rede gewährt, vgl. aus der „Heimat" (S. 13) Marie: *Die kommt nicht wieder* (weint), Max: *Marie!* Marie: *Sie haben recht. Weg damit!* (S. 11) Marie: *Mit welchem Rechte dürften Sie?* Max (bittend) *Marie!* (Fasst ihre Hand) Marie (sich losmachend) *Max — ich bitte Sie — nichts davon.* Und wenn gegen den Schluss des Stückes der greise Vater aus seinem Brüten mit dem Aufschrei *Magda!* auffährt (S. 131) und auf die Zurufe der Seinigen *Um*

Digitized by Google

Gottes Willen — was ist? antwortet: *Magda — Magda soll herkommen*, so sehen wir vor unseren Augen den Übergang vom Reflexlaut zur Mitteilung, vom Ausruf zum Anruf in schroffster Form sich vollziehen.

Unser Interesse wird an den Anredeformen nach zwei Seiten hin festgehalten. Einmal ist es der Formenkreis, den sie durchlaufen, in zweiter Linie die Stufenleiter der Empfindungen, die in diesen Formen verklingen. Was die Formen betrifft, so sehen wir Nomen und Pronomen mit einander wechseln (vgl. Maria Stuart IV, 3 *Dort trefft ihr mich — Und sehet zu, Mylord, Dass euch dort die Beredsamkeit nicht fehle*) und im Nomen gehen wiederum Eigennamen, Familiennamen, Verwandtschafts- und Geschlechtsbezeichnungen ihre besonderen Wege, wozu dann noch das ganze Heer der Berufstitel und gesellschaftlichen Formeln tritt, die mit ihren Verschnörkelungen den jeweiligen Kulturzustand einer Epoche meist in umgekehrtem Verhältnisse wiederspiegeln.

Das Pronomen, über dessen beide nach sozialen Gewohnheiten abgestufte Formen *Du* und *Sie* die historische Syntax Interessantes zu erzählen weiss (vgl. Grimm D. Gr. IV, S. 298 ff), reicht uns zum Gespräch völlig aus, wenn die Person des Angeredeten aus der Situation leicht erhellt und im Verlaufe die gleiche bleibt. Aber schon wo mehrere Personen beteiligt sind, macht sich das Bedürfnis nach Mitteln geltend, der Rede eine deutliche Adresse zu geben, vgl. (Heimat S. 43) Pfarrer: *Verzeihen Sie, liebes Fräulein Mariechen, wenn wir Sie noch einmal als kleines Mädchen behandeln und Sie bitten, uns noch für einen Augenblick allein zu lassen.* Marie: *Mir ist so angst bei dem allen, Herr Pfarrer* (Bittend) *Papa?* — Schwartze (verstört auffahrend) *Was, mein Kind?*

Digitized by Google

Marie: *Papa? — Papa, du weisst, wer diese Dame ist?* Ähnlich im 2. Kapitel von Reuters „Ut de Franzosentid“ *„Un Hei, Fridrich, kam Hei her, un help Hei mi ... un Sei, Herr Droi ... nemen S' den unklauken Möller den Suppenpott von den Kopp un snallen S' em von den Säbel los. — As dit denn nu gescheihn is, dunn seggt sei: „Un Du Fritz Sahlmann ... Du unnersteihst Di nich und seggst .. wat .. hier passirt is.* Und so beginnt auch der Versuch, ein Gespräch anzuknüpfen, meist mit der Namensnennung des Angeredeten, vgl. [Heimat S. 49 Frau Schwartze (die in den Salon eintritt)] *Du Mariechen, ich hab' mir für alle Fälle doch die andere Haube aufgesetzt.* Aber da uns unsere Verkehrsverhältnisse so häufig mit Unbekannten ins Gespräch ziehen, die wir weder mit Namen noch mit Würden und Titeln anrufen können, so machen wir von allgemeineren Bezeichnungen Gebrauch und rufen je nach der Situation *Mein Herr*! *Alterchen*! *Junge*! *Frauchen*! *Fräulein*! *Kleine*! *Frau*! u. a. Mit diesen Benennungen haben wir jedoch schon eine bestimmte Entscheidung getroffen und die Art wie wir den Angeredeten beurteilen angedeutet, was dem anzuknüpfenden Gespräch leicht eine unwillkommene Wendung geben kann; man ist daher geneigt, schon weil der Bedeutungsgehalt dieser Formen mit Land und Leuten sich verschiebt, zu dem wenigst bedeutenden Mittel zu greifen, und das ist das Pronomen. Wir sehen somit das Pronomen der zweiten Person resp. sein Surrogat (*Sie*) in den Kreis der Ausdrucksmittel eintreten, mit denen man die Aufmerksamkeit eines andern auf sich lenken will, vgl. Ganghofer "Jäger v. Fall“ (29, 17) *Sie — im Luderergwänd wär a guter Gamsstand* (138, 3) *Du .. der is todesfroh*; Anzengruber „Der Fleck auf der Ehr“ (I, 1) *No Du? Sonntags halten*

Digitized by Google

ma kane Maulaffen feil. Dazu vgl. Weitbrecht „Die Pfarrmagd" S. 3 *Wia aber d' Guschte etzet se omsieht, ob se so'scht ebber froga könn, do goht a Fea'schlerle uf .... und a Stemm rüaft: „Sia, bscht!* Von hier aus macht das Pronomen alle die Verschiebungen mit, denen jene Formen unterworfen werden, und wird zum einfachen Reflexlaut der Energie, mit der eine Behauptung ausgestossen wird vgl. „Einsame Menschen" (S. 29) *Übrigens Du! Das ist 'n ganz wundervolles Geschöpf* (S. 61) *Du, hör mal, das kenn ich* (S. 73) *O Du, das weiss ich.* Ebenso im „Fleck auf der Ehr" II, 9 *Dös geht mer nit ein, Du! Da werd i' halt 'n Vettern selber befrag'n.*

Wenn somit die Eröffnungsform des Gesprächs vom Pronomen kaum bestritten werden kann, so ist andererseits der weitere Verlauf, die ruhige Fortführung, die eigentliche Sphäre in der es gedeiht. Aber auch hier macht ihm das Nomen starke Konkurrenz. Schon in dem oben berührten Beispiel haben wir beobachten können, wie sich im Schosse des Familienlebens alle die Verwandtschaftsbezeichnungen in die Rede einnisten. Sodann erwachsen der gemütlichen Wärme des traulichen Verkehrs allerlei Freundschaftsbeteuerungen. *Lieber Freund*; *mein Verehrtester*; *mein Lieber.* Wie innig diese Formen mit der Sprache des täglichen Lebens verwachsen sind, das zeigen uns die Formeln, die sich aus ihnen abgeneigt haben, vor allem das bekannte *O mei!* und *mei!* das durch den Entwicklungsgang, den es im bairischen Dialekt genommen hat, bis es zur Partikel (vgl. Schmeller[2] I, S. 1616) erstarrte, den deutlichsten Beweis für unsere Behauptung liefert. Doch auch ausserhalb des Bairischen ist es sehr beliebt und im Baselstädtschen (s. Binz S. 8) wird es sogar wie eine Art Imperativ verwendet (s. Kapitel IV).

Digitized by Google

Die *Verwandtschaftsnamen* haben stets die Neigung gezeigt, ihren Geltungsbereich auszudehnen und zur Anredeform auch gegenüber Ferner-Stehenden oder Verwandten eines weiteren Grades zu werden (vgl. *Väterchen*, *Vetter*, vielleicht auch *Schwager*). Sie nehmen aber aus ihrer ursprünglichen Bedeutung doch immer wenigstens eine Nüance mit und tragen somit ein familiäres Element in die Rede. So nähern auch sie sich der Interjektion, und wir dürfen die beiden neuesten Formen, die man heutzutage häufig beobachten kann, hierher ziehen, wir finden sie in Hauptmanns „Einsamen Menschen", wenn der Freund dem Freunde den Rat giebt (S. 12) *Objektiv muss man sein, lieber Sohn* oder wenn der Held Mutter und Frau mit den Worten überrascht (S. 73) *Kinder sie bleibt*[1]). Noch grösserem Wandel sind die Geschlechts- und Altersbezeichnungen ausgesetzt gewesen, sie haben deshalb ihre Entwicklung schon hinter sich und sind merkwürdig rasch mit dem Makel der Unfeinheit behaftet worden. *Mann*, *Weib* lässt sich der Ärmste und Niedrigste nicht gerne mehr anrufen, sie haben sich nur innerhalb der Familie als Anrede unter Ehegatten bewahrt, vgl. z. B. Rosegger „Wirt an der Mahr" S. 32, 33: *Warum kommst denn auf solche Sachen, Peter? ... Weil es gut ist, Weib, wenn Du von allem weisst ... Um Gotteswillen Mann, steht es denn so schlimm!* Auch *Bube*, *Bursche*, *Magd*[2]), *Dirne* sind mehr oder weniger in den Kreis der Schimpfwörter übergetreten (vgl. Kabale IV, 3, *Du Bursche? Was Du?*) „Heimat" S. 165 *Du Dirne!* Nur die Diminutiva

[1]) Über unsere Töchterschulen u. a. s. Matthias S. 441.

[2]) Über den Sprachgebrauch Luthers und dessen feinsinnige Auffassung der Worte *Magd, Jungfrau, Dirne, Weibsbild*, s. Mundt S. 227 ff.

Digitized by Google

haben die ursprüngliche Bedeutung rein erhalten (*Bübchen*,[1]) *Mädchen*) und einzelne Mundarten halten auch an den ersteren unverändert fest. Namentlich *Bua* im Bairisch-Schwäbischen, *Junge* in norddeutschen Mundarten hat aller Unbill Stand gehalten und ist zu einem Reflexlaut mannigfacher Empfindung geworden, vgl. (Bair. Mundarten I, 232) *Bue! dö hat a Stimmerl.* (Einsame Menschen) S. 70 *Junge, Junge! Es sind schon Stärkere in die Schlinge gefallen.*

Unter den Geschlechtsbezeichnungen haben wir zwei Formen noch nicht erwähnt, weil sie zugleich mitten unter die sozialen Formeln gehören: *Herr* und *Frau* resp. *Fräulein.* Auch an ihrer Geschichte zeigt sich der ungemeine Verbrauch, dem sie ausgesetzt sind und die Abnutzung, die sie aus ihrer einstigen aristokratischen Atmosphäre bis in die schmutzigste Kneipe herabsinken liess. Noch interessanter in unserem Zusammenhange ist aber die Modulationsfähigkeit der Form „*Herr*". Es ist namentlich der norddeutschen Umgangsprache eigen, in den Ausruf *Herr was unterstehen Sie sich!* den Grimm auch des Vorgesetzten gegen den Untergebenen zu entladen, indes die süddeutschen Mundarten das *Herr* gerne im Beteuerungssatze verwenden *Herr! das ist eine Pracht,* wo es vielleicht ein Trümmerstück aus *Herr Gott* darstellt.

Haben nun aus diesen einem ganz anderen Zweck dienenden Formeln sich Reflexlaute der Affekte und Empfindungen entwickelt, so werden wir bei den eigentlichen

---

[1]) Vgl. aber *Bürschchen* in Weitbrechts „*No' g'stät*" S. 26: *So, was nô Bürschtle sait der Bauer .. „I be' koi Bürschtle, i be a gstandener Ma' .. sait der Jörg.*

[2]) Vgl. über die Entwicklung von *Demoiselle* „Grenzboten" vom 12. 4. 94.

Digitized by Google

Ausdrucksmitteln dieser Empfindungen umgekehrt meist eine entgegengesetzte Entwicklung beobachten können. Schon oben haben wir auf einige Formen hingewiesen, die sich rasch abnutzten, vgl. (Heimat S. 15) *Aber mit Vergnügen, mein Verehrtester;* (ebendort) *Nehmen Sie für etliche Minuten mit mir vorlieb, lieber herr von Keller.* Immerhin wird auch heute noch keine unverheiratete junge Dame einen jungen Herrn mit *Lieber Herr* anreden, ganz also hat sich der Bedeutungsgehalt doch noch nicht verwischt. Wie stark aber die Verflüchtigung bei häufigerem Gebrauche wirken kann, das sehen wir bei den *Schimpfnamen*, die in einzelnen Mundarten und einzelnen Kreisen nicht bloss zur gewöhnlichen Anredeform werden, sondern sogar oft geradezu zu Kosenamen sich umgestalten, vgl. (Wirt an der Mahr S. 299) *Du! sündhafter sauberer lieber Kerl du!* Im Schwäbischen z. B. ist das Wort *Narr* geradezu zu einer Beteuerungsformel geworden, vgl. „No' g'stät" S. 33: *Ond wianer so senniert, hairt er a' paar Leut schwäbisch schwätza: Narr sgeit Schwôba gnuag en dem Amerika*, ebenso schon in den „Räubern" (II, 3) *Narr! einen Spass muss ich dir doch erzählen, den ich angerichtet habe,* vgl. auch D. W. B. VII S. 363.

Endlich nun die Affekte aller Art, die sich vorzugsweise in nominalen Anrufungen entladen und uns gleich nachher beschäftigen werden. Überhaupt aber giebt es Leute, denen der einfache Gebrauch von Pronominalformen in der Rede wie eine Unhöflichkeit vorkommt, und die deshalb mit Unermüdlichkeit die Titel und Würden des Angeredeten wiederholen. Unser Gebrauch des *Sie* an Stelle des *Du* beruht ja auf einer ähnlichen Scheu und Angst, man rücke dem Nachbar zu unmittelbar auf den Leib, wenn man das Wort direkt an ihn richtet, und

Digitized by Google

denselben Empfindungen entspringt die immer mehr um sich greifende Sitte, das kurz angebundene Pronomen durch allerlei Verbrämungen gesellschaftsfähig zu machen: vgl. (Heimat S. 24) *Und das ist keine schöne Redensart, denn ich kenne Sie, Herr Regierungsrat* (S. 26). Er ist *so leicht erregbar, Herr Regierungsrat.* (S. 27) *Über den Gegenstand liesse sich noch manches Interessante plaudern, Herr Oberstlieutenant .... Jung ist, wer sich entrüsten kann, Herr Oberstlieutenant* u. a. Wir sehen die Sitte vor allem in den auf strenge Unterordnung zugeschnittenen Kreisen sich entwickeln, so in der Büreaukratie und beim Militär, das jedoch für die Missgeburt der unpersönlichen Anrede *Der Herr Oberstlieutenant haben* nicht allein verantwortlich zu machen ist.

Unter den Nomina selbst haben wir die verschiedenen Abstufungen schon oben hervorgehoben. Es ist aber nötig, einen Blick auch auf die Verschiedenheit zu werfen, mit der die einzelnen Gruppen in die Sphäre der Interjektion eingreifen. Die Stufenleiter der Empfindungen, denen die Anredeform zum Reflex dient, bewegt sich zwischen denselben Polen, die wir in diesem Zusammenhang sattsam gekennzeichnet haben, vgl. (Eisgang S. 9) *Seien wir Mathematiker, liebe Grete* (S. 22) *Nichts bekommt er! Frecher Patron!* In Verbindung mit Eigenschaftswörtern gewinnt die Anredeform so die Fähigkeit, mit kurzem Ausdruck die Situation zu kennzeichnen, vgl. (Fontane „Irrungen Wirrungen" S. 57) *Arme Lene, was soll werden?* (Jugend S. 100) *Was erlauben Sie sich, Sie junger Mensch?* Andere Verbindungen geht die Anredeform mit den eigentlichen Interjektionen und mit Partikeln ein, von denen sie erst die entsprechende Ausprägung erhält, vgl. (Heimat S. 98) *Ach Gott, Magda!*

Digitized by Google

(Heimat S. 132) Schwarze: *Geh' voran in mein Zimmer.* Magda: *Ja, Vater!* (S. 95) *Nein, Magda.* (S. 93) *Aber Magda!* Mit dem letzten Beleg haben wir auch die Fälle erreicht, in denen uns weniger die Verbindung interessiert, in der die Anredeform auftritt, als die, die sie abgestreift hat. In *Aber Magda!* schwingt eine ganze Vorstellungsreihe unausgesprochen mit, eine ähnliche, wie sie in (S. 91) *Aber Auguste! Jetzt sieht es doch so aus, als ob euch eure Tochter wichtiger ist* Worte gewonnen hat. Und so lassen sich gerade zur Anredeform unzählige Sätze aus der Situation ergänzen, die uns der Zusammenhang, die Klangfarben des Tons, die begleitenden Geberden deutlich machen. So, wenn Max in der „Heimat", da es sich um ein Duell mit Keller handelt, für den greisen Schwartze eintreten will und ausruft (S. 149) *Onkel!* (weist in grosser Erregung auf sich) Schwartze (verneint — winkt ihm hinauszugehen). Es kann uns nicht einfallen, die Mannigfaltigkeit der Ellipsen hier irgendwie gliedern zu wollen, nicht einmal die formelhaften Gebrauchsweisen lassen sich erschöpfen, die die Umgangsprache ausgebildet hat, man denke nur an die Worte, mit denen Keller (Heimat S. 27) den Salon verlässt: *Gnädige Frau! Gnädiges Fräulein!*

Mit den Anredeformen sind, was deren interjektionelle Natur betrifft, aufs engste verwandt die Anrufungen Gottes, der Heiligen und die entgegengesetzten des Teufels, die Schwüre und Verfluchungen. Je tiefer die soziale Schicht liegt, deren Umgangsprache wir ins Auge fassen, um so breiteren Raum nehmen diese darin ein. Darum gehören auch sie zum Inventar, das die Sturm- und Drangzeit wieder in die Litteratur einführte und darum gehören sie auch zu den Gerichten, die das neue Drama mit besonderem Behagen wieder aufwärmt. Wir treten

Digitized by Google

hier gerade bei den Neueren mehr einer Manier als einem Drange nach Wahrheit entgegen und können uns im wesentlichen mit den Worten bescheiden, die schon der junge Goethe (Hirzel-Bernays I, S. 352) über Lenz an Salzmann richtet: *Wenn gemeine Leute streiten, ist die Exposition der Gerechtsame sehr kurz, es geht in's Fluchen, Schimpfen und Schlagen über, und der Vorhang fällt zu. Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen und das sind die beiden Arten, die ich dem Drama vergönnen möchte, doch nur als Gewürz und dass sie notwendig stehen müssen und sie niemand herausnehmen könnte, ohne dem Ausdruck zu schaden.* Dieser Ausspruch dürfte auch noch für unsere Zeit Geltung haben.

In allen diesen Ausrufen und Verwünschungen ist es namentlich die rasche Verflüchtigung des Bedeutungsgehaltes, die unser Interesse fesselt. Die derbsten und kräftigsten Flüche, die nach ihrem Wortlaute unheimliche Folgen heraufbeschwören müssten, werden mit Vorliebe von harmlosen und gutmütigen Menschen ausgestossen, ohne dass die Bedeutungsschwere dieser Formeln recht zum Bewusstsein kommt.

Einer ähnlichen Verflüchtigung sind nun auch die Grussformeln ausgesetzt, die uns der tägliche Verkehr bringt, wir machen von ihnen Gebrauch, ohne uns etwas dabei zu denken. Die vollsten Formen bewahrt hier die Mundart des Südens, so das alte *Grüss Gott* (Anzengruber II, S. 191) *Behüt dich Gott* (ebendort S. 203) vgl. (Fleck auf der Ehr II, 3) *Oan schön' guten Tag h'rein. Is's verlaubt?* während die stärksten Verstümmlungen die Umgangsprache im Norden zeitigt: *'n Tag; Mahlzeit, 'n Abend.* Ausser den Wünschen, die sich auf die Tageszeit oder die Mahlzeiten beziehen, herrscht die Frage nach

Digitized by Google

dem Befinden als Einleitungsformel des Gespräches vor: vgl. G. Keller „Leute von Seldwyla“ I, S. 110 *und beide sagten gleichzeitig „Und wie geht es Dir auch?“ Aber statt sich zu antworten, fragten sie das Gleiche aufs neue.* Gern schiebt sich auch eine Bitte um Entschuldigung ein für das was man sagt oder thut. Daher die beliebte Formel *Nichts für ungut* (Anzengruber II, S. 13) und die dem Pfälzischen Dialekt so fest eingewachsene Formel *Sie entschuldigen.*

Eine eigenartige Verbindung haben unsere Anredeformen mit einigen *Verbis* eingegangen, vor allem mit solchen, die in den Grundbedingungen des Dialogs wurzeln.

Gleich die *Redethätigkeit* selbst ist eine unerschöpfliche Quelle von Formeln aller Art, die das Gespräch einleiten und weiter fortführen. Schon wer redet, liebt es, die Versicherung, dass er rede, oder den Grund, warum er redet, ins Gespräch einzuflechten. Schmeller kennzeichnet im baierischen Wörterbuch den entsprechenden Zug der baierischen Mundart und verweist (II² S. 233) auf Formeln wie *I sag glei, sag i miar zwa haben's de lengst Zeit mitananda' g'habt, hab i gsagt, sag I zo'n gscheiden Hiasl.* Und ähnlich beginnen bei Chiavacci in den Skizzen „aus dem Kleinleben der Grossstadt“ die Sätze gar häufig mit solchen Formeln, vgl. (I, S. 130) *Na dasz i dir sag'* (S. 159) *„Also dasz i Ihner sag“ ergriff die Hausfrau wieder den Faden der Erzählung.* Aber nicht bloss die baierisch-österreichische Mundart liebt diese Fügungen, auch die anderen Mundarten neigen dazu und im besondern stellt die schwäbisch-alemannische auch für die kühnsten Häufungen Belege. In der Gedichtsammlung „Aus'm Herze“ [1]) begegnet uns (S. 114) eine Strophe wie die folgende:

[1]) Herausgegeben von Strich-Chapell. Stuttgart. Greiner 1886.

Digitized by Google

„Weib" sait er „sag i, haun i g'sait [1])
I hau' doch ebbes g'schpürt
I hau's doch g'sait und wohr isch au
I müesz was in mei'm Schtiefel hau."

Es ist im besonderen die keckere Rede, die gewagtere Behauptung, die sich gewissermassen zur Entschuldigung dieser einleitenden Formel bedient. Darum lässt Anzengruber in *„Der Fleck auf der Ehre"* den Stromer im Hause der reichen Bäuerin (II, 15) seine Mitteilungen mit einem *No alsdann, dasz i sag — Jo dasz i also sag* beginnen, und ähnlich nimmt ebendort ein anderer mit unserer Formel den Anlauf zu einem Verweise, den er erteilen will (I, 4) *Dös musz i wohl sagen, das 's nit schaden that' wann sich bei uns die Buama a wen'g schama möchten.* Und so ist es nicht auffallend, dass ähnliche Verbindungen ganz und gar zur Beteuerungsformel geworden sind, die sich völlig in den Kreis der Interjectionen eingliedert. So finden wir sie bei Hebel in der „Wiese": *do hemmers, i sags jo, hani's denn nit g'seit* während der plattdeutsche Bearbeiter teilweise mit anderen Mitteln sich behilft [2]) (*da liggt se! Sühst du?*). Ebenso in der oben erwähnten schwäbischen Gedichtsammlung (S. 95)

---

[1]) Vgl. Hauptmann „Einsame Menschen" S. 18: *Ik ha zu meinem Alten jesagt: Adolf sach ick, je Du man in Jottes Namen bei Deine Brieder, sach'k. Bei Deine Saufbrieder sach'k.*

[2]) Vgl. aber Brinckmann „Kasper Ohm" S. 54: *Dorup stoppt' sick oll Unkel Andrees ne frische Pip, un as he se richtig in Brand hadd, säd he. Je, wat ick seggen wull — wull ick seggen.* Ebenso S. 77: *Segg ick dat nich ond hewv ick dat nich seggt.* S. 78 u. a.

Digitized by Google

Sag' i's net? der Taused nei!
's Büble hängt scho's Köpfle!
Gucket au, es schloaft mer ei
's hoat woisz Gott a Zöpfle.

Vielleicht noch reichhaltiger ist die imperativische Entwickelung unseres Verbums. Schon in der Bitte um Gehör spielt sie eine grosse Rolle. Wir finden sie in volkstümlichster Verwendung im bekannten Nachtwächterliede *Hört ihr Leute und lasset euch sagen*, und ähnlich klingen die Wendungen, die Schmeller (a. a. O.) als „beliebte Einleitungsformeln" der baierischen Mundart kennzeichnet *Lassen's Eana sag'n* u. a. In der Aufforderung an einen anderen, das Wort zu ergreifen, ist es ganz und gar zur Formel geworden, die überall in lebhaften Fragen sich einmischt. Auch hier giebt unsere schwäbische Gedichtsammlung mannigfache Belege (vgl. S. 84).

Und woarum läscht's Köpfle hange,
Woidle red, bischt krank vielleicht,
Oder sag, isch net guat gange,
Beim Herrn Paschter in der Beicht?

Dazu vgl. man aus dem „Friedensfest" S. 11 *Aber sag mer nur Fritz! sag mer nur . . . die Gedanken fliegen mer davon*, (ihn weinend umhalsend) *ach Fritz! was hast Du mir für Kummer gemacht in der langen Zeit!*

Wie alle Imperative unterliegt auch dieser dem ironischen Zug unserer Sprache, die gelegentlich gerade die Zurückweisung in die Form der Aufforderung kleidet und so verweist der Wirt im „Fleck auf der Ehr" (I, 5) seinem Gaste einen Ausspruch geradezu

Digitized by Google

mit den Worten *Ei, red'! den führet nie sein Weg geradezu daher.* [1])

Wir haben schon in den angeführten Beispielen gesehen, wie gerne diese Bezugnahme auf die Redethätigkeit mit der Aufforderung verknüpft wird, zu sehen oder zu hören. In der That haben diese beiden Verba ganz in ähnlicher Weise Formeln ausgebildet, die wir unter die Interjectionen rechnen könnten. Die beiden Verba unterscheiden sich jedoch sehr bedeutend in der Ausbreitung sowohl ihres Geltungsbereichs als auch ihrer Bedeutungsentwicklung.

Höre scheint nach beiden Seiten eingeschränkter zu sein. Auch im Süden leitet es wohl eindringliche Ermahnungen und energische Zurückweisungen ein, immer aber steht es seiner Grundbedeutung ziemlich nahe und weist auf keine längere Entwicklungsreihe zurück, vgl. (Anzengruber Werke II, S. 203) *„Hör' Flori," rief ihm der Köhler nach, „nur eins nimm von mir an."* Ähnlich pflegt man eine energische Zurückweisung auch im Süden mit den Worten einzuleiten *Hör mal, das lasse ich mir nicht gefallen.* [2])

Aber die grössere Entwicklungsfähigkeit hat unser Verbum doch in der norddeutschen Umgangsprache bethätigt. Auch hier wird die Formel gerne bei energischem Anruf verwendet vgl. („Friedensfest" S. 15) *mach keine schlechten Scherze! hör mal: Du und der Märtyrernimbus,*

---

[1]) Man könnte diese Form vielleicht auch als Ellipse erklären: *Ei red net so dumm.* In anderen Fügungen jedoch, wie z. B. (ebendort II, 12) *Ja, hitzt schrei Du* u. a. wird dieser ironische Zug deutlicher. Vgl. Cap. V.

[2]) Vgl. das schweizerische *höre lass ab.*

Digitized by Google

das wirkt einfach putzig, aber es löst sich hier von diesem Untergrund völlig los und wird zum einfachen Füllsel der Rede. In Hauptmanns „Einsamen Menschen" erscheint es als Lieblingswendung des Pastors Collin und wird von diesem an passenden und unpassenden Orten eingestreut, vgl. (S. 10) *Schön eingerichtet sind Sie pf pf — sehr geschmackvoll, hören Sie nur!* (S. 11) *Das sind wohl — pf! pf! — Ihre Lehrer, Herr Doctor! Hören Sie nur!* u. a.

Ganz anders nun die Aufforderung zu sehen, die sich viel leichter von der rein sinnlichen Thätigkeit auf das geistige Gebiet übertragen lässt und einen Appell an die Verstandesthätigkeit entfaltet. Schon die reiche mundartliche Gestaltung bekundet die volkstümliche Entwicklung. Der baierische Dialekt verwendet gerne ein *schau*, der schwäbische ein *guck*, das im Plattdeutschen als *kiek* erscheint. Und das Verbum *sehen* selbst zeigt wieder an den Verstümmelungen, die es erleidet, durch wie viele Redewendungen es gegangen ist, vgl. z. B. (Chiavacci a. a. O. S. 190) *„Sixt es, sixt es" sagte die Frau Greisslerin.* Schon in ihrer Grundbedeutung findet unsere Form alltägliche Verwendung, vgl. (Familie Selicke S. 9) *Nein! Nein! Nun sehen sie doch blos! Die reinen Banditen* und übertragen fehlt sie nicht leicht, wenn irgendwo an die Einsicht des Lesers appelliert wird, vgl. (Einsame Menschen S. 70) *Junge! Sei mal vernünftig! Komm! Höre mich mal ruhig an ... Sieh' mal, ich weiss ja, dass Du einen ehrenhaften Charakter hast — aber wir sind schwache Menschen.* Wie weit es sich aber von da aus in dem Übergange zur Interjection entfernen kann, zeigt uns eine Szene aus den „Einsamen Menschen" (S. 68) *Seht Ihr! seht Ihr? .. seht Ihr nun! Seht Ihr! was hab ich gesagt! Seht Ihr! Ein Haus*

Digitized by Google

hab' ich gesagt, aus dem der liebe Gott verjagt ist, bricht über Nacht zusammen. Seht Ihr! Irret Euch nicht! Seht Ihr nun? Wir haben in diesem Belege nicht die eigentliche Imperativform unseres Verbums, sondern die freilich nahe damit verwandte Frageform, innerhalb welcher auch die Dialekte eher am Verbum *sehen* festhalten, vgl. (Fleck auf der Ehr III, 3) *Gelt ja, Everl? Na, siehst! Bist halt doch a g'scheidts Dirndl.* Nicht so scharf unterscheidet das Plattdeutsche zwischen *kiek mal* und *sühst du*, wie z. B. der plattdeutsche Hebel in der „Wiese" *das Gell do ussen isch's hübsch, und gell, so hesch ders nit vorg'stellt* mit *Süh mal, da buten is't smuck, un süh mal, dat büst wull ni modn wen* umschreibt. Die baierische Imperativform *schau* tritt, übertragen, in zwei Hauptverwendungen ein: 1. als Einleitung in den Fällen, wo sie die Einsicht des Hörers wach ruft, vgl. (Anzengruber II, S. 197) *schau Flori, ich meine es dir gut, ich weiss doch gewiss auch, was einer mitmachen kann, aber das soll ein jeder dabei recht bedenken, wie weit er ausreicht*, und 2. als Reflexlaut des Erstaunens vgl. (Fleck auf der Ehr II, 10) *No, schau' D'r so was!* Auch hier lassen sich die Übergänge deutlich verfolgen. In Scheffels Lied *Schaugt's den an, den Borromäus, was glaubt der Dalk dass i sei?* haben wir die Grundbedeutung mit ihrer ganzen Fähigkeit der Weiterentwicklung vor uns. Schmeller führt (II² S. 349) *Schau, schau! Da schau her* u. a. als Ausrufe der Verwunderung an, in neuerer Zeit hat sich gar eine Grussformel daraus entwickelt, *T'schau T'schau.* Die norddeutschen Mundarten zeigen parallele Entwicklung, wenn sie auch nicht so weit gehen, vgl. in Halbe's „Eisgang" (S. 17) *I kick! dat ward also wahrhaftig wat ware.* In ähnlichen Grenzen hält sich auch die schwäbische Mundart, vgl. Weitbrecht „No' g'stät"

Digitized by Google

S. 19 *Gucket au, was die Annemrei gscheid ischt*, S. 24 *Jörg bleib dô. Guck s'wurd au so reacht werda.*

Aus dem Appell an die Verstandesthätigkeit des Hörers haben sich nun noch mannigfache Formeln entwickelt, die aber je nach den Landschaften verschiedene Schicksale erfahren haben. Die norddeutsche Umgangsprache liebt hier mehr die Mannigfaltigkeit, die ihrerseits wieder die Entwicklung der einzelnen Formel hemmt. Wir finden im neueren Schauspiele alle die verschiedenen Fügungen wie *verstehen Se* (Eins. Menschen S. 18 u. a.) *Pass mal auf wie schön die sind* (Jugend S. 55 u. a.) *det können Se globen* (Eins. Menschen S. 18); *Sie wissen ja* u. a. aber charakteristische Verschiebungen können wir an keiner einzigen beobachten.

Demgegenüber hat sich im Süden die Gewohnheit, solche Fügungen einzustreuen, immer mehr auf einige Lieblingswendungen concentriert, die nun ihrerseits wieder eine grosse Entwicklungsfähigkeit bekunden. Es sind dies vor andern *weisst* und *gelt*. Die Form *weisst* ist schon dadurch charakteristisch abgehoben, dass sie die Frageform und die Befehlsform vertritt, also für *versteh* und *verstehst?* zugleich steht. Zunächst dient sie dazu, auf Voraussetzungen, die dem Redner wie dem Hörer gleich gemeinsam sind, zurückzudeuten, wie wir es in Karl Stielers „Hochzeit in die Berg" [1]) so hübsch in dem Zwiegespräch zwischen „Hochzeiter" und „Kranzelherr" („Brautführer") finden.

Aber z'samm g'standen san ma
Hochzeiter, dös woasst;
Von kloan auf — da san ma
Durch d'Schul' auffig'roast.

[1]) 3. Stuttgart Bonz 1887.

Digitized by Google

Woasst no' dös erst' Wildern?
An Hirsch ham ma g'schleift,
Auf Di' haben s' g'schossen
Und mi' haben s' g'streift.

Und schon hier sehen wir gleich beim ersten *dös woasst,* wie leicht sich die Form zur Beteuerungspartikel eignet, wie wir sie denn in der That auf allen Entwicklungsstufen mit *ja* konkurrieren sehen, vgl. ebendort No. 19 *Und zum Hochzeiter, woasst*
Is's a Basel derzu.

Das Formelhafte unserer Fügung tritt namentlich im baierischen Dialekte dadurch so deutlich hervor, dass sie dort auch von denen, die ihre Rede in die Höflichkeitsform des Plural kleiden, selten mit in den Plural umgesetzt wird. Man kann im baierischen Gebirge bei der Frage nach einem Wege die Antwort erhalten *Gehen Sie rechts hinauf, und weisst dann kommen Sie an eine Brücke, wenn Sie aber da drüber sind, weisst, dann müssen Sie sich immer links halten.*

Wenn man das eben besprochene *weisst* ein Schosskind der baierischen Umgangsprache nennen kann, so dürfte man umgekehrt das verwandte *gelt* mehr der schwäbisch-alemannischen Gegend zuweisen. Freilich besitzt auch diese Form breiten Rückhalt im Baierischen (vgl. „Fleck auf der Ehr" II, 7 *Gelt, Oes seids doch wieder gut?* III, 3 *Gelt ja, Everl*) wie umgekehrt das *weisst* auch im Schwäbisch-alemannischen (vgl. Binz S. 6: *waisch was? kumm du morn z mittag auf der Platz*), aber es sind doch Unterschiede in der Verbreitung bemerkbar. Schon wenn man den Gebrauch bei Stieler gegen den bei Hebel abwägt, wird man das erkennen, noch mehr jedoch, wenn man auch für das Schwäbisch-Alemannische neuere

Digitized by Google

Dialektdichter zu Rate zieht. Charakteristisch ist, wie in Weitbrechts „No' g'stät" das „gelt" nicht bloss Menschen (*„gelt Muatter?* S. 20) sondern auch Tieren gegenüber verwendet wird (S. 20 *gelt Blesz*) und wie es von der Frage aus zur eindringlichen Bitte vorschreitet (S. 24 *Gelt Jörg dâ gôhscht et?*), um am Ende als Einleitung des Imperativs zu dienen (S. 29) *Gelt mach koi so langs Geprägel.* Über die Erklärung unserer Form gehen die Ansichten weit auseinander. In den Dialekten selbst wird sie als eine Art Imperativ aufgefasst, die in der Höflichkeitsform in den Plural gesetzt wird *Gellen Sie Gellet Sie.* Das würde sich nahe mit der Erklärung berühren, wonach *gehellen* (*consentire*) zu Grunde gelegt wird[1]), was ich jedoch aus lautlichen und anderen Gründen mir nicht zu eigen machen kann. Ich möchte an der alten Ansicht *gelt, gelte, es möge gelten* festhalten. Sie stimmt mit allem überein, was wir über die Gebrauchsformen des Conjunctivs und noch allgemeiner über die Bedeutungsentwicklung in der Umgangsprache auch sonst beobachten können.

Mit anderen Fügungen kehren wir wieder auf den Boden der Sinnenwelt zurück, aus dem die Umgangsprache aufwächst, vor allem mit den beliebten Imperativen *geh* und *komm.* Auch sie haben in ihrer Entwicklung landschaftliche Verschiedenheit aufzuweisen; *geh* ist lokal mehr umgrenzt als *komm*, dafür hat es die allgemeinere Grundbedeutung und die intensivere Entwicklung genommen. Bewegung prägt sich in beiden Formen aus, eine Bewegung, die die eine Form nur auf den Redenden zurückleitet, indes die andere auch das Gegenteil er-

[1]) Vgl. Martin Zeitschr. f. D. A. 29, 468. Dazu Binz a. a. O. S. 8.

Digitized by Google

möglicht. Von hier aus erklärt sich die beschränktere Entwicklung, die *komm* genommen hat, vgl. (Aus em Herze S. 16) *Komm! giebs i mach's jetzt zua.* Vgl. (Einsame Menschen S. 70) *Komm! Hör mich mal ruhig an.*

Dementgegen finden wir bei dem mehr auf den bairischen Dialekt eingeschränkten *geh*[1]) Aufmunterung und Abwehr in gleicher Weise entwickelt. Man vgl. (Fleck auf der Ehr II, 15) *Na geh, da kimm doch h'rein.* (Jäger von Fall S. 14) *Geh setz dich doch a bissl nieder.* „Fleck auf der Ehr" I, 12) *Geh' Bäu'rin sing oans zum Abschied.* (III, 1) *Also stimm an, geh* und andererseits wieder (ebendort III, 3) *Geh', Bäu'rin, dabei wird O'am jo ganz kalt!* (II, 4) *Geh zu'! Is's wahr?* Ähnlich ist mir allerdings auch von *Komm* die Redensart begegnet *Komm mal her', thu's nicht,* doch scheint sie wenig verbreitet zu sein. Da das Verbum in so formelhaftem Gebrauch den eigentlichen Bedeutungsgehalt völlig verwischt, so möchte fast zweifelhaft sein, ob er den Dialektredenden in ähnlicher Weise zum Bewusstsein kommen kann, wie es Anzengruber darstellt, wenn er („Fleck auf der Ehr" III, 3) auf den mitleidigen Ausruf *No geh'* unmittelbar den Imperativ folgen lässt *Geh' Du hitzt.* Immerhin ist es Thatsache, dass der gemeine Mann über seine Sprache meist eindringlicher nachdenkt als der Gebildete, das zeigt sich schon an den Wortspielen und der Volksetymologie.

Damit haben wir freilich den Kreis unserer formelhaften Imperative und Fragestellungen nicht erschöpft, namentlich in den Mundarten wachsen immer neue Verba in unseren Kreis herein, wie wir z. B. im Schwäbischen

---

[1]) Vgl. übrigens auch im hessischen Datterich (II, 2) *Oh geh loss dich nix weiss mache.*

Digitized by Google

das *mach (eil dich)* Raum gewinnen sehen und bei Hebel ein *zeig* gewahren, das der Plattdeutsche direkt mit *segg* umschreibt, vgl. im „Sperling“ *Zeig, Chind! Wie het sel Spätzli gseit .... Zeig, sag mer z'erst 's pressiert nit so.* Doch es würde uns weit über unsere Aufgabe hinaus führen, wollten wir alle diese mannigfaltigen Bildungen im einzelnen verfolgen, wir haben ja an typischen Vertretern die charakteristischen Züge blossgelegt, die unsere Umgangsprache auf diesem Gebiete zeigt.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Der sparsame Zug unserer Umgangsprache.

Sparsame Neigungen liegen eigentlich der Schrift näher als der Rede, da sie schon die Ausdrucksmittel, deren sie sich bedient, auf Dauer und Bestand anlegt, indes die Rede mit dem Augenblick verklingt und verhallt. Doch hat auch diese ihre besondere Art und Weise, mit den Mitteln Haus zu halten und schon Schopenhauer, dem an der Schriftsprache neumodische Neigungen zur Kürze auffielen, leitet diese einfach von der Bierkneipennatur des neueren Stils ab (im „Nachlass" s. Reclams Universallitteratur 2919/20 S. 118 ff.). Wir haben nun schon im Eingang angedeutet, von welcher Seite gerade die Neigung zur Kürze in unserer Umgangsprache unterstützt wird. Da ist das Mienenspiel und die Geberden, die nicht immer bloss Begleiterscheinungen bleiben, sondern manchmal ganz an die Stelle der Rede treten. So sagt Rosegger („Wirt an der Mahr" S. 7) von den Tirolern, die im Wirtshaus beisammen sitzen: *Ein paar haben kurze Tabakspfeifen in der Hand, vergessen aber, sie zum Munde zu heben, denn lebhaft führen sie ein leises Gespräch, und wer mit dem Munde schweigt, der*

Digitized by Google

spricht mit den Augen, mit dem Neigen des Hauptes, mit dem Zucken der Hände, ganz und gar ist jeder bei der Sache. Und so kann Don Carlos dem Pagen der Eboli den Rat geben:

(II, 4)

Was du mir künftig magst
Zu hinterbringen haben, sprich es nie
Mit Silben aus, vertrau' es nie den Lippen;
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
Betrete deine Zeitung nicht. Du sprichst
Mit deinen Wimpern, deinem Zeigefinger;
Ich höre dir mit Blicken zu. Die Luft,
Das Licht um uns ist Philipps Creatur,
Die tauben Wände stehn in seinem Solde.

Das Schauspiel ist der eigentliche Spiegel, in dem wir die Ausdrucksmittel der Geberdensprache in ihrer vollen Wirkung beobachten können. Der Unterschied zwischen der Lektüre und der Aufführung beruht zum grossen Teile ja eben darin, dass bei der ersteren die Mimik unterbleibt. Allerdings spielt die Mimik auch in die Buchausgaben des Dramas wenigstens mit Andeutungen herein, die uns einen Teil ihrer Wirkungen ahnen lassen. Ausserdem liebt es das klassische Drama in rednerischer Breite noch einmal zu umschreiben, was eigentlich den Ausdrucksmitteln der Geberde schon überlassen war. Wenn z. B. im Don Carlos auf die Worte des Domingo (I, 1)

Ich stand und sah das junge stolze Blut
In seine Wangen steigen, seinen Busen
Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
Sein trunknes Aug durch die Versammlung fliegen
In Wonne brechen — Prinz, und dieses Auge
Gestand: ich bin gesättigt.

Digitized by Google

der Prinz sich unwillig abwendet, so findet der Beichtvater des Königs auch für diese einfache Bewegung pomphafte Worte der Umschreibung:

Dieser stille
Und feierliche Kummer, Prinz, den wir
Acht Monde schon in Ihren Blicken lesen,
Das Rätsel dieses ganzen Hofs, die Angst
Des Königreichs, hat Seiner Majestät
Schon manche sorgenvolle Nacht gekostet,
Schon manche Thräne Ihrer Mutter.

Wie weit demgegenüber das neuere Drama die Geberdensprache in Bühnenanweisungen untergebracht hat, oder zwischen den Zeilen lesen lässt, das bildet einen Hauptteil meiner Untersuchungen zur Sprache dieses Schauspiels, auf die ich hier wohl verweisen darf,[1]) um so mehr als manche Proben in anderem Zusammenhange doch zur Besprechung kommen. Noch mehr als durch das Geberdenspiel wird die Kürze der Rede sodann durch die Voraussetzungen gefördert, an die sie anknüpfen kann. Die Anschaulichkeit der Situation erspart Worte und ganze Sätze, und es ist charakteristisch für den Schauspieldichter und den Stil seines Dramas, in wie weit er von diesem Mittel Gebrauch macht. Schiller hat den Dialog vielleicht in keinem Drama so frisch wie in Wallensteins Lager an Situationen und Handlungen angeknüpft, darum erreicht sein Jambus dort auch eine Knappheit und Lebendigkeit, die die Fesseln der gebundenen Sprache fast abstreift. Man vergleiche nur die Szene zwischen Scharfschütz und Kroat, oder zwischen dem Dragoner und den Jägern. Und so heftet sich

[1]) Neue Heidelberger Jahrbücher 1893 II; 1894, I.

Digitized by Google

namentlich an Pronominalformen die Möglichkeit, ganze Vorstellungsgruppen aus der Situation zu holen, auf die sie hinweisen. Vor allem das in der Umgangsprache so viel verwendete *da* ist in solchem Falle nur ein Begleiter der Geberdensprache, so wenn auf die Bitte *Zeig mir das Medaillon* in der „Heimat" (S. 94) ein einfaches *Da!* antwortet. Köstlich wirkt die Partikel in einer „Schwabengeschichte" Weitbrechts, in der ein junges Mädchen in Erregung sich auskleidet und jedes Kleidungsstück mit einem zornigen *da* in die Ecke wirft („No g'stät" S. 13) *„Dô!" se reisst die Häckla . . uf ond schmeisst 's Leible zuam Jacka' nom. „Dô" ond der Sonntichsrock fluigt au derzua „Dô"! macht se furt en ihrem Zorn —.*

Wie die äussere Situation der Boden ist, wo der Dialog aufkeimt, so giebt es auch innere Voraussetzungen, die ihn vorbereiten und beeinflussen. Wir haben schon im zweiten Kapitel gelegentlich der Formel *weisst* gesehen, wie oft und gerne das Gespräch auf die Punkte Bezug nimmt, die dem Redner und Hörer gleich gut im Gedächtnisse haften. Solche gemeinsame Voraussetzungen erlauben eine ungemeine Kürze. So im „Fleck auf der Ehr" (III, 5); die junge Bäuerin, die dem Vetter ihr Geheimnis gegen das Versprechen, dass ihr Mann nichts erfahren dürfe, verraten hat, braucht nur den Vetter mit dem Mann auf sich zukommen zu sehen, um ihm gleich entgegenzurufen *Du hast g'redt.*

Am besten werden wir dieser Voraussetzungen gewahr, wenn sie uns fehlen, so wenn wir als Gast in einen Familienkreis, als Fremder in lebhafte Geselligkeit eintreten, und zwischen den Worten, die da abgerissen von Munde zu Munde fliegen, den Faden des Verständnisses nicht erhaschen können. Solche Voraussetzungen sind

Digitized by Google

es auch, die die Sprache gewisser Berufsklassen so kurz gestalten, die namentlich dem Vornehmen es erlauben, in Andeutungen und blossen Winken zu reden. Daher ist es wiederum charakteristisch, welche Rolle eben diese Voraussetzungen als Substrat der Rede in Schillers Don Carlos spielen, wie sie der Königin ermöglichen, Carlos wie dem Marquis Posa gegenüber, die Würde zu wahren, ohne doch ihre Empfindungen ganz verhehlen zu müssen. Andererseits ist es ein Mangel der Technik, wenn Don Carlos dem Marquis Posa gemeinsame Jugenderlebnisse in so breiter Rhetorik aufwärmt, wie es in der 2. Szene des I. Aufzuges der Exposition zu Liebe geschieht. Ein neuerer Dichter hätte es hier kunstvoller verstanden, durch Andeutungen das Erlebnis zurückzurufen, d. h. er hätte die Szene auf der Berechnung der gemeinsamen Voraussetzungen aufgebaut. Neben den thatsächlichen Voraussetzungen giebt es nun auch irrtümliche und diese spielen in der Szene mit der Eboli eine grosse Rolle. Alle die kleinen Erlebnisse, die die Fürstin mit Carlos zu teilen glaubt, sind einseitige Erlebnisse ihres Herzens gewesen, darum findet sie bei Carlos kein Verständnis für ihre Worte, daher die Zwitterbedeutung ihrer Reden, die allein ein so langes Fortspinnen der Szene ermöglicht.

An den letzterwähnten Voraussetzungen nimmt naturgemäss auch die Schriftsprache ihren Anteil, sofern sie dem engeren Verkehr dient. Aber eines ist ihr versagt, was der Umgangsprache vor allem ihre Kürze verleiht, die unmittelbare Anknüpfung an die sinnliche Situation, die augenblickliche Bezugnahme auf das gesprochene Wort. Wohl mag die lebhafte Einbildungskraft auch hier ausfüllend in die Lücke treten, ihre Wirksamkeit ist doch eigentlich immer nur ein Ausnahmefall. Charakte-

Digitized by Google

ristisch sind z. B. die Briefe Goethes, der sich besonders im Verkehr mit Frau von Stein eigentlich alle Freiheiten der Umgangsprache erlaubt, nebenbei aber doch den Hemmnissen der Schrift Rechnung tragen muss. Wenn er einen Brief an Frau von Stein beginnt *Ebendeswegen!* (Werke IV 3. S. 14) oder in einem andern anfängt mit *Heut früh ahndet ich so was, also adieu für heute* (ebendort S. 203), so besteht hier allerdings kein Gegensatz mehr zwischen beiden Formen, nur dass in der Schriftform solche Fälle zu den Seltenheiten gehören, während sie in der Redeform alltäglich sind. Und einer Fügung, wie sie Goethe in *Sie gehen noch nicht hör ich* (ebendort S. 159) an die Frage anhängt, würde die Umgangsprache nur an Mitteilungen knüpfen, die über dritte Personen weg bezogen wurden, nie im unmittelbaren Redetausch. Noch eindringlicher aber ladet im Briefverkehr die Situation zu breiterem Ausgestalten ein. Allerdings an Sendungen, wie der Brief sie gerne begleitet, lässt sich mit wenigen Worten anknüpfen, und Goethe hat auch hier der knappsten Kürze sich befleissigt. Nicht bloss an Frau von Stein begnügt er sich, den Gegenstand der Sendung mit einem blossen *hier* einzuführen *Hier liebe Frau den Tribut* (ebendort S. 71); *Hier liebe Frau ein Büschel eignen Gewächses* (S. 71), sondern auch andern Adressaten gegenüber ist er so knapp; so an Herder (S. 75) *Hier Bruder ein Brief von Mosern,* an Reich (S. 132) *Hier die Fortsezzung iext ist nichts weiter in meinen Händen* u. a. Aber die Situation, aus der der Brief erwächst, ist im Prinzip eine andere als die in der er gelesen wird, und diese Verschiedenheit bedingt von vorneherein grössere Fülle als in der Umgangsprache, wo die Situation nicht wechselt, wo der Hörer alles das

Digitized by Google

mit Augen sieht, mit den Sinnen fasst, worauf die Rede Bezug nimmt. So lässt sich auch Goethe in der Ausmalung der Situation behaglich gehen: z. B. in einem Brief an Lavater (Werke IV 3. S. 5) Freitag, den 21. Dez. *Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meist in freyer Luft Morgens mit dem Herzog, Nach Mittag mit Wielanden zugebracht habe, ziemlich müd und ausgelüfftet von der Eisfahrt sitz ich bey Wieland und will sehen, was ich an dich zusammenstopple.* Und auch bei knapperer Fassung bedarf es hier doch mancher Worte, die die mündliche Rede als Ballast auswirft, man vergleiche nur aus dem Jahre 77 den prächtigen September-Brief Goethes von der Wartburg (a. a. O. S. 175), die schon im Datum ihre bedeutsame Rolle als Mittelpunkt spielt. *Hier wohn ich nun liebste, und singe Psalmen dem Herrn der mich aus Schmerzen und Enge wieder in die Höhe und Herrlichkeit gebracht hat. Der Herzog hat mich veranlasst heraufzuziehen, ich habe mit den Leuten unten, die ganz gute Leute seyn mögen, nichts gemein . . . Nachts halb 12. Eben komm ich wieder aus der Stadt herauf. Noch eine gute Nacht.* Dienst. d. 16. *Heute früh war wieder alles neu. Philip weckte mich und lies mich ans Fenster gehn! es lagen alle Thäler im gleichen Nebel, und es war völlig See, wo die vielen Gebürge, als Ufer, hervorsahen.*

Wie rasch und beweglich im Gegensatze hierzu die Umgangsprache von Situation zu Situation eilt, wie wenig Mittel sie braucht, um zu orientieren, lehrt uns ja täglich die eigene Erfahrung. Vielleicht ist es aber nicht ohne Interesse, die Szene aus Goethes Götz zum Vergleich heranzuziehen, in der der verwundete Selbitz sich von seinem Knecht das Gefecht schildern lässt (S. 100. 101): Erster Knecht (steigt hinauf [auf den Wartturm]). *Ach, Herr!*

Digitized by Google

Selbitz. *Was siehest du?*

Knecht. *Eure Reiter fliehen der Höhe zu.*

Selbitz. *Höllische Schurken! Ich wollt sie stünden und ich hätt' eine Kugel vor'm Kopf. Reit' einer hin! und fluch' und wetter sie zurück.* (Knecht ab.) *Siehest du Götzen!*

Knecht. *Die drei schwarzen Federn seh' ich mitten im Getümmel.*

Selbitz. *Schwimm, braver Schwimmer. Ich liege hier!*

Knecht. *Ein weisser Federbusch, wer ist das?*

Selbitz. *Der Hauptmann.*

Knecht. *Götz drängt sich an ihn. — Bauz! Er stürzt.*

Selbitz. *Der Hauptmann?*

Knecht. *Ja Herr.*

Selbitz. *Wohl! Wohl!*

Knecht. *Weh! Weh! Götzen seh' ich nicht mehr.*

Selbitz. *So stirb, Selbitz.*

Knecht. *Ein fürchterlich Gedräng wo er stund. Georgs blauer Busch verschwindt auch.*

Selbitz. *Komm herunter. Siehst du Lersen nicht?*

Knecht. *Nichts. Es geht alles drunter und drüber.*

Selbitz. *Nichts mehr. Komm! Wie halten sich Sickingens Reiter?*

Knecht. *Gut. — Da flieht Einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp! Götz ist hin.*

Selbitz. *Komm herab.*

Knecht. *Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich sehe Götzen! Ich sehe Georgen!*

Selbitz. *Zu Pferd?*

Knecht. *Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sieg! Sie fliehn.*

Selbitz. *Die Reichstruppen?*

Digitized by Google

Knecht. *Die Fahne mitten drinn, Götz hintendrein. Sie zerstreuen sich. Götz erreicht den Fähndrich. — Er hat die Fahne. — Er hält. Eine Hand voll Menschen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn. — Sie ziehn herauf.*

In dieser Szene, die wir mit ihrer ganzen Ausführlichkeit wiedergegeben haben, bieten sich uns für alle Erscheinungen, die in unserem Zusammenhang zu besprechen sind, willkommene Anknüpfungspunkte und Belege. Mag auch der Ausdruck in einzelnen Stellen breiter sein, als die heutige Umgangsprache es liebt, so wüsste ich doch kaum eine Stelle aus einem neueren Schauspiel oder Roman, die uns so anschaulich mitten in unsere Aufgabe hinein blicken liesse. Gleich die Empfindungslaute, mit denen die Mitteilungen so gerne beginnen *(Ach, Herr . . . Weh! Weh! Götzen seh ich nicht mehr. Wohl! Wohl! Ich sehe Götzen* u. a.), lassen uns auf das zurückblicken, was wir über die Eröffnungsform zu bemerken hatten.

Vor allem aber interessiert uns die prägnante Kürze, mit der hier Frage und Antwort von Mund zu Mund eilt: *wer ist das? Der Hauptmann. — Der Hauptmann? Ja Herr. — Siehst du Lersen nicht? Nichts. — Wie halten sich Sickingens Reiter? Gut — Ich sehe Georgen — zu Pferd? Hoch zu Pferd — Sie fliehn . . Die Reichstruppen?* Allerdings gehört das Moment, das in erster Linie diese Kürze ermöglicht, nicht ausschliesslich der mündlichen Rede an; die Möglichkeit, Worte und Wortgruppen unausgesprochen von einem Satze in den anderen herüber zu nehmen, treffen wir vielmehr, wie schon angedeutet, auch in der Schriftsprache an, und sie spielt

Digitized by Google

dort als „Ellipse“ eine grosse Rolle. Auch in meinem Satzbau habe ich diese Ellipse mehrfach gestreift, ich habe (S. 8) gezeigt, wie in dem Belege aus Götz (S. 90) *Ihr seid mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann und zu dieser Zeit* das Verbum stillschweigend für jeden neuen Satz den Bedeutungsgehalt erneut; wir haben ebendort (S. 14) die Beschränkungen kennen gelernt, denen eine ähnliche Ellipse des Subjekts heute unterworfen ist, (vgl. *Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei und wurde rot über und über, dann warf sie sich aufs Gras, lachte überlaut und wollte sich gar nicht zufrieden geben.* Goethe 27 S. 363, 7 ff). Aber auf diese beiden Wortgruppen, das Zeitwort und das Hauptwort schränkt sich solche stillschweigende Ergänzung ja nicht ein. Auch Präpositionalverbindungen werden von der Ellipse erfasst, vgl. (Goethe Werke 26, S. 12) *Die Frauen sassen darin um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander;* die Konjunktionen dehnen ihren Geltungsbereich über Hauptsätze und Nebensätze weitläufig aus (ebendort S. 14) *und so lief ich hin und wieder, brachte einen Topf nach dem andern* etc. (S. 16) *und wenn uns dieses unmöglich fiel, und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten.*

Ein grosser Kreis von Fügungen, wie wir sehen, wird von dem Begriff der Ellipse umfasst, auch wenn wir diesen ganz nur auf die Auslassung dessen beschränken, was sich aus dem Zusammenhange leicht ergänzt. Und für diese Fügungen alle, so mannigfaltig sie in der Schriftsprache sich entwickeln, erschliesst sich der eigentliche Erklärungsgrund doch nur in der mündlichen Rede. Hier vor allem wird man bei unserer Ellipse nicht an

Digitized by Google

der Wahrnehmung hängen bleiben, dass etwas fehlt, sondern mit der Frage, warum es fehlen kann, auch zu der Antwort übergehen, dass eigentlich schon zu viel gesagt wird. Die Sparsamkeit ist hier ein notwendiger Ausgleich, ein Gegenstrom gegen die verschwenderische Fülle. Wenn Goethe schreibt (S. 14) *Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hause wohnten, lebte in einem grossen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur,* so lässt sich ja herausklügeln, dass das Zeitwort *lebte* seinen Geltungsbereich stillschweigend über den Satz hinaus ausdehnt, und die Grammatik hat auch allerlei Spitzfindigkeiten bereit, um die Gebrauchsweise zu benennen und irgendwo in ein Schubfach unterzubringen. Im Grunde aber spiegelt uns hier die Schrift nur eine Freiheit der Umgangsprache wieder, die auf ganz andere Wurzeln weist. Die Präpositionalbestimmung *in einem grossen Zimmer hinten hinaus* war der lebendigen Einbildungskraft des Dichters noch nicht anschaulich genug, er fügt ihr noch einen Zug als Nachtrag hinzu, und auf solchen Nachträgen beruhen eigentlich alle Ellipsen in unserem Sinne. Aus ihnen erklärt sich auch die Apposition, die sich ja als Ellipse des Verbums auffassen lässt, wenn auch nicht alle Belege so deutlich darauf hinweisen wie der folgende (Goethe a. a. O. S. 14) *Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hagern, immer weiss und reinlich gekleideten Frau.*

Was nun die Umgangsprache und die Schrift auch auf unserem Gebiete der Ellipse trennt, ist zweierlei. Einmal wirkt der lebendige Ton der Rede, der irgend ein Wort mit Energie über andere erhoben, viel länger fort; die Ellipse kann also in der Rede viel grössere Zwischenräume umspannen als in der Schrift.

Digitized by Google

Andererseits macht die Ellipse der Rede nicht so leicht die weiteren Entwickelungen mit, der sie in der Schrift unterstellt ist. Dort hat sie sich zu einem Kunstmittel ausgebildet, das unter der Kontrole des Auges stehend, Ausgleichungen aller Art vornimmt, wie die Verteilung der Bindepartikeln, der Hülfsverba und anderen Wortmaterials auf das letzte Glied. So gelangt die Ellipse des Verbums bei Goethe zu folgendem Kunstgebilde: (ebendort S. 16) *Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschafter sich ergetzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte.*

Bei Frage und Antwort nun, den Hauptformen des Dialogs, trifft die Ellipse nicht Bestandteile aus der eigenen Rede sondern solche aus einem fremden Munde. Hier bethätigt sie sich meist als Sparsamkeit. Ihre knappste Erscheinung erreicht sie in der Antwort und hier in den selteneren Fällen, wo diese sich auf ein einfaches *ja* oder *nein* beschränkt. Die Möglichkeit zu dieser Kürze hat sich unsere Sprache im Gegensatz zur lateinischen errungen, aber selten, dass sie eine Ersparung damit erreicht. Wenn sie auch im allgemeinen grosse Abneigung gegen die abgerundeten Sätze zeigt, die der Lateiner wiederholt, um zu bejahen oder zu verneinen, so neigt sie dagegen zur Häufung der verstümmelten Satzfragmente. Wie ja auch die Bibel, wo sie zur Sparsamkeit mahnt, sich immer noch die Doppelform erlaubt (Matth. 5, 37 *Eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel*), so zeigt auch unsere Sprache eine grosse Scheu vor dem einfachen *ja* oder *nein*. Dieses wird als Unhöflichkeit empfunden und zum mindesten durch eine Interjektion oder eine Anredeform verbreitert: *Ach*

Digitized by Google

ja, ja wohl. Ja mein Herr. In den seltenen Fällen, in denen die Litteratur Beispiele der knappsten Bejahung oder Verneinung darbietet, klingt auch immer ein schroffer oder mürrischer Ton durch, oder es werden Menschen mit trägem Vorstellungsumlauf geschildert, wofür uns Chiavacci einen bezeichnenden Beleg darbietet: (S. 199) „*Gehst Du gerne in die Schule Pepi?*“ *frug ihn Einer aus der Gesellschaft. Ein lang gedehntes „J—oo“ war die Antwort. —*

Ist es weit in die Schule?
Naa—a.
Wie weit denn?
Nöt weit.
Wie lange braucht Ihr bis dorthin?
Zwoa Stunden.
Auch die Schwestern gehen in die Schule?
Joo—o.
Und auch im Winter?
Joo—o.
Wo esst Ihr denn zu Mittag?
Nindersch.
Habt Ihr den ganzen Tag nichts zu essen?
A joo—o.
Was denn?
A Brot.

Ganz anders dagegen weitet sich der behagliche Dialog aus. Die Antwort nimmt gerne über die Frage des andern hinweg ihren Anlauf, und darum finden wir so viel Frageformen in die Antwort gemischt, wie umgekehrt auch die Frage selbst so gerne rekapituliert. Man vergleiche das Gespräch, das der verschmitzte Tiroler mit dem bairischen Mauthner in Roseggers „Wirt an der Mahr“ führt (S. 68). Der Tiroler wiederholt zunächst

Digitized by Google

die an ihn gestellte Frage *Was sie so läuten?* ehe er die Antwort giebt: *Ja weil ein grosses Fest kommt.*

Aha der Napoleonstag wird gefeiert.

Der Napoleonstag, wird schon so sein, sagte der Fuhrmann. *Und heut geht die Octav ein.*

Und deswegen, meinst, thun sie überall so läuten?

Freilich, deswegen thun sie so läuten.

Dank schön.

Gerne geschehen. — Hia Braune.

Wenn die Kürze der Antwort auf solcher Ellipse beruhen kann, so mischt sich bei der Frage wieder ein anderes Moment ein, das die Kürze begünstigt. Nicht bloss das, was der Zusammenhang schon dargeboten hat, schwingt in der Frageform unausgesprochen mit, sondern auch das, was der Zusammenhang bloss erraten lässt. Was gerade der Frageform diese Art von Ellipse so nahe legt, das ist die ihr eigene Klangfarbe des Tones, die auch die unscheinbarste Wortform ausweitet zum Gefäss für die mannigfachsten Empfindungen, man vgl. (Götz S. 76) *Welche Wollust wird mir's sein, deine Güter von übermütigen Feinden zu befreien, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's Kissen zu bringen, die Ruhe des Bistums unser aller herzustellen. Und dann —?* Ähnlich (Egmont S. 201) *sie sah mich an — alle Sinnen gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun?* Damit stossen wir aufs neue auf die Mannigfaltigkeit des lebendigen Redetones und auf die mächtigen Umgestaltungen, die er dem Wortmaterial aufzwingt. Schon im ersten Kapitel, das unter den Eröffnungsformen der Rede die Interjektionen so breit auseinanderlegte, hatte die Versuchung nahe gelegen, auch der Klangwirkungen zu gedenken, die gerade das Gebiet der

Digitized by Google

Interjektionen beherrschen. Sie werden jedoch hier voller zu ihrem Recht kommen, wo wir diese Klangwirkungen als Ersatzmittel des Wortmaterials betrachten.

Sehen wir einmal zu, mit wie viel Worten unsere Dichter oft diese einfachen Laute umschreiben, wenn sie sie in der Erzählung verwenden: So lässt F. Reuter in der „Franzosentid" im 5. Kapitel fragen: *Möller, hewwen S' mal en Jungen seihn, den'n de Sparling ut de Hand flagen is, un dei denn in de leddig Hand herin kikt un seggt Oh!* Ganghofer fügt im Jäger von Fall einem *Ah!* die Worte bei: *Es war ein ganzer Schwur der gewichtigsten Verneinung, was in diesem Laute lag.* Ähnlich aus einer Erzählung des Münchener Naturalistenkreises[1]): *In diesem Worte „So" lag neben dem Jubel eine solche Befriedigung, ein „endlich so weit".* Und in diesem Zusammenhang darf sich wohl auch eine grössere Dialektstelle aus Weitbrechts „No g'stät" einschieben, wenn auch die Sprache da und dort Schwierigkeiten machen wird (S. 61): *„Vater!" thuats ezet uf oi'môl mit ma To' wia-n-ens der Bauer noh nia ghairt hôt, ond d' Sophie thuat d' Aerm om en ond legt ihrn Kopf uf seine Achsla ond sait em leis', ga'z lei's ens Auhr: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir und bin nicht mehr wert — weiter kommt se et vor lauter Herzstöss ond vor Heula.*

Ond em Holga'baura wurds ga'z gspässich, er woiss gar et wia, ond des g'az Gleichnis fällt em ei', ond nô kriagt er schiergar en Stolz, dass er, grad er vo' os'rem Heiland gmoi't sei, onr er macht sachte d'Sophie vo'n em laus ond guckt er ins Gesicht ond sait nex weder „Sophie". Es ist

[1]) Anna Croisant Rust „Feierabend". München, Albert & Co. 1892. S. 140.

Digitized by Google

kein Zufall, dass gerade bei neueren Erzählern in solchen Fällen starker Erregung der Dialog zusammenschrumpft und die Begleitbemerkungen im Texte zunehmen. Die starken Empfindungen, die unsere Brust mit ihrer Fülle zu zersprengen drohen, setzen sich nicht so leicht in Sprache um, wie uns die Rhetorik früherer Erzähler glauben macht, sie entladen sich viel eher in einem einzigen dumpfen Laut und in Geberden. So ist auch die Magda in der „Heimat" (S. 71) von dem überraschenden Geständnis des Pfarrers zunächst völlig überwältigt, nur ein *Ah!* entringt sich ihrer Kehle, bis sie nach längerem Schweigen die Frage ansetzt *Habe ich Ihnen damals so wehe gethan?* Ähnlich eine andere Stelle (Heimat S. 69) Pfarrer: *Ich glaube er hat sie verlernen lassen, dass ernste Menschen ernst zu nehmen sind.* Magda *Ah!* (Aufstehend) *Nun, dann werd ich Sie ernst nehmen und Ihnen sagen, dass Sie mir immer unleidlich gewesen sind.*

Doch es ist nicht die Kürze schlechtweg, die uns in diesem Zusammenhang interessiert, vielmehr drängt sich die Frage auf, was bei solchem Streben nach Kürze am häufigsten unterdrückt wird, welche Bestandteile unseres Wortmaterials am fühlbarsten als Ballast empfunden werden, am ehesten der Unterdrückung anheimfallen.

Für diese Frage müssen wir natürlich über die letzten Belege zu früheren zurückgreifen. Schon in der grossen Szene aus dem Götz und nachher wird einem aufmerksamen Beobachter das Verbum als besonders der Unterdrückung ausgesetzt, das Nomen als widerstandskräftig sich dargestellt haben. In diesem Gegensatz prägt sich eine Grundverschiedenheit zwischen Verbum und Nomen überhaupt aus, die uns hier mit Hülfe eines erschöpfenden Materials Einblicke vor allem in das Wesen

Digitized by Google

des Satzes und seiner Bestandteile eröffnen soll. Eben diese Frage wurde schon in meiner Schrift über den Satzbau aufgerollt, ihrer Lösung sind meine Beiträge zur Sprache des neuesten Schauspiels näher gekommen, aber in diesem Zusammenhang wird sie sich erst recht als fruchtbares Prinzip erweisen.

Die Urform des Satzes ist die Interjektion. Sie stellt eine erste Entwicklungsstufe der Sprache dar, auf der die Eindrücke unmittelbar einen Reflexlaut auslösen. Auf dieser Stufe verharrt auch heute noch ein ganz aussergewöhnlicher Bruchteil unserer Umgangsprache. Nicht bloss der Ausruf, mit dem in jener Szene aus dem Götz der Dialog beginnt (*Ach Herr!*), nicht bloss die Rufe *Wohl! Wohl! Wehe Wehe!* sondern auch der Ruf *Höllische Schurken! Sieg! Sieg! Sieg!* gehören hierher und der Ausruf *Ein weisser Federbusch, wer ist das?* zeigt uns deutlich, wie die Sprache von ihrer primitiven Stufe aus eine höhere erklimmt, auf der sie mittelst des Intellekts die Wahrnehmungen zu sondern beginnt. Ein häufiges Produkt dieser Sonderung ist nun allerdings der Gegensatz von Nomen und Verbum (*Da flieht Einer nach dem Wald. Noch Einer! Ein ganzer Trupp).* Bezeichnender Weise aber zeigt uns gleich der erst angeführte Beleg, dass diese Sonderung auch auf die Nomina sich beschränken kann (*wer ist das?*). Ja das Verbum das sich mitten zwischen hinein setzt, das Wörtlein *ist* hat so wenig Bedeutungsgehalt, dass man es gar nicht als Verbum bezeichnet, sondern als Satzband, als Copula mit einer blossen Funktion bedenkt, die es freilich nur in der Schulgrammatik folgerichtig ausübt, indes es in der natürlichen Rede nur wenig Zugang findet. Also auf beiden Stufen unserer Satzentwicklung steht dem

Digitized by Google

Verbum die Ungunst der Umgangsprache gegenüber, die wir nun im einzelnen belegen müssen. Auf der ersten Entwicklungsstufe haben uns die eigentlichen und uneigentlichen Interjektionen schon beschäftigt; wir haben sie als Eröffnungsformen kennen gelernt und gesehen, wie die Sprache durch sie hindurch der zweiten Stufe zustrebt. Wir haben schon dort beobachtet, welch kleinen Anteil unter den Wortklassen gerade das Verbum an diesen Interjektionen hat und wie bei den Imperativen und Frageformen, die es doch in diesen Dienst stellt, der formelhafte Charakter alle Verbalbedeutung verwischt. Aber weit wichtiger noch ist die Frage, wie weit in unserer Umgangsprache diese primäre Stufe, die man der Interjektion vergleichen kann, sich gegenüber der weiter entwickelten eigentlichen Satzbildung behauptet. Und hier darf man sich vor allem nicht von der Schriftsprache irreleiten lassen. Durchaus nicht alle die verkürzten und verstümmelten Sätze, die der Schulgrammatiker in den Äusserungen des täglichen Lebens beobachtet, sind etwa Ellipsen und bieten Lücken, sondern im Gegenteil sie stellen meist eben jene primäre Entwicklungsstufe dar, über die der Mensch in lebhafter Erregung nicht hinauskommt oder von der die Eierschalen an den entwickelteren Fügungen hängen bleiben. Dass diese Formen daneben als Typen auftreten, die auch den ausgebildeten Sätzen mittelst eines Rückbildungs- und Verwitterungsprozesses neuen Ersatz entlocken, das werden wir später noch zu beobachten haben. Vorerst aber soll sich unser Blick vor allem auf die Fälle richten, in denen ein Verbum nicht ausgelassen ist, sondern einfach gar nicht hergehört. Fälle der Sparsamkeit also und nicht der Ellipse!

Digitized by Google

Die Auffassung, dass etwas fehle und ergänzt werden müsse, wenn der Knecht im Götz ausruft *Ein weisser Federbusch, wer ist das?* stammt aus der Schulgrammatik. Diese wirtschaftet mit Subjekt und Prädikat und verlegt in die Sphäre des Prädikats gegen alle Natur eben das Verbum. Das Verbum hat aber mit dem Prädikatsbegriff ganz und gar nichts zu schaffen, es greift nur in Übergriffen in diese Sphäre ein. Wir müssen uns durchaus gewöhnen, den voll entwickelten Satz in zweierlei Erscheinungsformen darzustellen, einmal in dem Gegensatze zwischen Subjekt und Verbum *(Eure Reiter fliehen)*, das andere mal unter dem Gegensatz von Subjekt und Prädikat *(Lumpenhunde die Reiter.* Götz S. 8). Gerade aber bei der Ausbildung des Prädikatsbegriffes sehen wir die Übergänge von der ersten Entwicklungsstufe zu der zweiten noch heute in tausend Fügungen der Umgangsprache in reger Bethätigung. Gleich der ausgebreitete Kreis der Schimpfnamen spiegelt den ganzen Prozess deutlich wieder. Selbitz ruft in jener Szene aus Götz auf die Mitteilung *Eure Reiter fliehen der Höhe zu* unvermittelt aus: *Höllische Schurken!* und die Brüsseler Bürger, die sich zu Beginn des IV. Aufzuges des Egmont über die Sachlage unterhalten, beehren sich gegenseitig mit Anreden wie

Zimmermeister.	*Du bist ein verwegener Taugenichts.*
Vansen.	*Gevatter Tropf! Lass du den Herzog nur gewähren.*
.... Jetter.	*Lästermaul! .... Ungewaschen Maul.*

Die Schulgrammatik ist geneigt, in dem Ausrufe des Zimmermeisters die Norm zu erblicken, von der die andern nur abgewichen seien, und sie muss diese ein-

Digitized by Google

zelnen Fügungen so erklären, als ob Einer den Andern durch solche Benennungen als Subjekt in die Sphäre des Prädikats einbeziehe. Der Vorgang ist aber natürlich ein ganz anderer. Im Vorstellungskreise der biederen Bürger sind alle diese hübschen Benennungen aufgespeichert, und aus diesem Kreis werden sie unmittelbar durch äussere oder innere Eindrücke losgelöst und in Bewegung gesetzt, ohne dass irgend ein identifizierendes Verbum dabei die Mittlerrolle spielen würde. Wo wir die Sprache natürlich und unberührt von den Formeln des schulmeisterlichen Deutsch beobachten können, da erfreut uns vor allem das Fernbleiben jenes unleidlichen Gesellen, des Wörtlein *ist,* das schon durch seine Namen: *Satzband, Copula* anzeigt, wie wenig es eigentlich mit dem Verbum zu thun hat, und dessen Leidensgeschichte wir nachher noch ausführlicher schildern müssen. Rosegger lässt im „Wirt an der Mahr" (S. 54) einen Naturburschen ausrufen *Was gönnst du mir meine Lustigkeit nit! Die einzige Gottesgab' die mein ist.* Der Bauführer in Halbes „Eisgang", dessen Sparsamkeit im Gebrauch des Verbums allerdings meist andere als volkstümliche Grundlagen hat, streift doch an den natürlichen Redeton, wenn er ausruft (S. 81) *Und eine Nacht dabei! Rabenschwarz! Schauderhaft!* Ganz ähnlich in Hauptmanns „Einsamen Menschen", wenn der Pastor Kollin die Gelehrtenporträts über dem Bücherschrank des jungen Freidenkers mustert und ausruft (S. 11) *Eine bunte Gesellschaft!* oder wenn das Fräulein sich beklagt (S. 62) *Wenn nur erst die Begrüssungen vorüber wären. Entsetzlich geradezu.* So lässt auch Weitbrecht in seiner „Pfarrmagd" den Burschen, dem eine Frau vorgeschlagen wird, ganz ähnlich auf Hauptwörtern und Eigenschaftswörtern ver-

Digitized by Google

weilen (S. 6) *Also d' Karlena. — A' reachts Mädle, sell muass e saga. Ond a' netta aischt noh,* vgl. „No g'stät" S. 17. Und wie belebend solch eine naturwüchsige Fügung mitten in der Schriftsprache wirkt, das zeigt uns eine Stelle aus Richard Wagners Schriften (Werke IV, S. 10) *Wahrlich unsere ganze moderne Kunst gleicht dem Klaviere: an ihr verrichtet jeder einzelne das Werk einer Gemeinsamkeit, aber leider eben nur in abstrakto und mit vollster Tonlosigkeit. Hämmer — aber keine Menschen!* Noch bezeichnender als diese Beispiele sind jedoch diejenigen, in denen das Subjekt zum Prädikate wiederholt wird, was typischer Weise meist in Nachstellung geschieht. Zwei Belege aus Götz habe ich schon anderwärts in diesem Sinne verwendet: *Lumpenhunde die Reiter* und *Ritterpflicht! Kinderspiel.* Ähnlich nun (Eisgang S. 7) *Der vollständige Ruin, dieser Durchstich!* (S. 80) *Bande das!* (Einsame Menschen S. 60) *Unverschämtes Beamtenpack. So'n Bahnhofsinspektor.* Rosegger (Wirt an der Mahr S. 93) *Ein wackerer Mann, dein Vater.* (S. 137) *Unseliges Menschenwesen du! so sann Augustin an der Leiche.* Man vgl. auch aus Reuters „Franzosentid" (2. Kap.) *un seggt blot de beiden Würd „de unschüllige Slapmütz" un „Du Farken!"*

Wir haben in diesen Belegen das Prädikat im Vordergrunde gefunden und das Subjekt mehr die Rolle des Anhängsels spielen sehen, eine Erscheinungsform, die uns später auf dem Gebiete der Wortstellung manche Aufklärungen geben wird. Das Verhältnis von Prädikat und Subjekt zeigt aber naturgemäss auch andere Seiten. Wo innere oder äussere Eindrücke im Empfindungsvermögen des Aufnehmenden einen Reflexlaut nicht vorbereitet finden, wird meistens der Eindruck selbst erst verarbeitet

Digitized by Google

und zersetzt werden müssen, das Subjekt selbst also im Vordergrunde bleiben. Wenn der Pastor in Hauptmanns „Einsamen Menschen" bei der Erwähnung Darwins verblüfft wird (S. 11), so kommt er auch mit den Worten *Darwin? Darwin? Ja so! Darwin! Ach ja mhm! Hören Sie nur!* nicht so weit, um ein Prädikat formen zu können. Hier liegt eine Stockung in der Gedankenbildung vor, die uns als Folge starker Erregung oder als Unvermögen des Intellektes später noch bei der Erscheinung der Aposiopese beschäftigen wird. Nur mag hier schon erwähnt bleiben, dass die Umgangsprache mit ihrem lebhaften Accent die Fälle der ersten Art geradezu zu einem Typus ausgebildet hat, der in den mannigfaltigsten Formen auftritt, vgl. (Eisgang S. 7) *die Calamität mit den Leuten jetzt!* (S. 9) *Jetzt wieder dies Rumwandern Nacht für Nacht.* (Jugend (S. 59) *Und von aussen der Zwang.* (Eisgang S. 9) *Immer diese Angst.* (Jugend S. 57) *Ja, diese verwöhnten jungen Leute!* sodann in grösseren Satzgefügen, in denen bald nur ein Prädikat, bald nur das Subjekt sprachlichen Ausdruck gewinnt, vgl. (Jugend S. 55) *Ach das ist heute so wunderbar draussen! So eine merkwürdig schwere Luft. 'Ganz frühlingsmässig! Überhaupt diese ganze Gegend! So ganz anders als bei uns.* (S. 56) *Das kommt jetzt! Die schönste Zeit! Die Studentenzeit! Ach Heidelberg, Heidelberg!* (Wirt an der Mahr S. 54) *Was gönnst du mir meine Lustigkeit nit. Die einzige Gottesgab' die mein ist. Das bissel Singen und Musizieren!*

Eine besondere Anziehungskraft übt solch ein ergänzungsfähiges Subjekt auf Eigenschaftswörter aus, die sich attributiv angliedern lassen. So steckt eigentlich schon in dem Ausrufe aus der „Jugend" *Ja diese verwöhnten jungen Leute* das Prädikat in dem vor das

Digitized by Google

Hauptwort gesetzten *verwöhnt.* Deutlicher tritt das zu Tage, wenn Rosegger erzählt (S. 13) *Jäh brauste nun der Wirt auf „Dieser gottverdammte Pressburger Frieden"* oder wenn der Pfarrer in der „Jugend" (S. 13) den abgehenden Kaplan mit den Worten *Der gute Gregor!* nachblickt. In dieser Verbindung von Hauptwort und Eigenschaftswort schlagen sich in unserer neueren Umgangsprache die *Prädikatsätze* ungemein gerne nieder. So kleidet im „Eisgang" (S. 50) der Bauführer den Eindruck, den er vom Doktor erhält, in die Worte *„Unangenehme Persönlichkeit"* und so hatte schon Goethe seinen Götz charakterisieren lassen (S. 6) *Gott erhalt' ihn! Ein rechtschaffener Herr.* Hierauf beruht auch die so beliebte Prädizierung mittelst des Fragepronomens, das in Belegen wie (Heimat S. 108) *Welch ein glücklicher Tag für Sie, meine Liebe* (Rosegger „Wirt an der Mahr" S. 89) *Gott im Himmel, welch eine Zeit!* seiner ursprünglichen Natur gemäss als einfacher Reflexlaut der Erregung erscheint. Wie weit gerade diese Fügung auch in die Schriftsprache hineinreicht, dafür giebt uns die Siegesdepesche König Wilhelms an die Königin Augusta ein beredtes Zeugnis: *Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!* Die Schulgrammatik hält es für ihre Aufgabe, auch in solche Sätze das aufdringliche Wörtlein *ist* einzuschmuggeln, sie ist dabei aber, wie wir gesehen haben, völlig im Unrecht.

So hat sich uns gezeigt, wie das Verbum aus der Satzform, die vom Gegensatze zwischen Subjekt und Prädikat getragen wird, grundsätzlich ausgeschlossen ist, nun werden sich uns aber auch auf dem Gebiete, in dem das Verbum eigentlich wurzelt, andere Faktoren erschliessen, die das Verbum kräftig zurückdrängen. Um das Gebiet selbst, den Gegensatz von Subjekt und

Digitized by Google

Verbum, kennen zu lernen, müssen wir auf das Kausalitätsgesetz zurückgehen, das jedem Menschen eingeboren ist. Wo wir ein äusseres Geschehen, einen Vorgang, eine Bewegung wahrnehmen, schwebt uns die Frage auf der Lippe, von wo geht der Vorgang aus, wer lenkt die Bewegung, wer bewegt sich und andere? Und mit dieser Frage stehen wir mitten im Gegensatz zwischen Subjekt und Verbum. Meist ist uns das Subjekt einer Verbalthätigkeit schon von vorneherein bekannt; der junge Goethe sieht vom „Gartenzimmer" des grossmütterlichen Hauses (Werke 26, S. 16) wie *die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen,* er hört *die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen.* Je enger begrenzt jedoch der Erfahrungsbereich eines Menschen ist, um so häufiger bleibt solch ein Subjekt für ihn eine unbekannte Grösse und unsere Sprache muss sich noch heutigen Tages bei Naturvorgängen damit begnügen, dass sie sagt *es regnet, es schneit, es blitzt, es donnert,* indes die Naturwissenschaft auch hier bestimmte Subjekte einzufügen imstande ist. So haben wir also den natürlichen Geltungsbereich für das Verbum erschlossen, es ist die Bewegung sinnlicher Vorgänge, die sich in Übertragung auf Thätigkeiten aller Art ausdehnen lässt. Und der ruhende Pol in dieser Bewegung, der Ausgangspunkt, von dem sie sich abhebt, das Ziel, dem sie zustrebt, die Durchgangspunkte, die sie passiert, sie alle werden durch das Hauptwort festgehalten. Man vergegenwärtige sich in einer Stelle wie der folgenden aus Goethes Dichtung und Wahrheit (S. 41) die ursprüngliche sinnliche Bedeutung der *Hauptwörter* und *Zeitwörter* und man wird die Grundverschiedenheit beider Wortklassen in den angegebenen Verhältnissen wurzeln sehen.

Digitized by Google

Man schritt auf diese Weise mit Vollendung der übrigen Zimmer, nach ihren verschiedenen Bestimmungen weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im ganzen; vorzüglich trugen grosse Spiegelscheiben das Ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit bei, die in dem alten Hause aus mehreren Ursachen zunächst ... gefehlt hatte. Der Vater zeigte sich heiter, weil ihm alles gut gelungen war, und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, dass nicht immer der Fleiss und die Genauigkeit der Handwerker seinen Forderungen entsprachen, so hätte man kein glücklicheres Leben denken können, zumal da manches Gute teils in der Familie selbst entsprang, teils ihr von aussen zufloss. Schon in dem Satze: *Reinlichkeit und Ordnung herrschten,* noch mehr aber wenn wir wenige Zeilen darauf lesen *Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon,* stossen wir gleich auf sinnfällige Beispiele für die Neigung der Sprache, auch Vorgänge und Geschehnisse dem Erfahrungsbereich als Gegenstände, dem Wortschatze als Hauptworte einzuverleiben. Solch ein Hauptwort ist das Ergebnis längerer innerer Verarbeitung, man könnte diese dem Austrocknungsprozess vergleichen, dem die Pflanzenwelt oft künstlich unterzogen wird; wie die Conserve nur weniger Zuthaten bedarf, um in Frische und Fülle aufzuquellen, so genügt auch für solche Hauptwörter ein Quentchen Einbildungskraft, um volle sinnliche Verba aus ihrem Bedeutungsgehalt zu entwickeln. Ein Dichter, der dieses Erdbeben von Lissabon schildern wollte, müsste wieder zu Verbis aller Art seine Zuflucht nehmen, ganz ähnlich wie Goethe selbst nachher zu schildern anfängt: *Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein.*

Digitized by Google

Man darf sich diese Beobachtung, die wir eben gemacht, bloss vor Augen halten, man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie sich der Bedeutungsgehalt vollsinnlicher Verba im Hauptwort allmählich niederschlägt und verengt, und man wird die Erklärung vor sich sehen für eine Reihe von Erscheinungen, die die Forschung beschäftigen. In der Litteraturgeschichte ist es eine oft beobachtete Thatsache, dass am Ende grosser Entwicklungsperioden der Geltungsbereich der Nomina ungebührlich gewachsen ist, derjenige der Verba dagegen völlig zusammenschrumpft. Belege für diese Behauptung giebt uns die Geschichte der Stabreimdichtung, die ja überhaupt auf der Vorherrschaft der Nomina aufgebaut ist; Belege dafür geben uns die deutschen Ausklänge des Marinismus, Belege endlich bietet auch der alternde Goethe. Und wenn wir von der gehobenen Sprache der Poesie herabsteigen auf den Boden der täglichen Rede und die Formeln beobachten, deren sich der gesellige Verkehr bedient, so treten uns überall Spuren eines Verwitterungsprozesses entgegen, der ganze ausgebildete Sätze in eins oder wenige Worte zusammenschrumpfen lässt. Was sind aber diese Trümmer, die sich jenem Prozesse entzogen haben? Es sind mit wenigen Ausnahmen Nomina, die sich vor allem auf Kosten des Verbums behauptet haben, man denke nur an unsere Begrüssungsformeln: *Guten Tag; guten Abend; Eine Empfehlung vom Herrn Dr.* u. a., vgl. (Eisgang S. 157) *Mit der Ernte zufrieden Schwahn?* (S. 31) *Nanu? Alles so still? Niemand da?* Auch an gesellschaftlichen Formeln, die noch ein Verbum mit sich führen, wie z. B. *Grüss Gott! Habe die Ehre* u. a. können wir sehen, welchen Bestandteil eine neue Verwitterung zuerst trifft, wie sie immermehr zu

Digitized by Google

's Gott und *Ehre* zusammenschrumpfen. Vom Standpunkte der Lautlehre aus ist man rasch bei der Hand, solche Verstümmelungen als einfache Wirkungen des rascheren Redetempos abzuthun, aber es giebt doch zu denken, dass es immer das Zeitwort ist, das von diesen Wirkungen betroffen wird, wie z. B. in der Formel *Grüss Gott* die umgekehrte Ausgleichung *Grüsse* auf bestimmte Gegenden beschränkt blieb und nach meinen Wahrnehmungen ganz ausgestorben ist. Auch unsere Sprichwörter legen beredtes Zeugnis für unsere Auffassung ab. Auch bei ihnen entwickelt sich die Kürze meistenteils auf Kosten des Verbums: *Ein Mann ein Wort, Heute rot, morgen tot, Ende gut, alles gut.* Ähnlich (Journalisten I, 2) *Nichts über kaltes Blut! brummte der Salamander, als er im Ofenfeuer sass.* Und ebenso wird das Verbum auch aus sonstigen formelhaften Verbindungen verdrängt, man vgl. (Jungfrau von Orleans II, 4) *Gott und die Jungfrau!* (III, 3) *Mit Eurer Erlaubnis, Base!* (Tell IV, 3) *So oder so, es muss sich unterwerfen.* (Wirt an der Mahr S. 131) *Je schmerzhafter, desto grösser.*

Was in diesen Fügungen gerade dem Hauptwort solche Zähigkeit und Ausdauer wahrte, das ist das Greifbare, Körperliche seines Bedeutungsgehaltes, der deshalb um so fester in den Sinnen des Menschen haftet. Und eben diese Eigenschaft ist es auch, die wir im Auge behalten müssen, wenn wir sehen, wie die Befehlsform das Hauptwort auf Kosten des Zeitwortes vorschiebt. Rosegger erzählt uns in seinem „Wirt an der Mahr" von einem Dorfgefecht (S. 118): *Manchmal warf der Peter einen kurzen Befehl hin: „Mehr bei den Stallfenstern hinaus, dass sie uns nicht von hinterwärts kommen! — Das Pulver in die Gruben! — Dort unten beim Rain den Weissmantel thuts vom Ross! — Der Fenster werden zu wenige. Löcher bohrts durch*

Digitized by Google

die Wand! — Wasserkübel richts her." So viel Sätze hier stehen, so viel Ursachen fast, um das Zeitwort aus der Befehlsform hinauszudrängen. *Den Weissmantel thuts vom Ross* zeigt deutlich, wie in der Hitze des Gefechtes, in dem von morgens bis abends gezielt und geschossen wird, eben diese Thätigkeit selbst an Bedeutungsschwere verliert, indes umgekehrt die Zielpunkte selbst die ganze Aufmerksamkeit auf sich lenken. Das abgeblasste Wörtlein *thun* ist gerade noch gut genug, um wenigstens die Verbindungslinie zu ziehen, es könnte aber auch ganz wegbleiben, wie in den ersten Belegen *Das Pulver in die Gruben! Mehr bei den Stallfenstern hinaus.* Und andererseits wenn es heisst *Löcher bohrts durch die Wand!* so ist im Grunde ja schon mit dem Hauptwort auch die Art der Thätigkeit gegeben, die gefordert wird, es könnte also auch heissen, *Löcher durch die Wand!* Dagegen wirkt das Verbum in dem Rufe *Wasserkübel richt's her!* in gewissem Sinne abschwächend, denn in *Wasserkübel her!* hätte man nicht erst an Bereitstellung, sondern an sofortige Gebrauchnahme gedacht. Wir haben es schon oben angedeutet und können es nun auch sonst überall wahrnehmen, wie leicht Verba der Bewegung ganz und gar neben der Betonung ihrer Pole in den Hintergrund treten. Der Zielpunkt der Bewegung nimmt vielfach ganz anderes Interesse in Anspruch als der Verlauf selbst.

Wir sehen das an Redensarten aller Art, in denen sich das Verbum der Bewegung so rasch abgenutzt hat, dass es meist ganz unterdrückt wird; vgl. (Einsame Menschen S. 38) *Ich wollte nach Berlin,* (S. 60) *Soll ich mit zur Bahn?* (S. 25) *Sie sind fort.* (S. 24) *da kommen Sie nicht so bald fort,* (S. 26) *Kinder ich bin so weit?* Ebenso (S. 37) *Die Wintersaat ist zwar rein* wie schon Schiller

Digitized by Google

im Wallenstein (IV, 1) sagen lässt *Er ist herein. Ihn führte sein Verhängnis.* (Eins. Mensch. S. 20) *Ich bin zum ersten Male da.* (S. 9) *Da bist du ja, liebes Töchterchen* (S. 27) *Aber wo denn ist Johannes?* Und nun in Übertragungen (S. 58) *Das Service ist von mir.* (S. 33) *Die ausgetretenen Wege die sind eben nicht für jeden.* (Jugend S. 55) *Das ist für den eigensinnigen jungen Herrn.* (Einsame Menschen S. 29) *Ich bin ja ganz dafür*, (Sodoms Ende I, 3) *was bin ich für ein Stümper.* — (Eins. Menschen S. 20) *Ich bin aus der Umgegend von Breslau,* (Heimat S. 48) *Die Aufführung muss lange aus sein.* Wir können die Mannigfaltigkeit solcher Redensarten auch nicht annähernd erschöpfen, es liegt uns aber auch mehr daran zu zeigen, wie gänzlich das Verbum der Bewegung verwittert ist. Und wenn diese Fügungen aufs neue vom Verwitterungsprozess erfasst werden, so fällt die bedeutungsleere Copula, das Wörtlein *ist* oder ein ähnliches bedeutungsleeres Verbum zum Opfer und wir haben Fügungen vor uns, wie bei Rosegger („Wirt an der Mahr" S. 35) in *Woher und wohin denn die Reise, wenn man fragen darf?* Solche Unterdrückung vollzieht sich aber am leichtesten in lebhafter Rede, bei Frage, Wunsch und Befehl (vgl. Jugend S. 84). *Wenn ich so denk, jetzt in die Welt raus!* (S. 68) *Das Fenster auf und die Frühjahrsluft rein;* („Wirt an der Mahr" S. 135) *So sprich dich aus, sprich dich aus Und Wahrheit vor Gottes Richterstuhl.*

Hier also ist die Sparsamkeit im Gebrauch des Zeitwortes nicht ein altes Erbgut unserer Sprache, sondern eine Rückbildung, die durch den Verwitterungsprozess gegangen ist. Die einzelnen Stufen dieses Prozesses sind folgende:

1. Das Erblassen des Verbalgehaltes neben der Betonung des Zielpunktes der Bewegung, vgl. *Ich*

Digitized by Google

gehe nach Berlin, wobei man selten an die Art der Fortbewegung denkt, am seltensten an den eigentlichen Fussmarsch.

2. Das verblasste Verbum der Bewegung wird in den zusammengesetzten Formen, namentlich neben der Copula *(ist)* gänzlich ausgestossen, die Copula wird der Träger der Verbalfunktion; das Hauptwort, das den Zielpunkt darstellt, wird der Träger der Verbalbedeutung *er ist nach Haus,* vgl. Paul mhd. Grammatik 322.
3. Auch die Copula wird in lebhafter Rede unterdrückt, weil sie nur Funktion und keine Bedeutung ausübt.

Damit haben wir Momente berührt, die weit über die Verben der Bewegung hinaus und ebenso auch ausserhalb der blossen Befehlsform den ganzen Verwitterungsprozess des Verbums beherrschen und deshalb gleich hier mit zur Sprache kommen müssen.

Unser ganzes System der Hilfsverba gehört hierher, das sich in die Konjugation eingefressen hat und hier durch den schwerfälligen Ballast sich so unleidlich macht, dass die Schriftsprache schon frühzeitig sich ihrer wieder zu entledigen sucht (vgl. Satzbau S. 54). Goethes Sprache giebt hier Beispiele aller Art, und wir greifen nur zur Probe einen Satz aus Wahrheit und Dichtung heraus (S. 53): *besonders eine sehr lebhafte Tante, die früher Abgötterei mit mir getrieben hatte, konnte mich, selbst noch in späteren Jahren, selten ansehen, ohne auszurufen: Pfui Teufel! Vetter wie garstig ist er geworden! Dann erzählte sie mir umständlich, wie sie sich sonst an mir ergötzt, welches Aufsehen sie erregt, wenn sie mich umhergetragen, und so erfuhr ich frühzeitig, dass uns die Menschen für das Vergnügen, das wir ihnen gewährt haben, sehr oft empfindlich büssen lassen.*

Digitized by Google

Unter allen diesen zahlreichen Zeitwörtern, die wir hier vor uns haben, vereinigen nur zwei den vollen sinnlichen Bedeutungsgehalt mit der lebendigen Flexion: *erzählte sie; erfuhr ich;* in den andern Verbalformen scheiden sich Funktion und Bedeutungsgehalt, die erstere kommt in Hilfsverben zur Darstellung, die andere hat sich in Participialform oder in Infinitiven niedergeschlagen. Noch viel weiter geht in dieser Beziehung die Umgangsprache, in einigen Gegenden hat sich das Netz der Hilfsverba eigentlich über die ganze Flexion ausgebreitet. Daraus erklärt sich denn zur Genüge, warum der Bedeutungsgehalt der Verba fast nur noch in der Infinitivform oder im Particip fühlbar wird, namentlich da Umschreibungen aller Art auch noch den Infinitiv mit *zu* so ungemein entwickelt haben. So wird schon im Dialog ein Verbum, das der Vorredner vielleicht noch in voller Flexion gebraucht hatte, vom anderen gerne in der Infinitivform wiederholt, gleichviel wie sich der Satz nachher vollends entwickelt, wofür wir ein lebenswahres Beispiel Roseggers entnehmen: („Wirt an der Mahr" S. 143) *„Lehne dich an meine Brust und schlafe" Der Elsässer ermannte sich wieder: Schlafen! Dazu wird keine Zeit mehr sein. Daheim, da werden sie jetzt freilich schlafen.* Und so entwickelt sich der Gebrauch des Infinitivs in Redensarten wie (ebendort S. 126) *Und die Mutter verlassen! Und sie peinigen mit einer Angst um dich, der du nimmer wert bist* (Seite 142) *So weit von heim zu sterben! Meine Mutter! Mein Weib!* (S. 128) *Gerade die Falschheit noch und wir sinds wert, dass der Herrgott uns verlasst. — Und Frevel treiben mit einem Toten, seit wann ist denn das der Brauch?* (S. 134) *Da hat's nachher geheissen: stehlen oder den Hörndel-*

Digitized by Google

buben rufen (S. 138) *Ob unterliegen, ob siegen, es ist kein Heil.*

Wir sehen bei einem Teil solcher Fügungen deutlich, wie die Infinitivform einfach aus einem grammatischen Zusammenhang ausbricht und als Trümmerstück zu einem Typus für Neubildungen wird, vgl. (Einsame Menschen S. 21) *Das viele Lernen gefällt ihnen das?* (Friedensfest S. 31) *Vor sich selbst auf der Flucht sein: kannst Du Dir davon einen Begriff machen* (Jugend S. 51) *Sich vergnügen, ist schön. Aber sich bescheiden ist besser.* (Eins. Menschen S. 61) *Arbeiten, arbeiten, sonst will ich nichts sehen.* Aber ebenso deutlich sehen wir, wie mit solchen Belegen das Verbum in der Infinitivform ganz und gar in die Gerechtsame und Freiheiten des Substantivs hineinwächst (Jugend S. 62) *Alle die vielen Freunde — und das Fragen!* oder gar („Wirt an der Mahr" S. 125) *Bitt' gar schön, mein Vater, lasst mich mithalten beim Franzosenerschlagen.* Und mit diesen Freiheiten des Substantivums kommt die Infinitivform des Verbums vor allem der Bequemlichkeit der Umgangsprache entgegen. So verwendet Rosegger („Wirt an der Mahr" S. 132) in einer packenden Erzählung bald das blosse Substantiv bald den Infinitiv mitten in der spannendsten Darstellung: *Die Kirchen voller Leut, und der kecke Kerl steht neben ihr und vom eisernen Kronleuchter trauft das Wachs auf ihr rotes Halstuch. Kratzt er ihr's weg und flauschelt, sie sollt sich auf seinen Platz stellen, er unter den Leuchter, ihm macht's nichts ... es kommt die Wandlung. Niederknien, auf die Brust schlagen — machts dir einen Kracher, und der Kronleuchter liegt auf dem Pflaster. Und darunter der Gidel. Der Gidel ist fertig.* Und so greift unser Infinitiv nach Art der Substantiva auch in die Prädikat-

Digitized by Google

sphäre über und an Stelle ausgebildeter Sätze erhalten wir Fügungen wie (Einsame Menschen S. 60) *So'n Bahnhofsinspektor: Saufen, saufen, den ganzen Tag saufen* oder die beliebte Redensart, die wir in („Wirt an der Mahr" S. 124) *Ein so tapferer .. Soldat und weinen!* finden.

So wird es uns auch verständlich, wie ein Spiessbürger einem Wiener Witzblatt zufolge ausrufen kann[1]) *Wann's net anders geht, aufheb'n dös ganze plaramentarische Krippelg'spiel — i bin für ein g'sunden Absolutismus.*

Das Participium nimmt an diesen Entwicklungsformen des Infinitivs nur einen ganz beschränkten Anteil. Es entledigt sich nur des Ballasts der Hülfsverba und setzt die Verbalbedeutung von sich aus in Funktion; vgl. (Wirt an der Mahr S. 147) *Ich bitte euch schreibt nur das: Als Soldat die Pflicht gethan. Im Tirolerland gefallen auf dem Felde. Im Frieden gestorben. Und das, das schreibt ihnen auch: Einen guten Menschen zur Seite gehabt beim Sterben* — (S. 156) *und trab, trab den Bayern nach, mit ihnen marschiert, Proviant gefasst, bayrischer Lumpenkerl gewesen — zwei Tage lang.* Die Entwicklung nach der Seite des Substantivs ist dem Participium fast ganz abgeschnitten und das Adjectiv hat hier nur eine geringe Entwicklungsfähigkeit, vgl. (Eins. Menschen S. 40) *Da sitzt er vor mir im dunklen Winkel des Kessels in einen Knäuel zusammengeballt, in Lumpen gehüllt, vor Müdigkeit fast zusammenbrechend.*

Wir sind etwas weit ausgeschweift in unserer Darlegung der Gründe, die unsere Infinitiv und Participialformen so sichtbar aus dem Gefüge der lebendigen Verbalflexion gerissen haben. Der kleine Umweg war

[1]) Beiblatt zum Figaro 1893 Nr. 52.

Digitized by Google

aber nötig, um das Verständnis vorzubereiten für die Rolle, die unsere Verbalnomina nun in der Befehlsform spielen. Vor allem ist es wieder die Kürze, die sich gerade in dieser Form geltend macht. Der Befehl eilt ohne allen Aufenthalt dem Ziele zu, und andererseits verleiht er unter den drei Beziehungen, die in der Verbalflexion vereinigt sind, einer einzigen das Uebergewicht über die anderen. Die gewöhnliche Verbalflexion setzt in jeder einzelnen Form den Bedeutungsgehalt des Verbums gleich nach 3 Seiten hin in Beziehung: *du gehst* unterscheidet sich von *er geht* durch das Subjekt nach der Seite der wirkenden Ursache, von *er ging* nach der Zeitstufe des Vorgangs und von *er gehe* nach dem Verhältnis zur Wirklichkeit, nach der Realität. Es ist bezeichnend, dass unter allen Verbalformen nur der Imperativ, also gerade die eigentliche Befehlsform, unberührt bleibt von allen diesen Beziehungen. In *geh, steh, nimm* zeigt sich die nackte Verbalwurzel, wie sie nur durch die Energie der Betonung in die Willenssphäre eingerückt wird. Kein Wunder also, wenn gerade hier auch die beiden anderen beziehungslosen Verbalformen festen Fuss fassen. Wir lesen in der „Heimat" (S. 56) *Nicht wegfahren, Magda!* (S. 57) *Nein, nein, bitte, setzen;* in den „Einsamen Menschen" (S. 15) *Ruhig, ruhig! nur ja nicht ärgern, Mutti;* in der „Jugend" (S. 13) *Nicht wieder so lange lesen, oben, Herr Kaplan;* ebenso im „Wirt an der Mahr" S. 138 *„Nur nit sterben! Nur nit sterben in so jungen Jahren!" ächzte er.* Ähnlich wird aus einer Volksversammlung in Miesbach[1]) berichtet: *Unter wachsender Unruhe, aus der Rufe wie 'Raus!*

[1]) Münchener Neueste Nachrichten 31. Mai 1893.

Digitized by Google

Dableiben! Dalassen! heraustönten, erklärte Dr. Daller, *„Wir wollen keine Gegner sprechen lassen.“* Die Brücke zu diesen gekürzten Formen finden wir auch wieder in Hilfsverben, wie sie der Schlusssatz bietet: *wir wollen sprechen lassen* oder wie sie uns Rosegger zeigt in („Wirt an der Mahr“ S. 118) *Gehts! gehts? für so was ist jetzt kein' Zeit. Schiessen thut's.* Ganz aus der Verbindung mit Hilfsverben müssen wir wohl die Participien in der Befehlsform erklären, vgl. *Aufgestanden! Stillgestanden!* vgl. Hebel „der Carfunkel“ *G'stoche die! und no ne Trumpf! Und g'stoche das Herzli;* (Emporkömmling S. 94) *Halt! hier geblieben!* S. 55 *Gegengesetzt oder ich erwürg dich!* Bei ihnen muss man namentlich an die beliebte Auslassung der Hilfsverba *haben, werden* und *sein* zurückdenken, die in der That selbst bei Grammatikern des vorigen Jahrhunderts die Täuschung erweckt hat, als ob in dem elliptischen Particip wirklich die volle Verbalflexion ruhe (vgl. Satzbau S. 88).

In der neueren Zeit jedoch scheint es, als ob gerade die Participialformen nicht stark an Verwendung zunehmen, indes die Infinitivformen ihren Geltungsbereich immer mehr ausdehnen. Den Grund hierfür haben wir ja schon oben angedeutet, er liegt in der Substantivierung, der das Zeitwort in der Infinitivform entgegengeht. Eigentümlich ist es nun, wie diese Substantivierung gerade von einzelnen Hilfsverben begünstigt wird. Gleich das Hilfsverb thun, das in norddeutschen und süddeutschen Dialekten ungewöhnlich stark entwickelt ist, gehört hierher. Wie es Schiller in der „Kabale“ (I, 1) der Millerin in den Mund legt *Solltest nur die wunderhübsche Billeter auch lesen, die der gnädige Herr an deine Tochter als schreiben thut,* so verwendet es Reuter in der „Franzosentid“

Digitized by Google

(Kap. 11) *sei faülten bi jeden Schritt un Tritt, dat de Bodden ... unner sei bewern d e d* und Hauptmann lässt es in den „Einsamen Menschen" die Taglöhnerfrau gebrauchen (S. 18) *Wenn Du Jeist haben dhätst, sach'k*, u. a. vgl. Kap. IV. Deutlich kann man in diesen Fügungen beobachten, wie durch das Hilfsverb die Verbalfunktion ganz aus dem Vollverb herausgezogen wird, so dass dessen Bedeutungsgehalt gewissermassen latent wird, und dem Substantiv sich nähert. Da sich von der andern Seite nun Verbindungen ähnlicher Hilfsverba mit wirklichen Substantiven herausbilden, so sind Berührungen und Vermischungen aller Art gegeben; man sagt: *Verbreitung finden* statt *sich verbreiten*, *Ausdehnung gewinnen* statt *sich ausdehnen* u. s. w. Ganz besonders haben sich zu solchen Hilfsverben, deren sinnlicher Bedeutungsgehalt austrocknet, die Verba *geben* und *machen* entwickelt.

Einen ähnlichen Entwicklungsgang hat auch unsere sogenannte Copula, das Satzband durchgemacht. Die Vorstellung des Existierens kann dem Verbum *sein* nicht von Anfang an so dünn und abgeblasst innegewohnt haben, vielmehr lässt auf vollere sinnliche Bedeutung schon die Vereinigung dreier verschiedener Verbalwurzeln zu einer Funktion schliessen: *Ich bin, er ist, wir waren* gehören ja drei verschiedenen Wortstämmen an. Heutzutage aber ist diese Copula ein Mittel um die Participialformen in die Reihe der Adjektiva überzuführen: *es ist lohnend; du bist verlegen.* Und andererseits bricht mit der Copula die ganze Reihe der Substantiva und Adjektiva in das Verbum ein. Ich habe schon in meinem Aufsatz zum neueren Schauspiel (S. 253) eine kleine Blütenlese gegeben und möchte hier nur der Anschaulichkeit wegen einige Belege beifügen. Wenn Johannes in den „Ein-

Digitized by Google

samen Menschen“ (S. 45) von sich sagt: *dass Jemand für meine Arbeit .. ein sachliches Interesse hat. Das macht mich ja wieder frisch. Das is ja wie 'ne Heide förmlich, auf die's regnet,* so sehen wir, wie diese Fügungen eigentlich in der Einbildungskraft des Dichters ihren Ursprung haben und in der Sprache des gemeinen Lebens nur zur Form werden, die mit ihrem Inhalt vertrocknet. Ebendort heisst es (S. 24) *Mein Ideal ist ein weiter Park mit einer hohen Mauer ringsherum.* (S. 40) *so lang noch solches Elend existiere, sei es ein Verbrechen, irgend etwas anderes zu thun.* S. 46 *Er ist keine starke Individualität als Mensch, wie sehr viele Künstler.* S. 56 *Es wird gar nicht Tag heute.* S. 49 *Ich mag nicht verantwortlich sein* u. a. Ebenso gern werden ähnliche Nomina mit Präpositionen an die Copula geknüpft; wir sagen *ich bin im Begriff* statt *ich fange an*; ein anderer sagt *ich bin in einer üblen Stimmung* statt *ich bin missgestimmt* u. s. w. In diese und ähnliche Fügungen braucht nur der Verwitterungsprozess einzugreifen, der augenblicklich in den Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft ganz besonders lebhaft wirkt, und wir haben Sätze wie die im „Eisgang“ (S. 50)

Dr. Lange. *Als ich kam, war natürlich alles vorbei. Tod durch Verblutung. Der arme Kerl hat keine 5 Minuten mehr gelebt.*

Hugo. *Familienvater?*

Bauführer. *Ah! Kein Bein! Unverheiratet. Sogenannter Losbändiger!*

Hugo (sarkastisch). *Nicht mal Familienvater? Lappalie!*

Bauführer. *Heikler Fall! Gewiss! ... Offen gestanden, stelle mich voll und ganz auf den Standpunkt des Besitzers. Nur keine Rücksichten in solchem*

Digitized by Google

Fall. Nur keine Sentimentalität! Notwehr! weiter nichts! . . . . .

Hugo. *Aber Doctor! So gar nicht modern! Die Knute sag' ich Dir! Nur die Knute! Und den Revolver! Knute, Revolver! Beherzigen wir das!*

Damit ist freilich ein Extrem erreicht, das auf eine Manier gewisser Gesellschaftskreise hindeutet und das in anderen Fällen die Nervosität zum Untergrunde hat, die gerade im neueren Drama eine so unerfreuliche Rolle spielt, vgl. (Eisgang S. 20) *Und jetzt! Ausgesucht jetzt! Alles zusammen! Die Ernte halb verfault. Die Leute aufsätzig . . Auf den Sohn kein Verlass! Keine Stütze . . ! Nichts! So schwach, so schwach . . Alles gegen einen und nichts machen!* Aber auch abgesehen von diesen speziellen Einflüssen machen sich solche des Verbums beraubte Sätze überall da breit, wo Bequemlichkeit oder Lässigkeit die bedeutungslosen Formen unterdrückt. Das Bild „Sodoms Ende", das den Titel zu Sudermanns Drama hergegeben hat, wird fast nur mit Nominalformen beschrieben (I, 3) *Sehn Sie, tausendmal ist das Sujet schon bearbeitet . . . Aber wie? Vorne auf einem Felsen der brave Lot, umgeben von anderen Ochsen und Eseln — etwas zurück sein Weib ergebenst zur Salzsäule erstarrt — und in der Ferne etwas, das sieht aus wie drei brennende Streichhölzchen. . . . Da kommt unser Willy! . . . Mit Elan drängt er mitten in die untergehende Stadt . . . die Strasse da — schon lichterloh . . die Bewohnerschaft mitten in ihrer Sünden Blüte . . . Männer, Weiber — nackt und halb betrunken, wie sie gräd' aus ihren Orgien taumeln.* Wenn aber nun, abseits von dieser grossstädtischen Sprechweise die kraftstrotzenden Bauern, die Rosegger

Digitized by Google

schildert, ebenfalls der Bequemlichkeit zu Liebe das Verbum unterdrücken, wo es keine Bedeutungselemente mit sich führt, so giebt das immerhin zu denken. Sätze wie („Wirt an der Mahr" S. 172) *Darauf die Antwort, er sei nicht müde. So schärfe ich ihm ein, nicht auf die Strasse zu gehen, sondern auf dem Feldwege. Seine Antwort, er fürchte sich nicht,* oder wie die packende Darstellung von dem Kronleuchter, der den Gidel erschlagen (vgl. oben, S. 95) legen nicht gegen das Sprachgefühl der Redenden Zeugnis ab, sondern bekunden die Entartung, der das Verbum als Wortklasse allgemein zum Opfer gefallen ist.

Auch das Pronomen wird von der Sparsamkeit der Umgangsprache ergriffen und zwar nicht bloss, wie wir oben beobachtet haben, mit dem Zeitwort, sondern am Zeitwort selbst. Wir werden später sehen, dass die Umgangsprache sonst eher eine Verschwendung von Pronominalformen begünstigt und in der Verbalflexion z. B. kann man das *ich, du, er (ich gehe, du gehst, er geht)* vor den Verbalformen als Verschwendung auffassen, da ja eine Bezeichnung des wirkenden Subjektes schon in der Verbalendung liegt. Ja in der zweiten Person Singularis *(gehst)* liegt dieses Subjekt eigentlich zweimal ausgedrückt vor, da diese Endung sich bekanntlich aus *gehes du* entwickelt hat. Dieser Thatsache werden noch heute auch die Dialekte mehr oder weniger gerecht, indem sie der zweiten Person am seltensten ein Subjektwort zufügen. Der bayrische Dialekt z. B. bekundet eine gewisse Konsequenz, insofern er hier vor dem Verbum das Personalpronomen wohl liebt, nach diesem aber — also in der sogenannten Inversion — kaum eines kennt. Man vergl. aus Rosegger („Wirt an der Mahr" S. 56) *Schau*

Digitized by Google

Tonele, du hast keine Heimat, sagst. Und wahr ist's, du hast auch keine. Wie du jetzt bist und nichts nutzest, hast auch keine. Aber pass auf, von dem Tag an, wo du für Tirol deinen Tropfen Blut hast verspritzt, von dem Tag an hast ein Heimatland und glückselig wirst es verspüren und mit Freud und Stolz wirst ein Tiroler sein. Man muss freilich hier berücksichtigen, dass die Dialekte alle miteinander und mit ihnen die allgemeine Umgangsprache in der Betonung der Pronominalformen ungemeine Abwechslung zeigen: von der vollen Energie sinkt der Ton gelegentlich zum flüchtigen Hauch herab, und dann bleibt von dem dünnen Lautkörper solch einer Pronominalform allerdings nicht mehr viel übrig. Verbindungen wie *hast du? wirst du?* würden hier zu *hast d'; wirst d'* herabsinken; das Pronomen könnte sich also in solchen Fällen lautlich überhaupt gar nicht geltend machen. Ganz ähnliche lautliche Gründe wirken auch dem Pronominalobjekt oft entgegen. Ich habe schon in meinem Aufsatz zum deutschen Schauspiel (II, S. 118) auf einen Beleg aus der „Kabale" hingewiesen (I, 1) *und das Mädel ist verschimpfiert auf ihr Lebenlang, bleibt sitzen, oder hat's Handwerk verschmeckt, treibt's fort* für *hat sie das Handwerk verschmeckt, treibt sie es fort.* Die Verstümmelungen, denen unsere Pronominalformen unter dem Wechsel der Betonung ausgesetzt sind, und die merkwürdigen Lautbilder, die sich hier durch den Zusammenstoss identischer oder unvereinbarer Laute entwickeln, gehören ja in die Lautlehre, aber sie sind auch für die Syntax von ungemeinem Einfluss geworden. Gerade der scheinbare Ausfall gewisser Pronominalformen konnte dazu führen, das Gefühl für die Notwendigkeit ihres Gebrauches überhaupt, das ganz

Digitized by Google

entschieden mit der Sprachentwicklung zugenommen hatte, allmählich wieder abzustumpfen. In der That lässt sich gleich an den Führern unserer klassischen Litteratur ein belehrendes Beispiel hierfür gewinnen. Goethe hatte in seiner stark zu Kürzungen neigenden Mundart Gelegenheit, diesen lautlichen Schwund der Pronominalformen zu beobachten. Er nahm den blossen Lautvorgang für einen syntaktischen und führte die Unterdrückung der Pronominalformen auch in der Schrift durch, obwohl hier gar keine Veranlassung vorlag, diese beweglichen Formen auszustossen. So müssen wir uns wohl hüten, diese Art von Rückbildung in dem Gebrauch der Pronominalformen als alte Freiheit aufzufassen, mit der wir das Erbe der Sparsamkeit von früher überkommen hätten. Anders dagegen steht die Frage in den einzelnen Dialekten selbst, in denen solche alte Freiheiten sicherlich wenigstens teilweise noch herrschen. Auch die erste Person des Sing., die schon in der alten Sprache den eindringenden Pronominalformen nur zögernd sich erschlossen hat, weist hier alte und neue Besonderheiten auf. In den Formeln *bitte, danke* u. a. mag alte Sparsamkeit, in den Höflichkeitsformen *Empfehle mich, Erlaube mir, Habe die Ehre* dagegen eine Rückbildung anzunehmen sein. Wenn aber in Anzengrubers „Fleck auf der Ehr" (II, 11) auf den Befehl *Na, geh', Christl* die Antwort folgt *No jo, geh' schon,* so dürfte in solche Fügungen das Subjektwort *ich* überhaupt noch keinen Einlass gefunden haben. Und ähnlich sind auch wohl die zahlreichen entsprechenden Beispiele zu beurteilen, die wir bei Rosegger u. a. finden: („Wirt an der Mahr" S. 162) *„Verstehe schon," nickte Kulber.* (S. 123) *„Von dem komm ich ja gar nicht," lachte der Bote . . . „Hab' ja selber mitgethan auf dem Moos.* (S. 124)

Digitized by Google

wenn ich dir nicht zu Hilf' komme. Möcht selber einen haben, einen solchen Schlankel wie Du bist.

Auch für die dritte Person haben wir der mündlichen Sprache schon oben eine weittragende Fähigkeit erschlossen, ein Subjekt in neuen Zusammenhang hinüber wirken zu lassen. So von vorneherein aus der Rede des einen in die des andern (vgl. meinen Aufsatz II S. 118), wie bei Rosegger („Wirt an der Mahr" S. 158), wo auf die Kunde, dass man den General Dittfurt erschossen habe, die einen ausrufen *„Den General? Vivat!"* die andern *„Hats lange genug getrieben."* Auch in allerlei Fügungen, in denen die Schriftsprache Pronomina fordert, kann die mündliche ihrer entbehren, nicht bloss in (ebendort S. 126) *„Er ist gut zu brauchen" mischte sich der Kreuzwirt drein „hat mir brav geholfen den ganzen Tag"*, wo die Sätze gradlinig weiter laufen, sondern auch bei Einschiebseln und neuen Ansätzen (ebendort S. 144) *Ein Grosspächter hat sie nehmen wollen, einer von der Loire her — spricht nicht deutsch;* (S. 172) *Seine Antwort, er fürchte sich nicht. Hat überhaupt unterwegs nicht zehn Worte gesprochen.* Ebenso in Fällen, wo das Subjekt der Verbalform im vorhergehenden Satze die Rolle eines Obliquus spielt, vgl. (ebendort S. 146) *Auch anderen ist es so ergangen wie mir, sind unterwegs gewaltsam mitgenommen worden*, wo das Pronominalsubjekt allerdings lautlichen Schwierigkeiten begegnen würde *s'sind.*[1]) Was jedoch besonders ins Auge fällt und was sich aufs engste mit den Fügungen niederdeutscher Dialekte und solchen unserer Umgangsprache berührt, das ist

[1]) Vgl. „Franzosentid" Cap. 4. *Den annern Morgen was Möller Vossen tau Maud' as hadd hei'n halw Dutzend Sparling' in den Kopp un swappten dor nah Brümmers.*

Digitized by Google

das Unterbleiben eines zusammenfassenden Pronomens. *Ist so* und *Ist in Ordnung* sind Redensarten, mit denen man bei Rosegger („Wirt an der Mahr" S. 154, 162) unmittelbar an die Situation anknüpft, und so fügt ein anderer (S. 156) einem Gefechtbericht die Worte bei *Ist aber all zu spät.* Wenn aber in allen diesen Fällen eine ungewöhnliche Ellipse doch wenigstens mit Ergänzungen aus dem Zusammenhang arbeitet, so fällt auch dies weg in Belegen wie („Wirt an der Mahr" S. 158) *Zu Innsbruck, da passiert's, da habe ich mich unterhalten. Haben bei meinem Durchmarsch gerade den Dittfurt erschossen.* Hier klafft an Stelle des Subjektwortes eine Lücke, die nur durch die Erinnerung des Redenden und die Einbildungskraft der Hörenden ausgefüllt wird.

Wie weit mit diesen dialektischen Freiheiten die Unterdrückung der Pronominalformen im Jargon gewisser Gesellschaftskreise sich berührt, ist schwer zu sagen. Die Entscheidung hängt auch teilweise davon ab, wie man die Kürze in den Dialekten selbst beurteilt. Wenn man dort die lautliche Unterdrückung in gewissen Formen in den Vordergrund stellt und die Ellipse in anderen Fällen als Analogiewirkung auffasst, so wird man den Verwitterungsprozess, der sich im Gesellschaftsjargon unzweifelhaft darbietet, in einfache Beziehung dazu setzen können. Ich habe schon im Verlaufe der Darstellung angedeutet, dass ich für die dialektischen Ellipsen nicht bloss lautliche, sondern auch psychologische und syntaktische Ursachen annehme. Dagegen sehe ich in Beispielen, wie den folgenden, einen weitgehenden Verwitterungsprozess: (Eisgang S. 49) *Also, Sie kennen ihn? Liebenswürdiger Herr im Umgang, nicht wahr? Soll ja zu seinen Leuten bischen grob gewesen sein. Angeschnauzt*

Digitized by Google

haben. Na, geht ja mal nicht anders! Fährt also heut Vormittag durchs Dorf, Raudnitzerfelde natürlich. Wie er am Krug vorbei kommt, hat sich .. ganzes Pack gesammelt, frühere Leute von ihm, sonstige Existenzen ... Man kennt das ja. Natürlich im Krug gesoffen. Wollen den Mann nicht weiter fahren lassen ... Stehen im Wege ... Machen die Pferde scheu ... Drohen wahrscheinlich ... Der Mann fordert im Guten auf ... Hilft nichts. Na schliesslich, was bleibt dem Mann übrig? Zieht den Revolver und schiesst.

Bislang sind es Wortklassen gewesen, die wir unter den Einfluss des Prinzips der Sparsamkeit gestellt fanden, das Verbum und das Pronomen, nun können wir auch ganze Sätze in solche Ellipse stellen. Vor allem in Lieblingswendungen des Verkehrs müssen wir bei näherem Zusehen oft ganze Sätze einschieben, bis wir den richtigen logischen Zusammenhang herstellen. Ich habe (in meinem Aufsatz II, S. 119) auf eine Ellipse hingewiesen, wie sie (Eisgang S. 24) die Redensart *Tine hat Blut gespuckt, damit Du's weisst* bietet. Ohne Annahme einer Lücke vor dem Absichtsatz kämen wir zu einem völlig widersinnigen Motiv der berichteten Thatsache, weil der Absichtsatz ja nur das Motiv für die Erzählung selbst enthält. Man wird solche Lücken kaum in allen Fällen als Folgen des Verwitterungsprozesses auffassen dürfen, die ausgelassenen Sätze sind oft auch bloss Verbindungspunkte, die die Gedankenbildung einfach überspringt. Hierher gehören sicherlich die Sätze, in denen der Redende auf seine eigene Redethätigkeit Bezug nehmen müsste, vgl. („Wirt an der Mahr" S. 35) *Woher und wohin denn die Reise, wenn man fragen darf;* (S. 38) *Dass ich dir's nur sage, Dörninger, du bist auch nicht redlich gewesen;* (Weit-

Digitized by Google

brecht „Pfarrmagd“ S. 3) *Wenn er's aber wisse went, Guschte hoisze.* Das Bedingungsgefüge und der Daszsatz sind es hauptsächlich, die diese Ellipsen zeitigen, das Bedingungsgefüge unter Verkümmerung bald des Hauptsatzes, bald des Nebensatzes; der Daszsatz natürlich nur mit Unterdrückung des Hauptsatzes.

Die Verkümmerung des Nebensatzes im Bedingungsgefüge lässt im Hauptsatze meist wenigstens eine Spur zurück, am leichtsten in einer pronominalen Andeutung der ausgelassenen Voraussetzungen. Die Partikel *da*[1]) spielt hier eine grosse Rolle. Was sie an Bedeutungsgehalt aus dem Zusammenhange aufzusaugen vermag, zeigen uns Belege wie (Götz S. 56) *Der Händedruck eines Fürsten, und das Lächeln einer schönen Frau! Da reisst sich kein Weisling los* oder wenn (ebendort S. 7) ein Knecht bei dem Anblick der Berlichingenschen Reiter ausruft *Da ist euer Herr Götz wohl auch nit weit (da Ihr, die Knechte, hier seid)?* Und so leitet die Partikel auch offenbare Trümmerstücke des Bedingungsgefüges ein, vgl. (Einsame Menschen S. 15) *Na, bei mir dürfte so was nich' vorkommen. Da sollten die Mädchen was kennen lernen.* (Jugend S. 20) *Gearbeitet hab' ich wirklich wie ein Pferd! Aber nicht hinter den Büchern! Dazu war gar keine Zeit. Da hätte mich mein Pfarrer schön angesehen.*

Aber auch in anderer Weise ragt die unterdrückte Prämisse in den Nachsatz herein, so in (Fleck auf der Ehr III, 1) *Von mir aus könnt' hitzt der Vetter schon*

[1]) Auf ähnliche Fähigkeit der Partikel *denn* kommen wir später in anderem Zusammenhang zu sprechen; vgl. Franzosentid 2: *Ick will em blot de Knöp von de Büx afsniden ... Denn Mamselling, denn känen sei nich schappieren, denn sackt ehr de Hos' in de Knei'.*

Digitized by Google

bleib'n wo er wollt oder in („Einsame Menschen" S. 18) *I ne! Det hätt ik ja wirklich bei en Haar janz verjessen.*

Aber noch häufiger fast unterbleibt auch diese geringste Spur einer Andeutung, und die ganze Verbindung, Prämisse und Folgerung, kommt nur im Modus des Hauptsatzes zum Ausdruck, vgl. (Eisgang S. 48) *Du thust mir leid! Ich thät's nicht;* (Jugend S. 20) *Die Leute wären für mich durchs Feuer gegangen* (Fleck auf der Ehr II, 15) *Z'reden hätt i mit Dir.* Wir werden später die Frage aufrollen müssen, wie weit auf solchen elliptischen Konjunktiven eine Gebrauchsform des Konjunktivs beruht, die in der neueren Umgangsprache ungemein an Umfang zunimmt und die wir z. B. in (Heimat S. 104): *Da wären wir also .. Sprich dich ruhig aus, Papa* vorfinden.

Auch für die Verkümmerung des Hauptsatzes im Bedingungsgefüge haben wir verschiedene Möglichkeiten der Erklärung. Fälle wie (Jugend S. 24) *Wenn ich da unsern Amandus seh'!* oder (Eisgang S. 13) *Ja wenn unsereins Frau Musika nicht hätte!* zeigen deutlich, wie die Gedanken, die sich an die Voraussetzung anknüpfen, auch unausgesprochen noch kräftig genug im Klange der Stimme nachzittern. Und noch energischer tritt an Stelle der Worte die Klangfarbe des Tones ein in (Jugend S. 48) *Und ich sag Dir, wenn Du nochmal so schlecht gegen Hanschen bist, so niederträchtig . . .* Die Lebhaftigkeit der Empfindungen lässt dem Redner oft gar nicht die Zeit, sich über die Folgerungen klar zu werden, die er an die Voraussetzungen zu knüpfen hätte. Vgl. (Eisgang S. 10) *Wenn er sich wenigstens schont! Wenn er nichts von der Wirtschaft sieht! Wenn er sich nicht mehr zu ärgern braucht!* Mit solchen Fügungen gewöhnt

Digitized by Google

sich dann die Umgangsprache immer mehr daran, die verstümmelte Bedingungsform als blosse Form zu gebrauchen, als Hülle für Wünsche und kräftige Empfindungen, bei denen der Charakter des Hypothetischen ganz zurücktritt vgl. (Eisgang S. 10) *Fernhalten! Wenn dich die Hoffnung trösten kann.*

Ganz ähnlich sind nun auch die zahlreichen Formeln zu beurteilen, in denen sich namentlich der Daszsatz niedergeschlagen hat. Das Formelhafte dieser Fügungen prägt sich auch hier am stärksten dadurch aus, dass sie gelegentlich gar nicht mit in die Höflichkeitsform herübergenommen werden, sondern mitten in einem Satze, der sonst das gesellschaftliche *Sie* verwendet, in der Duzform stehen bleiben. Dieses Kennzeichen formelhafter Erstarrung haben wir schon oben (S. 60) bei *weisst* kennen gelernt, für *sieh* (ecce) wird es von Reis (Paul, Braune, Beiträge XVIII, S. 477) belegt und in unserer Satzform begegnet es uns in dem anderwärts besprochenen Beleg aus „Kabale" (I, 2) *Dass dich alle Hagel! 's Mädel muss Sie kennen.*

Die ganze Fügung ist ungemein alt in unserer Sprache als Einkleidung von Wunsch- und Heischesätzen (vgl. Satzbau S. 74, S. 65). Vielleicht finden wir sie schon bei Otfrid, wenn er ausruft (IV, 26, 37)

Wanta quimit noh thiu zit — thaz wibilih fon iru quit
wola ward thia lebenta — thiu kinde nio ni fageta;
Thaz salig si in giwissi — thiu kindes umbera si,
fon reve iz io ni irougta — mit brustin ouh ni sougta[1])

Allerdings liegt hier das lateinische *utinam* zu nahe, als dass man es bei Otfrids sichtbarer Abhängigkeit vom

[1]) Vgl. Luc. 23, 29 *Denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird Selig sind die Unfruchtbaren, und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäuget haben.*

Digitized by Google

lateinischen Stil ausser Acht lassen dürfte, und ebenso stehen auch bei den mittelhochdeutschen Fügungen (vgl. Iwein 4214 *daz es got erbarme*) unserer Erklärung mannigfache Bedenken entgegen. Am schwersten wiegt, dass gerade in den Formeln, die man herbeiziehen müsste, Abneigung gegen die Partikel *dass* vorherrscht, wie schon der St. Galler Notker das lateinische *utinam* mit parataktischen Formeln wiedergiebt (Hattemer III, 32ª 8) *Uuólti Gót hábetîn wir deheína = Atque utinam esset ulla;* (76ᵇ 11) *Uuólti gót erwundîn díse únseren zîte. = Utinam redirent modo nostra tempora;* (172ᵇ 2) *Vuólti gót nemáhtîn — Utinam quidem . . non possent.* In allen drei Fällen könnten wir heute unsere Dassformel verwenden: *Dass wir doch eine hätten! Dass unsere Zeit wieder zurückkehren möchte! Dass sie es nicht vermöchten!*

Unsere Formel wird aber auch nicht bloss im *Wunschsatze* verwendet, sondern sie wird zur ausgesprochenen Befehlsform, vgl. (Götz S. 7) *dass du dich nit unterstehst, zu verraten, wem wir dienen* (Grillparzer „König Ottokar" V, 1) *Und dass mir niemand angreift, bis ich's sage.* (Eisgang S. 79) *Fritz! Dass du dem Langen Roten nichts*[1]) *giebst.* Wenn wir hier in die Lücke das schon im ersten Kapitel besprochene Verbum *sagen* hineindenken können *(ich sage Dir, dass)*, so lassen sich zu anderen Belegen ähnliche Verba: der Bitte, des Staunens, des Unwillens, ergänzen (Jugend S. 36) *Dass Du so fortfährst und Deinen lieben Eltern viel Freude machst!* (ebendort S. 25) *Dass er das auch nicht schreibt!*

Noch bedeutsamer jedoch wird die Annahme solcher Ellipse für die Erklärung der eigentümlichen Frage-

[1]) Im Texte *nuscht.*

Digitized by Google

formen, in die unsere neuere Sprache mit Vorliebe ihre lebhafteren Ausrufe kleidet. Wir finden schon im Götz vor solcher Fügung gleich auch einen Hauptsatz, wie er mit veränderter Form auch für andere Beispiele in die Lücke treten könnte (S. 35) *Sag einer, was man nicht erlebt,* vgl. (Maria Stuart III, 5) *O wie mir wohl ist, Hanna.* In der eigentlichen Fragestellung (vgl. Götz S. 9 *Wo meine Knechte bleiben?* Kabale I, 3 *Wo er wohl jetzt ist?)* treten diese Fügungen nicht einmal so häufig auf wie im einfachen Ausruf, der sie in neuerer Zeit ganz besonders entwickelt hat. In dieser Verwendung bilden sie freilich auch ein Hauptstück gerade der Umgangsprache. Wir finden schon die Gedichte Hebels reich durchsetzt mit solchen Belegen, so gleich in dem Gedicht „die Wiese", z. B. *Wienes si jetz freut, und wie's in zimpfere Schritte tänzelet, und meint, es sei d' Frau Vögtene selber, wie's sy Chöpfli hebt, und jeden Augenblick z'ruck schielt.* Noch interessanter aber sind die Belege, in denen wir auch gleich die Hauptsätze vor uns haben, die dem Verwitterungsprozess zum Opfer fallen: *Hörsch, wie 's Läubli ruuscht und hörsch, wie d' Vögeli pfife; Lueg doch, wie sie stoht und wie sie nieder an d' Stross sitzt; Rothet jez ir Lüt, wo euser Töchterli hi goht; Aber rothet jez, wō's hofährtig Jümpferli hi goht; Siehsch ... die Basler Here dört uf der staubige Strosse, wie sie riten und fahren?* Dem plattdeutschen Nachahmer Hebels geht jedoch sein Original noch nicht weit genug in solchen Formen, er ändert und macht aus *Nei so lueg me doch, wie cha mi Meiddeli springe* ein *Ne nu sü mi mal an, wa de Lüttje richtig all springn kann.* Und so wandeln sich ihm auch folgende Ausrufe in Nebensätze um: *Was het echt d'Wiesen im Chöpfli?* wird zu *wat doch*

Digitized by Google

de Wisch wull in'n Kopp hett; — Was hesch für Jesten im Chöpfli? zu *ne, ne, wat wull faer Flausen in'n Kopp hest? —* aus *gigst der Wage, d' Geisle chlöpft, und d' Sägese ruschet* wird *Ho, wa de Wagens da knarrt, wa de Swepen knallt, un de Leh ruscht.* Das neuere Schauspiel vollends überschüttet uns mit solchen indirekten Fragesätzen im Ausrufe, wie ich schon a. a. O. S. 120, 121 dargelegt habe. Namentlich die Dialekte, die M. Halbe in seine Dramen einflicht, weisen eine ausgesprochene Neigung nach dieser Seite auf. Dem entgegen bewahrt die Sprache, die wir bei Rosegger beobachten, eine gewisse Zurückhaltung, wenn uns freilich auch sie Belege liefert wie („Wirt an der Mahr" S. 33) *„Wie ich aber jetzt erschrocken bin", rief sie lachend.*

Eine weitere Erscheinungsform der Sparsamkeit, die sich in der Umgangsprache recht eigentlich bethätigt, wenn sie auch weit hinein in die Schriftsprache greift, ist die Aposiopese. In ihr reiht sich unseren bisherigen Beobachtungen eine Erscheinung an, die ganz anderen Wurzeln entwächst, als diese. Die Kürze ist hier nicht ein Verzicht auf Ausdrucksmittel, die von der Situation ersetzt, durch die Geberde verkörpert oder durch langjährige Übung ausser Gebrauch gesetzt werden, sondern die Kürze ist hier ein thatsächliches Verschweigen; die Ausdrucksmittel unterbleiben, weil die Gedankenbildung gar nicht zu ihnen vorrückt. Damit greifen wir freilich in das Gebiet der reinen Stilistik über, und die hierher gehörigen Beispiele haben demgemäss auch in meinem Aufsatz zum deutschen Schauspiel (II, S. 121 bis 26) ihre ausführliche Darstellung gefunden.

Ich habe ebendort die Ursachen der Aposiopese sowohl im Redner selbst als in der Persönlichkeit, die

Digitized by Google

ihm zuhört, gefunden. Wie der Hörer die Rede unterbricht, wie er durch sein Mienenspiel gerade so oft abkühlt als anfeuert, wie er durch die Zeichen des Einverständnisses ebenso gut als durch solche des Missbehagens oder der Ungeduld den Abschluss herbeiführt, das lässt sich aus der täglichen Erfahrung genügend belegen. Dem entgegen arbeiten in dem Redner, der von all diesen Einflüssen hin und her bewegt wird, auch subjektive Momente. Sein Temperament reisst ihn oft zur jähen Hast hin, die zur runden Ausgestaltung der Gedanken gar nicht die Ruhe findet. Seine Denkkraft lässt klare Schlüsse bald zu, bald bleibt sie in Ansätzen und Anläufen stecken. Endlich wirken Schüchternheit, Scham und Scheu als subjektive Hemmungen, indes die Verwirrung und Verlegenheit mehr von der Einwirkung des Hörers auf den Redner zeugen.

Wie tief alle diese Spielarten der Aposiopese gerade dem mündlichen Austausch der Sprache innewohnen, das sehen wir am besten an der reichen Entwicklung, die sie im Drama gefunden haben. Auch das klassische Drama, selbst im Jambenstil Schillers, der sonst den Erscheinungen der Umgangsprache weniger Raum gönnt, zeigt für unsere Beobachtungen Belege aller Art.

Die Unterbrechungen durch den Hörer werden zu wirkungsvollen Mitteln, den Dialog zu beleben. Wallenstein unterbricht den schwedischen Oberst Wrangel (Wall. Tod I, 5), der gelassen anhebt *Alles könnte zuletzt nur falsches Spiel* — mit dem entrüsteten Ausruf *Herr Schwede!* Ganz ähnlich wechselt der Dialog zwischen Wallenstein und der Herzogin (III, 4)

Herzogin: *Sein adeliger Sinn und seine Sitten —*
Wallenstein: *Erwerben ihm mein Herz, nicht meine Tochter.*

Digitized by Google

Herzogin: *Sein Stand und seine Ahnen.*
Wallenstein: *Ahnen! Was?*
Er ist ein Unterthan, und meinen Eidam
Will ich mir auf Europens Thronen suchen.

Und in der Jungfrau von Orléans finden wir (I, 10):

Karl: *Dies Schwert der höchsten Kriegsgewalt, das uns*
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgesendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange du es, heilige Prophetin,
Und sei fortan —
Johanna: *Nicht also, edler Dauphin!*
Nicht durch das Werkzeug irdischer Gewalt
Ist meinem Herrn der Sieg verliehen.

Doch nicht bloss Widersprüche und Einwürfe oder Aufwallungen des Gefühls sind es, die vom Hörer aus dem Redner ins Wort fallen, auch das Einverständnis führt vorzeitigen Schluss herbei. Wo man aus wenig Worten schon entnommen hat, um was es sich handelt, spart man dem andern gern die Mühe, weiter zu sprechen, auch wenn die Grammatik dabei zu kurz kommen sollte. Illo in „Wallensteins Tod“ (III, 6), der atemlos mit neuer Hiobspost auf Wallenstein loseilt, kann gar nicht ausreden; mitten im Satze *(Hat dir der Terzky?)* schneidet ihm Terzky das Wort ab *(Er weiss alles)*. Bei Rosegger („Wirt an der Mahr“ S. 386) schickt sich die Frau des zum Tode verurteilten Rebellen zum Gnadengesuch bei der Gemahlin des Obergenerals an; *Meinen Mann — —!* beginnt sie, doch tröstlich wird sie unterbrochen: *Ich weiss es, Frau, meine Freundin hat mir alles geschrieben* und im späteren Verlauf des Gesprächs macht sich dann noch ein zweiter Anlass zur Aposiopese bemerkbar: *„Das sind seine Kinder?“ fragte die Gräfin „Wie viele habt Ihr?“ „Diese*

Digitized by Google

drei und das vierte —" Die Gräfin verstand. Auch hier natürlich sind es bestimmte Situationen, bestimmte Vorstellungen, die solche Kürze begünstigen, solches Verstummen herausfordern. In den „Piccolomini", wo die Verschwörung vorsichtig mit zurückhaltenden Andeutungen vorbereitet wird, giebt Buttler (IV, 4) sein Einverständnis mit folgenden Worten zu erkennen:

Ich hab Euch wohl verstanden, Feldmarschall.
Glück zum Geschäfte — und was mich betrifft,
(geheimnisvoll) *So könnt Ihr auf mich rechnen.*

In anderen Fällen ist es namentlich die Ungeduld des Hörers, die eine weitläufige Rede unterbricht und abkürzt. So ist es für Alba im „Egmont" charakteristisch, dass er den gesprächigen Gomez, der auf die Frage (S. 255) *Du hast die Wachen verteilt und beordert?* eine längere Antwort ansetzt, ungeduldig unterbricht: (Gomez *Auf's genaueste. Die täglichen Runden* — Alba) *Genug. Du wartest in der Galerie.* Auch Wallensteins ungeduldige Einwürfe in die Rede des Questenberg (Piccol. II 7) gehören hierher und ebenso der Pappenheimer, wenn er dem Feldherrn mitten in die diplomatisierende Anrede *(Hört Kinder —)* fällt (Wall. Tod III, 15)

Braucht nicht viel Worte . Sprich
Ja oder nein, so sind wir schon zufrieden.

Ich habe schon hervorgehoben, wie die Persönlichkeit des Hörers, auch abgesehen von dem unmittelbaren Eingriff in die Rede mittelbar auf den Redner zurückwirkt. Da gilt, was im „Tell" Frau Hedwig dem Mönche zuruft: (V, 2)

Das Unglück spricht gewaltig zu dem Herzen,
Doch Euer Blick schnürt mir das Innre zu.

Digitized by Google

Von hier aus entspringen alle die subjektiven Einflüsse, die dem Redenden selbst die Sprache unterbinden. So zögert die Frau Wallensteins, ihrem Gestrengen zu sagen, was sie in Wien für Eindrücke gewonnen hat (Piccolomini II, 2):

Herzogin: *Man spreche, sagt er — ach ich kann's nicht sagen —*
Wallenstein: (gespannt) *Nun?*
Herzogin: *Von einer zweiten* (sie stockt)
Wallenstein: *Zweiten?*
Herzogin: *Schimpflicheren Absetzung.*

Wir sehen übrigens, dass in diesen Fällen meist nicht bloss die Persönlichkeit selbst hemmend einwirkt, sondern die besondere Beziehung der Person des Hörers zu den Sachen, die man vortragen will. Charakteristisch nach dieser Seite hin zeigt sich die scherzhafte Stelle aus Reuters „Franzosentid" (Kap. 3): *Herr Droi seggt ok sin gu'n Nacht up Französch, süht äwer ut, as hadd hei noch wat up den Harten, wat hei nich seggen künn, oder nich seggen müggt, un Mamsell Westphalen seggt sachten tau de Fru Meistern: „Fru Meistern, Sei sünd 'ne verfrigte Fru, för mi passt sick dat nich, seggen S' den Mann Bescheid".*

Was schon in diesem Beispiel die Redethätigkeit gehemmt hat, ist eine gewisse Sittsamkeit, die überhaupt in unserer Umgangsprache eine ganz eigenartige Rolle spielt. Es ist von vornherein schwer, die natürliche Sittsamkeit, die auch durch die derbsten Worte des gemeinen Mannes oft durchblickt, richtig abzugrenzen gegen die Forderungen der Sitte, die in der Sprache manchmal eine unnatürliche Zurückhaltung fordert, mit der dann die Wirklichkeit des Lebens in um so grelleren Kontrast tritt. Wenn man vom Standpunkt der Sittsamkeit aus die Umgangsprache einer Gesellschaftschicht

Digitized by Google

beurteilen will, muss man vor allem in Rechnung ziehen, auf welche Lebensbethätigung diese Sprache naturgemäss Anwendung findet. Das Landleben bringt selbstverständlich andere Dinge zur Sprache als der gesellige Verkehr in der Stadt, in der die meisten natürlichen Grundbedingungen unseres Daseins den Blicken fast entzogen bleiben. Von diesen Erwägungen aus wird man der Sprache des gemeinen Mannes, da wo er noch nicht durch die Groszstadt verbildet ist, eine keusche Zurückhaltung in sexuellen Angelegenheiten zugestehen müssen. Umschreibungen oder Aposiopesen sind auf diesem Gebiete gerade so häufig als sie in der Darstellung der natürlichen Bedürfnisse, wo der Städter diskret und zurückhaltend wird, fehlen. So kleidet sich in Kellers „Romeo .. auf dem Dorfe" (Leute von Seldwyla I, S. 141) die entscheidende Frage bloss in die Worte *„Sali, warum sollen wir uns nicht haben und glücklich sein?"* Und auch bei Rosegger kommt ein junger Bursche im eindringlichsten Liebeswerben nicht über das Wort *gern haben* hinaus („Wirt an der Mahr" S. 298) *„wenn wir uns all zwei miteinand gern haben, bin ich schon zufrieden," „Gern haben? Wie meinst du das?" — „Na ja, gern haben. Halt so gern haben, wie zwei verliebte Leut' sich halt gern haben." „Mensch," begehrte die Hanai auf, „du bist doch grundverdorben."* Ich führe beide Stellen nicht als Beweise, sondern nur als Proben an, denn der Dichter hätte sich hier vielleicht mit Andeutungen begnügt, auch wenn das wirkliche Leben eine deutlichere Sprache reden würde. Aber der Charakterzug des naiv-sinnlichen Menschen, der sich ganz ebenso in den Bezeichnungen gewisser Körperteile und in der Skala unserer Schimpfnamen durch eine merkbare Zurückhaltung bethätigt, spiegelt sich in den

Digitized by Google

oben erwähnten Beispielen zu deutlich wieder, als dass sie hier nicht Erwähnung finden sollten.

Derselben Gesellschaftschicht, für die wir eben die Sittsamkeit als Ursache von Aposiopesen festgestellt haben, gehört auch eine gewisse Scheu vor der Verantwortung, eine Vorsicht in der Aussage an. Mag das Bewusstsein, für viele Dinge das umfassende Urteil nicht zu besitzen, mitwirken; mag eine Folge früherer Bedrängnisse darin fortleben, jedenfalls zeigt sich diese Scheu und Vorsicht ganz deutlich in der Sprache des gemeinen Mannes, und auch hier steht sie oft im Kontrast mit einem Wagemut des Handelns. Auch dafür können wir aus Roseggers „Wirt an der Mahr" ein prächtiges Beispiel entnehmen. Der Aufstand der Tiroler steht vor der Thür und der fanatische Pfarrer spricht offen aus (S. 13) *„Haus Österreich allein ist unser Schutz und Schirm", „sowie Tirol Österreichs Herz und Schild ist. Das gehört zusammen, solange die Berge stehen ..." Hier zuckte er mit der Stimme ab; erwartungsvoll schauten die Männer auf ihn. Der Pfarrer sagte ganz leise, aber mit einer heftigen Handbewegung: „Auf! Auf müssen wir!"*

Schon hier mag freilich auch die Thatsache mit hereinspielen, dass überwallende Gefühle sich nicht so leicht in Worte niederschlagen. Wohl sagt man *wes das Herz voll ist, des geht der Mund über,* aber die tägliche Erfahrung lehrt uns im Gegenteil, dass gerade das, was uns so lange beschäftigt und in Anspruch genommen hat, fast noch häufiger das unausgesprochene Bindeglied unserer Worte bleibt. Gut beobachtet ist es von Sudermann, wenn er in „Frau Sorge" (XVI) erzählt: *sassen die Beiden oft stundenlang Hand in Hand und sahen sich an, als ob sie sich Wunder was zu sagen hätten. So*

Digitized by Google

war es schon immer zwischen Mutter und Sohn gewesen. Die Fülle ihrer Liebe suchte nach Worten, aber die Sorge hatte ihnen die Sprache geraubt. Es ist überhaupt charakteristisch für unsere neueren Realisten, wie viel sie in den Augenblicken höchster Gefühlswallungen mit einem vollständigen Schweigen operieren. Sie werden darin ganz sicherlich der Wirklichkeit mehr gerecht, als die rhetorischen Kraftleistungen, die eine frühere Technik in solchen Fällen entfaltete. Aber die Wirkung, die nach dramatisch zugespitzter Szene eine plötzliche „atemlose Stille" hervorbringt, gehört auch zu den packendsten Mitteln moderner Bühnenerfolge. Und ähnliches finden wir auch im Roman. Eben in „Frau Sorge" (XVII) erzählt Sudermann: *Und dann gestanden sie ihm alles. Es war schlimmer, als er je geahnt hätte — — Ein fürchterliches Schweigen entstand. Paul trat an's Fenster und sah in die Nacht hinaus. „Gott sei Dank, dass Du tot bist, Mutter," sagte er die Hände faltend,* vgl. auch oben S. 79.

Andere Erscheinungen der Aposiopese, die uns hier beschäftigen könnten, gehören gar zu ausschliesslich in das Gebiet der Stilistik, so die Stockungen der Denkkraft [1]), das Erlahmen des Gedächtnisses, wie bei den Geschichten, die Götzens Junge erzählt und andere Formen des charakterisierenden Stils. Die Schiebungen in der Gedankenbildung sodann, die vor der Vollendung eines sprachlichen Ausdrucks schon einen anderen einspringen lassen, führen uns in unser nächstes Kapitel über, weil sie mehr dem verschwenderischen Zug angehören. Nur ein Kunstmittel soll hier noch Erwähnung finden, das

[1]) Vgl. Heimat S. 61 *Jetzt möcht' ich gern — ja, was möcht' ich gern? . . . Einen Augenblick stillsitzen möcht' ich.*

Digitized by Google

sich auf Grund der erwähnten Stockungen herausgebildet hat. Um eine Mitteilung recht wirksam zu machen, namentlich um eine Pointe oder eine Bosheit ins Licht zu stellen, wird vorher gerne die Kunstpause angewendet.

So ruft Dunois in der „Jungfrau von Orléans“ (I, 1) aus

Den König denk ich kriegerisch gerüstet
An seines Heeres Spitze schon zu finden,
Und find ihn — hier! umringt von Gaukelspielern.

Und Questenberg bemerkt dem Isolani (Piccolomini I, 2)

Gottlob! noch etwas Weniges hat man
Geflüchtet — vor den Fingern der Kroaten.

Die Pause in solchen Fällen fusst im Grunde auf der nämlichen Empfindung, aus der die Rede stockt, wenn Vorsicht und Scheu das Wort zurückhalten wollen. Nur ist hier aus einer unwillkürlichen Naturerscheinung ein wohlberechnetes Kunstmittel geworden, und diese ganze kurze Abschweifung mag sich dadurch rechtfertigen, dass sie uns zeigt, wie auch die Kunstmittel unserer Sprache innig mit deren unmittelbaren Lebensäusserungen zusammenhängen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Der verschwenderische Zug unserer Umgangsprache.

Mannigfach sind uns schon an den Fügungen, die wir ins Auge gefasst hatten, auch die Linien entgegengetreten, die das Prinzip der Verschwendung in unsere Sprache gräbt. Wie Sparsamkeit und Verschwendung Gegensätze darstellen, deren Grenzlinien für jeden Beurteiler sich anders verschieben, so spielen sie auch im Sprachleben fast untrennbar in die einzelnen Formen herein. Gleich jener Verwitterungsprozess, dem wir unter dem Gesichtspunkt der Sparsamkeit so oft begegnet sind, steht in ähnlichem Grade unter der Wechselwirkung des entgegengesetzten Prinzips. Wo auf der einen Seite die Fülle behaglich sich ausbreitet, muss man auf der anderen Seite enger zusammenrücken und umgekehrt. Hier und auch sonst wird unser neues Kapitel meist an Punkten anknüpfen, an denen im Vorhergehenden die Darstellung hatte abspringen müssen.

Wir waren dort zum Schlusse bis zur Gedankenbildung vorgedrungen und hatten in ihr den Untergrund blossgelegt für die Satzbildung; die Verkürzung und die Lücken, die uns bei dieser oft befremden, sahen wir in

Digitized by Google

jener vorbereitet. Und ebenso dürfen wir auch hier, wo uns Überfluss und sprudelnder Reichtum in die Augen fällt, die Quelle in demselben Untergrund suchen.

1. Die Gedankenbildung als Ursache der Verschwendung.

Auch die beiden grundlegenden Bedingungen, denen wir die Gedankenbildung schon unterworfen sahen, greifen in unser neues Betrachtungsgebiet in gleichem Grade ein: die subjektive Disposition des Redenden, die objektive des Hörers.

Um mit der letzteren gleich zu beginnen, dürfen wir die *Antwort* als eigentliches Ergebnis der objektiven Faktoren voranstellen; nicht leicht tritt die Sprache irgendwie sonst so völlig unter den Einfluss des Hörers als wo sie der Frage die Antwort folgen lässt. Belege hier anzuführen, könnte fast lächerlich erscheinen, der Anschaulichkeit wegen mag aber aus dem Götz die Szene Erwähnung finden, in der sich Weislingen von seinem Franz aus Bamberg berichten lässt (S. 48) *Willkommen, Franz! Was bringst du mehr? .... Was sagte der Bischof? ... Was sagte er zu den Vorschlägen?* das sind die Schlüssel, mit denen Weislingen dem feurigen Knappen die Schleusen der Beredsamkeit öffnet, bis dieser zu dem Ausrufe kommt: *Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhofe des Himmels.* — Weislingen *Nichts weiter?* Franz *Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie sehet und nicht ausser euch kommt.* — Weislingen *Wer ist's denn?* — Franz *Adelheid von Walldorf.* Auch hier sehen wir Kunstmittel aller Art aus der natürlichen und unbewussten Bethätigung herauswachsen, wir sehen die Vereinigung von Frage und Antwort in einer Person als ein Hauptmittel der Rhetorik in der Kunstform der

Digitized by Google

Rede sich ausbreiten und tief in die Schriftsprache hineinwachsen, und wir sehen andererseits, wie sich eine Kunst ausbildet, Antworten aus einem anderen hervorzulocken, die im Verhör und beim Untersuchungsrichter ihre eigentliche Pflege findet, man vergl. z. B. das XV. Kapitel in Sudermanns „Frau Sorge".

Es ist nun freilich nicht die Frage allein, die solchergestalt als Lockmittel auf die Rede einwirkt. Fast ebenso häufig sind hier direkte Aufforderungen zu reden, wie wir schon oben gesehen haben (S. 55). Sie treten namentlich als Ermutigungen ein, wenn die Rede aus den oben (S. 117) angeführten Gründen stockt, vgl. (Journalisten IV, 1) Adelheid *Und weil Sie den Andern geliebt haben, deshalb waren Sie gestern, so* — Oberst *Sprechen Sie's nur aus, Sittenprediger — so hart und ungestüm.*

Und endlich spinnt die Rede des einen mit viel verschlungenen Fäden die Rede des anderen fast ohne dessen Zuthun weiter. So steht eben in jener Szene aus Götz bald Franz bald Weislingen unter solchem Einflusse: Franz. *Ihr steht in einem Andenken bei Hof und überall, dass es nicht zu sagen ist.* Weislingen. *Das wird nicht lange dauern.* Franz. *So lang ihr lebt!* — und nachher: Franz. *Es war eine lange Predigt über die Worte: „Ich kann Weislingen nicht entbehren."* Weislingen. *Er wirds lernen müssen.* Franz. *Wie meint ihr? Er sagte, mach' ihn eilen, es wartet alles auf ihn.* Weislingen. *Er kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.* Franz. *Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt euch das?*

Unmittelbare Ergebnisse für die Grammatik lassen sich aus dieser unserer Beobachtung vielleicht weniger ableiten, aber für die Stilistik ist sie von ungemeiner Tragweite. Denn dieses rasche Fortgleiten der Sprache

Digitized by Google

vom einen zum andern, wie wir es hier im Prinzip als Haupteigenschaft der Umgangsprache festgestellt haben, bringt in die Gedankenentwicklung eine leicht begreifliche Beweglichkeit. Aus diesem Grunde hat die Form des Gesprächs sich zu einer Stilform ausgebildet, die in der Litteratur frühzeitig hervortritt, und die eigentlich erst der späteren Abhandlung die Möglichkeit schuf, Gedanken gefällig abzuwickeln, Beweise eindringlich zu Gemüt zu führen. Man erinnere sich nur an die grossartige Rolle, die der Dialog in der Reformationszeit gespielt hat, wie schon Hutten nach antiken Mustern seine Kampfgespräche formte und wie die Flugschriften jener Tage aus dieser Form einen grossen Teil ihrer Wirkung sogen. Neuerer Zeit dagegen ist es vorbehalten gewesen, nach Abstreifung der eigentlichen Dialogform doch die Eigenart ihres Stils auch auf Darstellungen zu übertragen, in die sie nicht gehört. Diese Unart lehrt uns die Formen des Dialogstils vielleicht noch deutlicher erkennen, ihre eingehendere Beobachtung würde uns jedoch zu weit führen.

In engere Grenzen, aber zugleich mehr in unsere eigentliche Aufgabe, weist uns eine andere Form, in der der Hörer seinen objektiven Einfluss auf die Rede äussert, das ist sein Bedürfnis nach weiterer Aufklärung, wenn es ihm unmöglich ist, aus dem Gesagten schon klug zu werden. Das mangelnde Verständnis bethätigt sich als zweite Triebfeder, die vom Hörer auf den Redner zurückwirkt. Denn die Verständlichkeit ist für die Bequemlichkeit, die sich in der Verkehrsform unserer Sprache breit macht, ebenso ein Korrektiv, wie die Sicherheit unter den Transportmitteln des Verkehrs der Schnelligkeit entgegentritt.

Digitized by Google

Bald ist es die Disposition des Hörers, die der Verständlichkeit der Rede entgegentritt, bald die besondere Beschaffenheit der Rede selbst. Die Disposition des Hörers kann speziell in körperlichen Gebrechen (Taubheit), in Mängeln des geistigen Aufnahmevermögens beruhen, sie kann endlich das Ergebnis ganz besonderer Zufälle und Verwicklungen sein, wie Sudermann in „Frau Sorge“ berichtet (XV) *Es war zu spät. Seine milden Worte machten keinen Eindruck mehr auf sie, ihr angstgequältes Herz hörte aus ihnen heraus schon die Scheltreden grollen, die ihnen wie immer folgen mussten.* Allgemeiner ist dann die Disposition des Hörers durch die soziale, berufliche und vor allem landschaftliche Entfremdung gegenüber dem Redner beeinflusst. Namentlich die letztere wird im Leben als Quelle von Missverständnissen beobachtet, und es gilt für sie, was Immermann in seinem „Münchhausen“ über den Verkehr zwischen dem jungen Schwaben und dem westfälischen Hofschulzen berichtet (II, 4) *Der Jäger trat zu dem Hofwirte und erkundigte sich nach der Entfernung der nächsten Stadt und dem Wege dahin. Anfangs verstand der Schulze diese ihm fremdklingende Sprache nicht, die Tochter aber, welche kein Auge von dem schönen Jäger verwandte, half ihm den Sinn entdecken, und er gab darauf richtigen Bescheid. Diesen verstand wieder der Jäger seinerseits erst nach dreimaligem Fragen, brachte aber endlich doch heraus, dass die Stadt auf dem schwer zu findenden Fusswege unter zwei starken Stunden nicht zu erreichen sei.* Ganz ähnlich II, 5 *Wer aber glaubt, dass die Unterhaltung dieses westfälischen Hofschulzen und schwäbischen Jägers so flüssig von statten gegangen sei, wie meine Autorfeder sie niedergeschrieben hat, der irrt sich. Vielmehr waren noch oft mehrmalige Wiederholungen nötig,*

Digitized by Google

ehe und bevor ein notdürftiges Verständnis zwischen ihnen eintrat. Unser Dichter hat, vielleicht ohne dass er es wollte, neben dem Dialekte auch andere Faktoren hier mitwirken lassen, die das Verständnis bald erleichterten bald erschwerten. Es sind das Faktoren, deren Wirkung gegenüber der ins Ohr fallenden Mundart leicht unterschätzt wird. Die inneren Voraussetzungen, die der Redner beim Hörer vergebens erwartet, erschweren das Verständnis fast noch mehr als die fremde Sprache; das Gemeinschaftliche der Anschauungen hilft über unverständliche Worte hinweg. Und so überwindet die Sympathie, die das Töchterlein des Schulzen gleich für den Jäger empfindet, alle Hemmnisse der Mundart, indes der bedächtigere Schulze und sein Gast sich erst dann besser verstehen, da das Gespräch auf Dinge kommt, die ihrem Gesichtskreise gleichmässig vertraut sind. Vielleicht sind wir auch hier etwas weiter von unserer engeren Aufgabe abgeschweift, als manchem zulässig erscheint, aber ein augenfälliger Gewinn lässt sich doch auch aus diesen Betrachtungen ziehen, sie zeigen so eindringlich und deutlich als möglich, wie unsere Sprache Münzen ausprägt, die nur Tauschwert besitzen. Jedes Wort und jeder Satz bringt nur das zum Ausdruck, was der Redende hineinlegt, der Hörer herausnimmt. Die Differenzen, die sich zwischen diesen beiden Wertmessern ergeben, sind gross, grösser als man gewöhnlich ahnt; vor allem aber haben sie eine Wandelbarkeit der Werte erzeugt, die geradezu überraschende Formen annimmt, wie uns das nächste Kapitel zeigen wird.

Wie schon angedeutet, ist es nun nicht bloss die Disposition des Hörers, sondern auch die der Rede, welche das Verständnis erschwert. So ist es für Götz, der dem

Digitized by Google

Bruder Martin Wein anbietet, nicht ohne weiteres verständlich, wenn dieser sagt (S. 12) *es ist nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein;* er ruft aus *Wie versteht ihr das?* und erhält die Aufklärung, die nach längerer Rede in den Worten gipfelt: *in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.* Auch diese Form der knappen Andeutung, die die Neugier rege macht und dadurch Raum erhält, die Rede breit zu entfalten, hat sich zum Kunstmittel ausgebildet und wird namentlich im Drama gerne für den Intriguanten verwendet. Wir finden sie meisterhaft schon ausgenützt in Shakespeares Othello (III, 3)[1]) wenn Jago bei Cassios Abgang ausruft: *Ha! das gefällt mir nicht!* Othello *Was sagst du da?* Jago *Nichts, gnäd'ger Herr; doch wenn, — — ich weiss nicht, was.* — Othello *War das nicht Cassio, der mein Weib verliess?* Jago *Cassio, General? Gewiss, ich dächt' es nicht, dass er wie schuldbewusst wegschleichen würde, da er euch kommen sieht.* Ebenso nachher: Jago *Hat Cassio, als ihr warbt um eure Gattin, Gewusst um eure Liebe?* Othello *Vom Anfang bis zum Ende: warum fragst du?* Jago *Um nichts als meine Neugier zu befriedigen; Nichts Arges sonst.* Othello *Warum die Neugier, Jago?* u. s. w. Und ganz ähnlich ist ja gleich zu Beginn der „Räuber" das Intriguenspiel Franz Moors aufgebaut, das mit der auffällig wiederholten Frage einsetzt *Aber ist euch auch wohl, Vater?*

Hatte hier eine gewisse Knappheit der ersten Aussage das Verständnis erschwert und Ergänzungen nötig

[1]) Die Citate sind nach Baudissin in der Ausgabe von Schlegel und Tieck gegeben.

Digitized by Google

gemacht, so wirkt andererseits auch der Inhalt selbst, wenn er mit aussergewöhnlichen Mitteilungen auf unvorbereitete Hörer trifft, in ähnlicher Weise. War es dort mehr die Neugier, die die Rede weiter spinnt, so ist es hier mehr der Zweifel, das Staunen, die Entrüstung. So kann sich in den „Journalisten" (I, 2) der Diener nicht darein finden, dass er einem Redaktionsbesuche sagen soll *wir liessen bedauern, dass wir nicht das Vergnügen haben könnten, die Redaktion hätte heute grosse Wäsche;* erst als er auf die Frage *Was?* die Antwort erhält: *Wäsche, Kinderwäsche, wir süssen im Seifenschaum bis über die Ellbogen,* ruft er lachend *Und das soll ich —?* Auf dieser Erscheinung beruht eine Redeweise, die wir täglich im Leben und in jedem Litteraturdenkmal zu unzähligen Malen beobachten können, die Verwendung der sogenannten Frageform in Fällen, in denen man eine Antwort gar nicht erwartet oder, besser gesagt, nicht abwartet. Greifen wir eben auf jene Szene aus den Journalisten zurück. Bolz giebt seinem Widerwillen gegen Senden freien Lauf. Der unglückselige Verleger der Zeitung steht daneben und bezieht die Worte *Ich habe von je gegen diesen Menschen einen Widerwillen gehabt* auf sich selbst und ruft gekränkt aus *Wie? Was? Herr Bolz? Sie haben einen Widerwillen gegen mich?* Staunen, Zweifel und Entrüstung entladen sich hier in einem wirksamen Appell an den Angeredeten, der diesen in der That nötigt, Rede zu stehen, und also mit Recht als Frageform aufgefasst wird. Wenn aber Bolz darauf antwortet *Gegen wen? Nein, lieber Herr Henning, Sie sind ein braver Mann,* so liegt in dieser scheinbaren Frage nur eine Reflexäusserung der Überraschung vor; eine Einwirkung auf den Hörer wird hier gar nicht beabsichtigt. Und noch deutlicher zeigt uns solche Wieder-

Digitized by Google

holung des Gehörten an einer anderen Stelle der Journalisten, dass sie nur das unbewusste Spiel der Erregung ist, die von einer überraschenden Mitteilung ausgelöst wird, ehe die Gedanken sich zu sammeln anfangen: (IV, I) Adelheid: *Der Herr schenkt Ihnen das Geld.* Schmock: *Er schenkt mir das Geld? Es ist ein Wunder;* vgl. auch (Heimat S. 33) *Pfarrerchen, seit wann laufen Sie denn den Sängerinnen nach?* Pfarrer: *Was thu' ich —? ach so — ja ich laufe den Sängerinnen nach.* Auch von hier aus hat sich ein Kunstmittel entwickelt, das namentlich in der Redekunst eine grosse Rolle spielt und deshalb den Namen der rhetorischen Frage führt. Es ist nur unrichtig, mit dieser Flagge auch alle die natürlichen Verwendungen zu decken, die mit der Rhetorik nichts zu thun haben und vor ihr da gewesen sind.

Von den objektiven Faktoren, die aus der Disposition des Hörers und unserer Wirkung auf ihn die Gedankenbildung beeinflussen, gelangen wir nun zu den subjektiven Faktoren, die sich im redenden Subjekte selbst abspielen. Der Entwicklungsprozess, den wir hier im reflektierenden Spiegel der Sprache festhalten und beobachten wollen, zeigt uns zunächst die schon bei der Aposiopese beobachtete Erscheinung der Stockung. Denn wenn sich nach längerer Anstauung des Gedankenflusses das Hemmnis löst, wird auch das Tempo ein lebendigeres und die Ausdrucksmittel häufen sich. Aber noch ehe das Hemmnis überwunden ist, führen die Versuche, dieses zu überwinden, zu Ansätzen und Wiederholungen, wie z. B. in (Einsame Menschen S. 73) *Wir sind im Hause eines . . eines pflichtvergessenen Menschen, der . . und da Du mich dran erinnerst, so freilich, freilich! — So kann ich ja dieser . . dieser Person das Feld räumen.* Natürlich

Digitized by Google

führen nicht alle diese Ansätze und Anläufe zum Ziel, oft erlahmt die Kraft und das Ergebnis ist dann eine Aposiopese. Charakteristisch aber ist, dass man sich dabei fast noch häufiger mit einer blossen Wiederholung dessen begnügt, was man schon einmal gesagt hat, vgl. (Eisgang S. 10) *Du sagst doch selbst, er ist so aufgebracht gegen die Leute! Er . . Du sagst das doch selbst;* vgl. (Heimat S. 135) *Nein, nein, ich verlier nicht den Verstand . . Nein. Ich weiss ganz gut, was . . ich weiss ganz gut.*

Die Ursachen für diese Erscheinung sind verschiedener Art. Dieselben Faktoren, die wir für die Stockung der Gedankenbildung schon oben vorgeführt haben, beanspruchen natürlich auch hier Erwähnung: Vorsicht, Scheu, Schamgefühl, Lähmung der Denkkraft, mangelhafte Anlage überhaupt. Aber auch neue Kräfte spielen hier herein, und die alten ändern wenigstens den Grad und die Art ihrer Wirkung. Vor allem ist das Übergewicht, das eine Vorstellung ausübt, ein Hauptgrund, warum die Reihe in ihrem Ablauf gehemmt oder in ihrem Verlaufe selbst wieder durchbrochen und gekreuzt wird. Als Hemmnis wird uns diese Zähigkeit einer beherrschenden Vorstellung noch später bei den Pronominalformen beschäftigen, wenn wir Fügungen zu erklären haben wie (Egmont S. 212) *Die verfluchten Exekutionen! man kriegt sie nicht aus dem Sinne.* In der anderen Eigenschaft, als Eingriff in den Verlauf selbst, nimmt sie Formen aller Art an. Charakteristisch für die ganze Erscheinung ist eine Episode, die wir Roseggers „Wirt an der Mahr" entnehmen. Inmitten der aufgeregten Tiroler hatte der Mahrwirt (S. 14) die Worte hingeworfen *Das wollen wir erst sehen, ob's kein Tirol mehr giebt.* Zustimmung und Beifall machen sich bei den Bauern geltend: *„Dieser*

Digitized by Google

Frieden gilt nicht. Wir sind kaiserlich.“ „Und das bleiben wir“ stimmten die andern bei. Nur der Mahrwirt schwieg, schaute finster auf die Diele nieder und nach einer Weile murmelte er's noch einmal „Das wollen wir sehen, ob's kein Tirol mehr giebt“. So kunstlos und schlicht in solchen Fällen die beherrschende Vorstellung sich wiederholt, so liegen doch schon in diesen Wiederholungen die Wurzeln des Parallelschemas der Darstellung, das sich leicht zum Kunstmittel entwickelt. So wenn eben jener Mahrwirt an anderer Stelle ausruft (S. 127) *Den geht's nichts an. Kinder haben da nichts zu thun. Kinder sollen lernen redlich zu sein, sollen wissen, dass Lug und Trug das Unglück worden ist für Tirol. Der Bonaparte hat gelogen, die Bayern haben gelogen, und dieser Tiroler Kindskopf will auch schon lügen.* Wir stehen hier allerdings der Kunstform noch fern, aber die Mittel liegen doch wenigstens im Rohen auch hier schon vor, es bedarf nur geringer Verfeinerung, um sie ganz zu entwickeln.

Es ist nicht uninteressant, unseren beiden klassischen Dichtern je einen Beleg dafür zu entnehmen, wie sie diese Neigung zum Parallelismus ihren künstlerischen Zwecken dienstbar gemacht haben. In Goethes „Egmont“ sehen wir die Form ganz und gar aus der volkstümlichen Rede herauswachsen, wenn der Soest ausruft (S. 176) *Nein, nein! Er hat kein Gemüt gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, dass er uns wohl will, weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht, weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mitteilte.* Und damit vergleiche man

Digitized by Google

nun den Schluss von „Kabale und Liebe“ (V, 7) *Eine Gestalt wie diese ziehe den Vorhang von deinem Bette, wenn du schläfst, und gebe dir ihre eiskalte Hand — Eine Gestalt wie diese stehe vor deiner Seele, wenn du stirbst, und dränge dein letztes Gebet weg — Eine Gestalt wie diese stehe auf deinem Grabe, wenn du auferstehst — und neben Gott, wenn er dich richtet.* Wir werden diesen Paralleldarstellungen später noch näher treten, wenn wir die einzelnen Wortklassen auf die Rolle untersuchen, die sie in solchen Wiederholungen spielen; wir werden dort neben der Zähigkeit, mit der sich eine beherrschende Vorstellung im Bewusstsein des Redenden festklammert, auch andere Faktoren kennen lernen, so namentlich die in dem Belege aus „Egmont“ zu Tage tretende Fülle eines Vorstellungsinhaltes, die sich naturgemäss in reichlicherem Flusse entladet.

Wir stossen nun auf den eigentlichen Entwicklungsprozess der Gedankenbildung, der sich in der Umgangsprache, als dem unmittelbaren Niederschlag der Vorstellungen, viel eher auf den einzelnen Entwicklungstufen widerspiegelt als in der Schriftsprache, die mehr das Gefäss für abgeklärte, ausgereifte Vorstellungen ist. Das Drama bietet uns auch hier einen verhältnismässig getreuen Spiegel, und ich habe schon in meinem Aufsatz zur Sprache des neuesten Schauspiels den Versuch gemacht, ihn zu handhaben. Vergegenwärtigen wir uns gleich die Entwicklungstufen sinnlicher Wahrnehmung, wie sie uns zum Beispiel im „Götz“ entgegentreten (S. 101) *Da flieht Einer nach dem Walde. Noch Einer! Ein ganzer Trupp!* Ein schriftlicher Bericht hätte nicht die einzelnen Momente so breit auseinandergelegt, sondern das Endergebnis zusammengefasst. Eine andere Stelle (Götz S. 16)

Digitized by Google

leitet uns zu dem Entwicklungsprozess über, der sich mehr im Individuum selbst vollzieht: *Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwei. Es sind sie.* Und ganz in die Sphäre des Intellekts verlegt ist der Prozess, der sich in einem Beleg aus Grillparzer vor uns ausbreitet: Als König Ottokar (V, 2) am Morgen vor der Schlacht auf der Schwelle eines Hauses das Gefolge der Königin von Böhmen findet, ruft er aus:

> *Der Königin von Böhmen? Das Gefolg! Wohl auch sie selbst? — Ha Schurk! — Und Zawisch auch? Es soll mir wohl thun, meinen Zorn zu kühlen!*

Wohl können sich die Hauptpunkte solcher Entwicklung in knappster Andeutung blosslegen, wie es C. F. Meyer in seinem „Hutten" wagt (XLII) *Gebiet ich Halt? Ich? Ulrich Hutten? Nein.* Aber solche knappe Kürze ist der Umgangsprache nicht eigen und wenn sie auch nicht gerade den Wortschwall liebt, so erzielt doch schon die spärlichste Zuthat, die zu den einzelnen Momenten des Prozesses tritt, eine gewisse Fülle im Gegensatze zu der Knappheit, die der entwickelte Gedanke gestattet. Man vergleiche z. B. aus „Egmont" (S. 242) *Lass mich schweigen! Lass mich dich halten. Lass mich dir in die Augen sehen; alles drin finden Trost und Hoffnung und Freude und Kummer.* (Sie umarmt ihn und sieht ihn an) *Sag' mir, Sage! ich begreife nicht! bist du Egmont? der Graf Egmont? der grosse Egmont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?* Die beiden hauptsächlichen Formen, in denen die Lebhaftigkeit der Rede sich bethätigt, finden wir hier beisammen, wir sehen, wie ein Vorstellungsinhalt aus Einzelzügen zusammengetragen wird oder in Einzelzügen auseinanderfällt, und andererseits gewahren wir, wie leicht die Rede ihre Richtung wechselt und wie

Digitized by Google

sie dem Ziele mit Quersprüngen und auf Umwegen sich nähert.

Was zunächst die Ausbreitung des Vorstellungsinhaltes betrifft, so lässt sich das synthetische und das analytische Verfahren, der Aufbau und die Ausschöpfung einer Vorstellung, nicht so reinlich sondern, beide Darstellungsweisen schlingen sich mit Vorliebe eng durcheinander. Im allgemeinen kann man freilich sagen, dass der Aufbau mehr der mündlichen Rede und dem Dialog angehört, wo die sinnlichen Eindrücke und die Mitteilungen des Hörers erst jene Züge liefern, die sich dem Redner zum Bilde zusammenfügen. Ein Beispiel giebt die bewegte Szene im 3. Aufzug von Wallensteins Tod (III, 10)

Buttler *So wisst Ihr's nicht?* Wallenstein *Was denn?*
Buttler *Wie dieser Lärmen ins Lager kam?* Wallenstein *Wie?*
Buttler *Jener Bote* — Wallenstein *Nun?* Buttler *Er ist herein*
Terzky und Illo *Er ist herein?* Wallenstein *Mein Bote?*
Buttler *Seit mehreren Stunden.* Wallenstein *Und ich weiss es nicht?*
Buttler *Die Wache fing ihn auf.* Illo *Verdammt!*
Buttler *Sein Brief ist aufgebrochen, läuft durch's ganze Lager* —
Wallenstein *Ihr wisst, was er enthält.* Buttler *Befragt mich nicht!*
Terzky *O — weh' uns Illo! Alles stürzt zusammen!*
Wallenstein *Verhehlt mir nichts. Ich kann das Schlimmste hören. Prag ist verloren? Ist's? Gesteht mir's frei.*

Für die analytische Darstellung, in der sich ein Vorstellungsinhalt ausschöpft, ist die Erzählung der eigentliche Typus, deshalb nimmt sie auch in der Schriftsprache den breitesten Raum ein. Die Rede kennt lang ausgesponnene Gebilde hier mehr nur in der Kunstform

Digitized by Google

und dazu mag auch die berühmte Erzählung Wallensteins gerechnet werden, die sein Vertrauen zu Octavio begründen soll (Wallensteins Tod II, 3):

Wallenstein *Denn wisst, ich hab ein Pfand vom Schicksal selbst,*
Dass er der treuste ist von meinen Freunden.
Illo *Hast du auch eins, dass jenes Pfand nicht lügte?*
Wallenstein *Es giebt im Menschenleben Augenblicke u. s. w.*

Mit diesen beiden Proben könnte es den Anschein gewinnen, als ob nur das analytische Verfahren aus der Sphäre des Subjektes gespeist würde, indes der synthetische Aufbau mehr mit äusseren Mitteln sich vollzöge. Wie weit jedoch auch dieser aus dem redenden Subjekte selbst hervorgeht, das zeigen gleich die Worte Wallensteins, da er den Betrug des Octavio erfährt. Auch sie gehören zwar mehr in die Kunstform der Rede, dienen aber trotzdem für unseren Zweck zum anschaulichen Belege (III, 9):

Terzky *Hätt man mir geglaubt!*
Da siehst du's wie die Sterne dir gelogen!
Wallenstein *Die Sterne lügen nicht, das aber ist*
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal.
Die Kunst ist redlich, doch dies falsche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrsagung.
Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket,
Da irret alle Wissenschaft. War es
Ein Aberglaube, menschliche Gestalt
Durch keinen solchen Argwohn zu entehren,
O nimmer schäm' ich dieser Schwachheit mich!

Im einzelnen wird sich das analytische wie das synthetische Prinzip in unserem Kapitel noch häufig

Digitized by Google

in die Betrachtung einmischen, es wird sich zeigen, dass das letztere unter den Stilmitteln der Steigerung eine Rolle spielt, indes das erstere gerne die Form des Nachtrags annimmt. Ausserdem wird uns in der zweiten Hälfte unseres Kapitels, das den Anteil darlegt, den die einzelnen Wortklassen an dem verschwenderischen Zuge der Umgangsprache nehmen, das synthetische Prinzip als Grundlage der Apposition beschäftigen, indes das analytische Prinzip als Triebfeder der Relativkonstruktion mehr dem letzten Kapitel angehört.

Aber auch wenn wir die Seitenbiegungen und Quersprünge der Gedankenentwicklung ins Auge fassen, werden wir bald das eine bald das andere Prinzip thätig sehen; manche dieser Fügungen lassen sich geradezu als Kreuzungen der beiden auffassen. Am häufigsten freilich sind es sinnliche Eindrücke, die unvermutet von der ursprünglichen Richtung ablenken. Charakteristisch ist die Stelle im „Egmont", wo Clärchen den Geliebten als Ritter des goldenen Vliesses bewundert (S. 240). Auf die Versicherung *Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Grossmeister des Ordens, mit dem versammelten Kapitel der Ritter* antwortet sie: *O du dürftest die ganze Welt über dich richten lassen. — Der Sammet ist gar zu herrlich, und die Passementarbeit! und das Gestickte.*

Wo sich aber von innen heraus Ablenkungen ergeben, ist es meist die Fülle des Inhaltes einer angeschlagenen Vorstellung, die mit ihrer analytischen Entladung den synthetischen Gang kreuzt, vgl. (Egmont S. 237) *O ja! es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder seht nichts voraus und überhorcht unsere Erfahrungen. Die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann.* Die Reihe läuft nach

Digitized by Google

der Unterbrechung in ihrem alten Gange weiter, und die unterbrechende Vorstellung enthält dadurch den Charakter des Einschiebsels, das sich ja im Relativsatz eine bequeme und vielverwendete Form ausgebildet hat. Die ungebundene Sprache des Umgangs jedoch liebt noch bequemere und lockerere Formen und bedient sich der Parenthese und des Anakoluths, vgl. (Heimat S. 74) *Als ich vor dem Hôtel stand — dem deutschen Hause — denken Sie nur — ach! — das Deutsche Haus, wo immer die inspicierenden Generale und die grossen Sängerinnen abstiegen, da hatte ich wieder den Riesenrespekt von ehemals, als wär' ich nicht würdig, den alten Kasten zu betreten;* ebenso (Heimat S. 115) *Heute früh .. nämlich, du glaubst gar nicht, in welchem Tumult deinetwegen die ganze Stadt sich befindet. Also heute früh — ich lag noch im Bette — da stürzt ein Bekannter zu mir herein, es ist auch ein alter Bekannter von dir — ganz blass vor lauter Aufregung und fragt, ob es wahr wäre und ob er kommen dürfe, sich dir vorstellen* und endlich (ebendort S. 123) *Meine Seele war wie ... ja hier unten im Keller lag früher immer eine alte Windharfe, die man dort vermodern liess, weil mein Vater sie nicht leiden konnte. So eine Windharfe im Keller, das war meine Seele.* Die Figur des Anakoluths, die meist mit einem vollständigen Abbruch der Reihe verknüpft ist, bezieht sich im Übrigen noch häufiger auf blosse Konstruktionswechsel, mit denen die alten Vorstellungen nur in ein neues Gewand schlüpfen, vgl. (Heimat S. 66) *Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, es scheint wohl zudringlich von mir — wenn ich — wollen Sie mir eine Unterredung von wenigen Minuten schenken.*

Das analytische Prinzip bethätigt sich nun vor allem auch in der Form des Nachtrags. Die Worte, die man

Digitized by Google

gesprochen hat, liessen die ganze Fülle des Vorstellungsinhaltes, den man in sie kleiden wollte, nicht recht zum Ausdruck kommen, man trägt nach und ergänzt, und diese Thätigkeit führt naturgemäss in der Rede zu einer viel breiteren Darstellungsweise als in der Schrift, wo die Einzelmomente viel eher einer knappen und übersichtlichen Anordnung zustreben. Dazu kommt dann noch, dass diese Nachträge im Gespräch auch vielfach unter dem objektiven Einfluss des Hörers stehen, dessen Mienenspiel oder dessen Einwürfe weitere Aufklärungen hervorlocken. Wie nahe sich zunächst solcher Nachtrag innerlich mit den oben besprochenen Einschiebseln berührt, das sehen wir an dem erwähnten Beispiel aus der „Heimat" (S. 75), wo die Sängerin ihrer Bemerkung *da hatte ich wieder den Riesenrespekt von ehemals, als wär' ich nicht würdig, den alten Kasten zu betreten* die weitere nachträgt *dass ich nun selber eine sogenannte grosse Sängerin geworden war, hatt' ich total vergessen.* In meinem Aufsatz zum neueren Schauspiel (II, S. 130) habe ich mehrere Belege für diesen Nachtragstil angeführt, von denen einige auch hier Erwähnung verdienen: (Eins. Menschen S. 30) *Die Pfähle — im See — ich meine die Pfähle; wo die Kähne festgemacht sind — die waren ganz weiss, bereift sogar — heut früh zeitig;* (Eisgang S. 79) *Die Leute von der Eiswach' mit den' gehts. Die wo von hier sind. Die kennt man doch. Aber die schlimmsten, das sind die neuen Stromarbeiter, wo nun all angekommen sind. Wenn der Eisgang vorbei is, zum Strombau.* Ähnlich auch (Heimat S. 23) *Ja, denken Sie, Herr Regierungsrat, Frau Fanny Hirschfeld, die von den Kinderheilstätten, wurde zu Ihrer Majestät befohlen.* Es lässt sich namentlich in der Rede des gemeinen Mannes eine besondere Neigung

Digitized by Google

für diesen Stil beobachten, die sich allerorten kundgiebt. Ich reihe daher dem norddeutschen Beleg nur einen süddeutschen aus Rosegger an („Wirt an der Mahr" S. 132) *Und steht der Gidel neben ihr, der Wehrschlager Gidel, von dem sie eh alleweil einen Ring hat getragen.*

Aus diesem Nachtragstil entwickeln sich nun einige Spielarten, die ihre besondere Beachtung erfordern. Wenn Alba im „Egmont" (S. 261) ans Fenster tritt und hinabschauend ausruft *Er ist es! Egmont* oder wenn Rosegger („Wirt an der Mahr" S. 124) Fügungen gebrauchen lässt wie *Möcht selber einen haben, einen solchen Schlankel, wie du bist* und gleich darauf *Und ein schlauer Kampel ist er, dein Hans,* so sehen wir wie sich auch von hier aus eine Verschwendung der Pronominalformen entwickelt, auf die wir im Zusammenhang noch zurückkommen.

In ein anderes Gebiet weist uns ein Beleg aus den „Journalisten" (I, 1) *Die Freundschaft wird ein Ende nehmen. Ich verspreche Ihnen, dass sie ein Ende nehmen soll in diesen Wochen nach und nach.* Wir sehen, wie hier im Grunde jeder neu hinzutretende Zug den Umfang der ersten Behauptung einschränkt, ihren Inhalt abschwächt. Und damit stossen wir auf eine ausserordentlich verbreitete Gewohnheit gerade der täglichen Rede. Wenn Immermann in seinem Münchhausen (II, 9) erzählt, auf die Frage *„Wann soll denn die Hochzeit sein?" „Auf Donnerstag über 8 Tage, Herr Diaconus, wenn es erlaubt ist," versetzte die Braut,* so trifft er damit eine Formel, die mit anderen ähnlichen Erscheinungen gerade der Sprache des Ungebildeten als Niederschlag aus früheren gedrückteren Zeiten anklebt.

Zunächst ist es ja natürlich, dass die mündliche Sprachform ganz anders mit einschränkenden und ab-

Digitized by Google

schwächenden Nachträgen belastet ist als die Schrift. Denn die Rede kann nicht mehr zurückholen, was dem Zaun der Zähne entflohen ist, indes die Schrift alle möglichen Mittel hat, um das Geschriebene zu unterdrücken und durch etwas Anderes zu ersetzen, wie wir schon oben gesehen haben. In der Schriftform kommt es daher seltener vor, dass der eine Satz wieder zurücknimmt, was der vorhergehende ausgesprochen hatte, und die einzelnen Fälle muten uns wie Ausnahmen an. Charakteristisch ist es, dass sie uns im Briefstil Goethes, der ja so viel von der Umgangsprache entlehnt hat, häufiger begegnen, so vgl. (Werke IV. 3, S. 2) *Geben Sie ihn dem Papa mit der Bitte das benötigte in meinem Namen zu besorgen . . . . Lassen Sie nur obige Bestellung an Papa, ich will ihm selbst schreiben.*

Wie tief im übrigen eben dieser Zug in unserer Natur begründet ist und wie ungezwungen aus ihm allerlei Fügungen der Grammatik sich erklären lassen, das müssen wir an einigen Beispielen eingehender darlegen. Vor allem in der Darstellung gut beobachtender Dichter, die sich in das Kleinleben menschlicher Empfindungen mit Feinfühligkeit versenken, können wir verfolgen, wie gerne sich an irgend einen Ausspruch ein einschränkender oder ganz und gar aufhebender Nachtrag heftet. So ruft Clärchen im „Egmont" beim Anblick des goldenen Vliesses aus (S. 240) *Es ist sehr kostbar — ich kann's deiner Liebe vergleichen — Ich trage sie ebenso am Herzen — und hernach* — Egmont *Was willst du sagen?* Clärchen *Hernach vergleicht sich's auch wieder nicht.* Ähnlich, wenn Hebel in den „Irrlichtern" abbricht mit: *Jez weisch die Bricht, und jez chasch wieder goh!* und gleich darauf weiter fortfährt *Nei, wart e wenig, 's*

Digitized by Google

chunnt e gueti Lehr! vgl. auch F. Reuter „Reis nach Belligen“ (Cap. I.)

En ollen dwatschen Käwer flüggt
Un set't sick up sin Näsenspitz.
Na, eigentlich was't keine Spitz,
Dat was so'n Ding so as so'n Knop.

Und ähnliche Belege begegnen uns allerorten, wo uns das Drama oder der Roman den Umgangston darbieten, vgl. (Heimat S. 72) *Es ist vielleicht eine Stunde her, dass Sie Ihr Heimatshaus betreten haben — nein nicht einmal so lang hab ich ja gar nicht auf Sie gewartet.* Ähnlich (Fontane „Irrungen, Wirrungen“ S. 114) *Da passt am besten ein Brauneberger, oder sagen wir lieber ein Rüdesheimer;* vgl. (Heimat S. 119) *und da ich zudem den Anschauungen dieses Hauses nahestehe* (entschuldigend) *wenigstens im Prinzipe;* (S. 124) *Wenn man uns so sähe, ich wäre* (sich verbessernd) *Sie wären ja verloren.*

Von Interesse ist es zu beobachten, welch glücklichen Gebrauch die Kunstform der Rede von solchen Fügungen des Nachtragstiles macht, wie sie die besten Treffer oft gerade aus ihnen zieht, so dass manche Heiterkeitserfolge einer Parlamentsrede darauf beruhen, vgl. in einer Rede aus dem preussischen Landtag (26. 1. 94): *Der Minister für Landwirtschaft der sagt — nein, der sagt gar nichts* (grosse Heiterkeit) — *aber er denkt* (Heiterkeit), *mit den Landwirtschaftskammern könne der Landwirtschaft aufgeholfen werden.*

Aber auch in unserer Schriftsprache machen sich Fügungen bemerkbar, deren Wurzeln in dieser Art des Nachtrags haften, nur dass die weit vorgeschrittene Entwicklung und Verwitterung den Zusammenhang zerrissen hat. In den Dichtungen unseres Mittelalters begegnen

Digitized by Google

uns oft schwerfällige und breitspurige Konstruktionen, die namentlich dem unbefangenen Leser auffallen, da er meist einen ganz kurzen Satz für eben denselben Sinn zur Hand hat. Fassen wir nur ein paar Belege dieser Schwerfälligkeit ins Auge, weil wir in ihnen thatsächlich den Ausgangspunkt wiederfinden für jene heutigen Redensarten, bei denen uns ganz und gar nicht das Gefühl des Trümmerhaften und Fragmentarischen leitet.

Ganz mit den oben besprochenen Belegen berührt sich eine Klage, die Meinloh von Sevelingen seiner Dame in den Mund legt (Minnesangs Frühling 13, 20)

nu wizzen algelîche
daz ich sîn friundinne bin;
âne nâhe bî gelegen:
des hân ich weizgot niht getân.

Der Vorstellungsinhalt des Wortes *friundinne* birgt mehr in sich, als die Dame für den einzelnen Fall zugestehen will; kaum hat sie das Wort ausgesprochen, als sie auch das Bedürfnis fühlt, wenigstens die Vorstellung, die die mittelhochdeutsche Welt mit dem *bî gelegen* verband, feierlich auszuschliessen. Wie auf diesem und ähnlichen Denkprozessen unsere Verwendungen von *ausser, nur nicht, doch* und unser Konzessivsatz beruhen, das kann hier nur angedeutet werden. Unser eigentliches Hauptinteresse richtet sich darauf, dass überhaupt dieser Denkprozess es ist, der die Reihe von abstrakten Vorstellungen ermöglicht, die wir heutzutage gleich in ihrem Ergebnis in Worte umsetzen. Dass nämlich die mittelhochdeutsche Dichtersprache so ganz auffallend reich an ähnlichen Fügungen ist, beruht ausser gewissen Bedürfnissen des Reims grossenteils auch darauf, dass sie den Entwicklungsprozess der einzelnen Vorstellungen gern

Digitized by Google

unmittelbar in Worte umsetzt. So werden meist erst die Vorstellungen vorgeführt, die der Redende ausschliesst und zurücknimmt, ehe das Endergebnis Worte gewinnt. Charakteristisch hierfür ist aus einem Spielmannsspruche (M. Fr. 22, 4)

swem daz guot ze herzen gât
der gwinnet nimmer êre.
jo enrede ichz niht dur mînen frumen,
wan daz ichz alle lêre.

Das Naheliegende, den persönlichen Vorteil, muss der Dichter eigens ausschliessen, ehe er zum Dienste der Allgemeinheit vorschreitet. Ein ganz ähnlicher Gedankengang lässt sich noch heute da verfolgen, wo die Sprache noch nicht das Erbe der Denkthätigkeit früherer Generationen mit sich führt. So wird uns aus dem Taubstummenunterricht berichtet, dass einzelne Kinder, deren Denkthätigkeit verhältnismässig lang von äusseren Einwirkungen unbeeinflusst war, einen Satz wie *Ich muss meinen Lehrer lieben* nur über folgende Zwischenstufen hin bilden konnten: *Ich schlage, betrüge, schimpfe nicht meinen Lehrer, ich liebe und ehre.*

Unsere ganze Verwendung der Partikel *nur* beruht bekanntlich auf ähnlicher Grundlage. Wenn Friedrich von Hausen (M. Fr. 47, 3) singt

swaz schaden ich dâ von gewunnen hân,
sô friesch nie man
deich ir iht spraeche wane guot

so werden wir leicht ungeduldig und finden, der Dichter hätte sich kürzer ausdrücken können, z. B. *trotzdem habe ich nur Gutes von ihr gesprochen.* Die Entwicklungsgeschichte unserer Form, die an *ne waere (= nisi esset)* anknüpft,

Digitized by Google

belehrt uns freilich, dass unsere Kürze, auf die wir stolz sind, nichts als die Verwitterung und Zerstückelung älteren Reichtums ist.[1])

Und dieser Reichtum umfasste nun vor allem eine Reihe von hypothetischen Formeln, von denen nur noch einige verwitterte Trümmer wie Findlinge in unsere Sprache hereinragen.

Mit unserem *newâre* berührt sich ein Spielmannsreim (M. F. 20, 3)

Swer in fremeden landen vil der tugende hât,
der solte niemer komen hein, daz waer mîn rât,
ern hete dâ den selben muot.

Der Nebensatz, der den Vordersatz nachträglich durch eine Ausnahme ganz aufhebt, erinnert formell — namentlich in dem in der althochdeutschen Litteratur so beliebten *ni sî* — bedenklich an das lateinische *nisi*. In unserer mittelhochdeutschen Dichtung dagegen, die dem Latein viel freier gegenüber steht, tritt diese Formel sehr zurück. Allerdings lässt sich dieses Zurückweichen mehr in den Handschriften selbst als in den Textausgaben verfolgen, die ihnen zu teil geworden sind. Dort tritt nun eine Fügung ihren Lauf an, der sich im 14. und 15. Jahrhundert zum Siegeszug entwickelte, und diese Fügung möchte ich als die eigentlich original-deutsche erklären. Wir finden sie ganz ihrer natürlichen Ent-

[1]) In Fügungen wie (Einsame Menschen S. 81) *Er sieht nich', er hört nich', Nur diese Person* finden wir die Partikel im alten Zusammenhang, indes in (Meeres und der Liebe Wellen II, 1) *Im Tempelhain, der jedem sich verschliesst, Als nur am Tag des Fests* die Partikel, die in anderen Belegen eine Lücke schliesst, zur blossen Zugabe wird.

Digitized by Google

wicklung entsprechend in einem Liede des Meinloh (M. Fr. 12, 31)

ich trûre mit gedanken:
niemen kan erwenden daz,
ez tuo ein edeliu frouwe
diu mir ist als der lîp.

Ganz deutlich wird uns hier, wie auf das *niemen kan erwenden daz* unmittelbar als Rückschlag der Gedanke einfällt: *doch eine kann das verhindern, das muss die edle Frau sein, die so lieb ist wie mein Leben.* Ebenso wird auch einleuchten, dass in dieser Vorstellungsreihe eben nicht alle Glieder sprachlichen Ausdruck gewonnen haben, dass vielmehr das Mittelglied ausfiel, weil sich das Schlussglied mit besonderer Energie in den Vordergrund drängte. Wie weit diese natürliche Verbindung nun schon in der mittelhochdeutschen Zeit zur Formel erstarrt war, das zeigt uns ein Beleg aus dem Nibelungenliede, wo die beiden Sätze ihre Plätze ganz willkürlich vertauscht haben, sodass das Mittelglied bei der Ergänzung gar keine Stätte finden könnte, wenn nicht überhaupt vielleicht hier die Ergänzung anders lautete: Nibel. (Lachm.) 906, 4

warumbe uns die schenken dar zuo niht bringen wîn,
man pflege baz der jegere, ich wil niht jeitgeselle sîn.

Aus diesen Fügungen leite ich die Formel ab, die wir bei Luther noch in vollster Verwendung finden, vgl. Luc. 9, 13 *Er aber sprach zu ihnen: Gebet ihr ihnen zu essen. Sie sprachen: Wir haben nicht mehr denn 5 Brote und 2 Fische; es sei denn, dass wir hingehen sollen, und Speise kaufen für so gross Volk,* vgl. auch „Satzbau" S. 69 ff. Man hat diese Erklärung zu künstlich gefunden und sich namentlich nicht mit meiner Annahme eines ausgelassenen Mittelgliedes und meiner Auffassung

Digitized by Google

des Konjunktivs als eines Jussivs befreunden können. Was die Auslassung des Mittelgliedes betrifft, so haben wir solche in den mannigfaltigsten Formen nun schon bei zahlreichen Fügungen unserer Umgangsprache belegen können; die tägliche Beobachtung zeigt uns auch, wie leicht bei umfangreichen Vorstellungskomplexen, die in Sprache umgesetzt werden, gerade die Mittelglieder zu kurz kommen, vgl. auch S. 119. Könnte man sich z. B. nicht in einem Beleg wie (Heimat S. 144) *Das ist ja alles nicht wahr ... Und wenn es wahr wäre — Hab ich nicht auch ein Herz?* den Bedingungsatz unterdrückt und durch ein blosses *dann* angedeutet denken: *Und dann hab ich nicht auch ein Herz?* Auch die englische Sprache verfährt in ähnlichem Falle ganz entsprechend. Wenn Sterne in seinem „Yorick" die Dame sagen lässt *A man, my good Sir, has seldom an offer of kindness to make to a woman, but she has a presentiment of it some moments before,* so müssen wir auch hier zwischen *but* und *she has* eine Lücke aufdecken, in die wir einen Satz substituieren, etwa wie *wenn er es doch thut.* Ganz ähnlich erklärt sich der Ausspruch *es wird keine Hochzeit gemacht, es wird eine andere erdacht,* den ich im Aufsatz zum neueren Schauspiel (II, S. 141) beigebracht habe.

Was nun den zweiten Punkt, die jussive Erklärung des Konjunktivs betrifft, so liegt der beste Beweis für diese in der Thatsache, dass unsere tägliche Redeweise, wie auch die der Mundart, in solchen Fällen meist das Hilfsverb *müssen* verwendet. Wir finden es in jenem charakteristischen Beispiel aus dem „Emporkömmling", das ich schon in jenem Aufsatz in den Vordergrund gerückt hatte: *Wer tot ist, der ist tot. Ich hätt's sehen müssen. Ich hab' Tag und Nacht geschaufelt*

Digitized by Google

und gegraben, all' die langen Jahre her, aber es ist keiner aufgestanden, der's mit mir zu thun gehabt hat — keiner. Ganz ähnlich in der Darmstädter Lokalposse, dem „Datterich" (III, 10) *Sich der Datterich hot en nor beschwätzt; ich misst en net kenne* oder in Weitbrechts „No g'stät" S. 13 *Ja, ja, mer sait zua koi'm Stier Bläss, er muass zuam wenichsta a' Sternle hau'!* Aus dem letzten Belege wird die Berührung mit *es sei denn dass* am deutlichsten und offenkundigsten; wir müssen uns nur die alten Bedeutungen vergegenwärtigen, die uns von einem *es sei denn* auf ein *es muss dann sein* zurückführen.

Es war mehr der analytische Gang, der den Nachtragstil und die Abschwächung- und Einschränkungsformen beherrschte; der Vorstellungsinhalt entwickelte aus seiner Fülle neue Züge, die bald ergänzten, bald zurückdämmten. Umgekehrt ist es nunmehr das synthetische Verfahren, der eigentliche Aufbau, der uns bei der andern in der Umgangsprache so sehr beliebten Erscheinungsform, der Steigerung, entgegentritt. Ungezwungen deckt sich synthetischer Aufbau und Steigerung, wenn Götz am Ende ausruft (S. 166) *Ich weiss am besten, was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu tragen. Und jetzt ist's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaisers und meine Wunden — Es ist alles zusammen.* Ebenso bei Rosegger („Schriften des Waldschulmeisters" Werke II, S. 169) *„O das ist ein schönes Licht," hat der alte Rüpel einmal ausgerufen, „das leuchtet hinaus in die weite Fern', das leuchtet mir hinein in mein tiefes Herz, das leuchtet mir hinauf zu Gott dem Herrn!"* Dagegen tritt in dem Trinkspruch, den Bolz in den „Journalisten" (IV, 2) ausbringt, mehr der synthetische Aufbau hervor: *Der Abgeordnete unserer ehrwürdigen*

Digitized by Google

Stadt, Chefredakteur und Professor, Journalist und brave Mann, welcher gegenwärtig zürnt, dass hinter seinem Rücken Allotria in die Zeitung gesetzt worden sind, er lebe hoch. Und andererseits ist es wiederum die rhetorische Wirkung, das Kunstmittel der Steigerung, das den synthetischen Aufbau völlig in den Schatten stellt, wie z. B. im Egmont bei dessen Bitte an Oranien (S. 227) *Denk an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! und denke an die Verwüstung, den Mord!*

Die Steigerung ist denn auch hauptsächlich der Zweck, dem zu Liebe in der Umgangsprache synthetisch aufgebaut wird; sie wollen wir daher in der folgenden Darstellung voranstellen. Auch auf sie hat mein Aufsatz zum neueren Schauspiel breiteren Bezug genommen und (II, S. 135) hervorgehoben, dass die Häufung, die Steigerung erzielen will, verhältnismässig selten auch mit wirklicher Verstärkung arbeitet. Immerhin finden wir solche in Belegen wie (Heimat S. 24) *meine Tochter — meine einzige Tochter;* (Friedensfest S. 43) *eine Kunst, vor der sie sich beugen sollen ... Die starrsten Köpfe werden sich beugen.* Ähnlich aus Brinckmans „Kasper Ohm" (4) *Treck em de Söcken ok af, Süster! treck em de Söcken ut Vorsicht ok af ... treck em lewersten sin Brook ok noch af;* (Heimat S. 32) *Ich kenne keine Leute, ich wünsche keine Leute zu kennen, die nicht Soldat gewesen sind,* oder (Piccolomini IV, 1)

Was sollt' er nicht! Jedweder Offizier
Von Ehre kann das — muss das.

Anschaulich wirkt in diesem Zusammenhang das inhaltreiche Beispiel aus Halbes „Emporkömmling" (S. 117) *Hören Sie, Herr Kuhn, die Leute sagen, ich hätt's im Geheimen mit dem Richard, das ist nicht wahr: ich hab' nie*

Digitized by Google

etwas mit Ihrem Sohne vorgehabt, ich will nie etwas mit ihm vorhaben, ich hab' nicht einmal den Kopf nach ihm umgedreht, ich hab' ihn nie leiden mögen, ich hab' ihn gehasst wie den Tod, ich —! Nein, ich will nicht lügen! Ja, ich bin dem Richard gut gewesen, mit meinem ganzen Herzen hab' ich an ihm gehangen, mit Freuden hätt' ich ihm alles hingegeben — aber das soll aus sein, von dieser Stunde ab soll alles aus sein!

Meist ist es die Absicht der Steigerung, die in den mannigfachen Spielarten der Erregung unsere Sprache beherrscht, wenn sie sich der Verschwendung hingiebt. Das zeigt sich vor allem charakteristisch in einzelnen Belegen, in denen der Redende dieser Absicht nicht voll Genüge thun kann. Hierher gehört der Ausruf des Mephistopheles (Faust, Vers 2805)

Bei aller verschmähten Liebe!
Bei'm höllischen Elemente!
Ich wollt', ich wüsst was Ärgers,
Dass ich's fluchen könnte!

Die Absicht der Steigerung nähert sich nun ihrem Ziele, auch wo sie nur wiederholt oder mit minderwertigen Mitteln arbeitet, auf zwei Wegen. Entweder sie häuft absichtlich und sucht in der Häufung zu steigern oder aber sie sucht nach kräftigerem Ausdrucke, legt aber die ganze Wucht der Erregung in den Ton, der nun seinerseits das schon verbrauchte Ausdrucksmittel hebt.

Die Steigerung durch Häufung giebt sich oft geradezu zweckbewusst als solche, so, wenn der Regierungsrat in der „Heimat" (S. 149) bei Wiederholungen hervorhebt, dass er wiederholt: *wo ich mittags stets zu finden bin .. wie gesagt, immer zu finden ... so beeile ich mich, wie gesagt, ich habe mich beeilt.* Ähnlich auch, wenn der

Digitized by Google

Mahrwirt bei Rosegger (S. 13) ausruft *Es ist nicht wahr! Es gilt nichts! Denn die Bayern halten's nicht, was sie versprochen, sie halten's nicht! Männer, sie halten's nicht . . . Erlogen ist es und erlogen und dreimal erlogen, was sie haben zugesagt.*

Dem entgegen fällt die Steigerung durch den Ton vielmehr unter die blossen Reflexäusserungen. Wir finden sie als Kunstmittel in der Dichtung verwendet und finden sie in den einfachsten Formen des täglichen Lebens wieder. Da die letzteren schon im Aufsatze zum neueren Schauspiel gestreift wurden, mag hier ein Beleg aus Don Carlos Raum finden (I, 2) *Lass mich weinen,*

An deinem Herzen heisse Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe niemand — niemand
Auf dieser grossen, weiten Erde niemand.
Soweit das Scepter meines Vaters reicht,
Soweit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
Ist keine Stelle — keine — keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlasten darf
Als diese.

Ähnlich im Götz (S. 71) *Wohl kam ich und musst im Vorsaal stehen, lang, lang.* (S. 70) *Sie ist schön, bei meinem Eid, sie ist schön.* (S. 69) *Sie will mich nicht sehen? . . Sie will mich nicht sehen?* Ebenso aus der „Heimat" (S. 144) *Ich will nicht! Ich will nicht! . . Dies Haus ist nicht meine Heimat . . Meine Heimat ist, wo mein Kind ist, wo mein Kind ist.*

Zweierlei lässt sich gerade bei dieser Steigerung und der oben erwähnten Häufung beobachten. Einmal, dass bestimmte Personen in bestimmten Stimmungen in erster Linie von ihr Gebrauch machen, andererseits, dass bestimmte Wortklassen vor andern von ihr getroffen werden.

Digitized by Google

Die erstere Wahrnehmung führt uns mehr in die charakterisierende Stilistik und kann daher in unserem Rahmen nur andeutungsweise gestreift werden. Was die Stimmung betrifft, so steht hier natürlich die Erregung, der Affekt, im Vordergrunde. Giebt dieser oft auch Anlass zu Stockungen in der Gedankenbildung, so findet er andererseits, wenn er sich einmal entladet, nicht so leicht das Mass in der Verwendung der Ausdrucksmittel. Vor allem diejenige Vorstellung, die den Mittelpunkt der erregten Empfindungswelt bildet, bricht durch das ganze Gefüge und Geschiebe immer wieder durch und erzeugt damit Formen, wie wir sie schon oben kennen gelernt haben. Vergleichen wir aus dem naturalistischen Drama: „Familie Selicke" (S. 33) *Nein! nein! Du darfst nicht länger bleiben! Du darfst nicht länger in diesem traurigen Elend leben! Hörst Du! Du verdienst das nicht! Du passt nicht hierher!* (S. 33) *Ich habe mehr als zwei Jahre hier gewohnt und alle die Scenen mit angehört, die furchtbaren Scenen! .. Ich habe Euer ganzes unglückliches Familienleben kennen gelernt! Zwei Jahre lang hab ich das alles gehört und gesehen! Zwei Jahre lang! Und es hat mich .. Und Du! Wenn man denken muss: zweiundzwanzig Jahre hast Du in alle dem Elend gelebt und hast es ertragen müssen! Zweiundzwanzig Jahre .. Herr, mein Gott! Zweiundzwanzig Jahre!* Leicht kann man auch beobachten, wie diese Wiederholungen oft gewissermassen nur der Schleier sind, mit dem sich die nach neuem Ausdruck ringende Denkthätigkeit bedeckt; oder vielmehr die Denkarbeit geht weiter, ohne sprachlichen Ausdruck zu finden, und die vom Bewusstsein unbeeinflusste Sprachthätigkeit reflektiert inzwischen die Bewegungen, die sie eben vollzogen hatte. Hierher möchte ich schon rechnen, wenn

Digitized by Google

Bolz in den Journalisten (I, 2) auf die Frage, ob er Adelheid kenne, antwortet *Ja, allerdings kenne ich sie. Wir sind aus demselben Dorf, sie vom Schlosse, ich aus dem Pfarrhaus, mein Vater hat uns zusammen unterrichtet. O ja, ich kenne sie.* Man glaubt hier zu sehen, wie hinter diesen unbewusst wiederholten Worten die Gedanken sich verbergen, die die Erinnerung im Redner weiterspinnt, ähnlich auch (Heimat S. 22) *Ja, das passiert Euch vom Zivildienst nicht, Eure Kräfte vor der Zeit brach gelegt zu sehen, ohne — Verschulden —* (brütend) *Ohne eine Ahnung von Verschulden!* Eine ganz besondere Rolle spielt diese Art von Wiederholung bei einzelnen Personen. Wir können sie im Leben beobachten und finden sie in Lustspielen nachgeahmt, die Sonderlinge, die gewisse Redensarten gegen allen Sinn in ihre Rede einfügen, meist um sich die Brücke zu einem neuen Gedanken zu bauen. In erster Linie sind es Lehrer, von denen Anekdoten mit solchen Redensarten umlaufen. So wird einem bekannten Lehrer an einer technischen Hochschule nachgesagt, dass er in jedem Satz die Worte *„eben drüber 'nein"* einmischte und einem Schüler z. B. zurief: *da haben Sie eben drüber 'nein eine grosse Dummheit gemacht, wir müssen Ihre Zeichnung eben drüber 'nein wieder ausradieren.* Ein Philologe schwelgte andererseits in der Redensart *„also nämlich, aber dennoch"* und so soll er einen Schüler namens *Kleinmichel* gar mit den Worten *Klein also nämlich, aber dennoch Michel* zum Übersetzen aufgerufen haben; man vgl. auch Reuter „Leuschen und Riemels" (2. B. 45). Unter den Personen, die solcher Verschwendung zuneigen, stehen natürlich die obenan, die von jenen Affekten am leichtesten betroffen werden; sodann lassen sich gewisse allgemeine Gesichtspunkte hier geltend

Digitized by Google

machen. Das weibliche Geschlecht steht fast überall, wo es in der Litteratur redend eingeführt wird, mit längerer Rede der Männerwelt gegenüber; man vgl. z. B. nur in Weitbrechts „Pfarrmagd" die Reden zwischen der Lisbeth und ihrem Bruder. Auch zeitlich lassen sich Unterschiede machen, die ältere Generation spinnt ihre Rede entschieden langatmiger fort, als die jüngere und modernere. Man braucht hier nicht bloss an die zwei Lehrer in Halbes „Eisgang", für die ich den Kontrast in meinem Aufsatze zum neueren Schauspiel (II, S. 116) hervorgehoben habe, zu denken; man versenke sich nur einmal in die Sprache, die Brinckman seinem „Kasper Ohm" zuerteilt, wo z. B. schon die Begrüssungsformeln charakteristische Verschwendung aufweisen *(Is Er dat, Jonge, oder is Er dat nich?)*, und überhaupt die Fragestellung kaum anders als in Doppelform auftritt *versteit Er oder versteit Er nich?* u. s. w.

Wo beim modernen Menschen die verschwenderische Neigung nach dieser Seite hin Platz greift, steht sie meistens unter den Einflüssen des Verwitterungsprozesses, dessen Wirkungen sich durch die ganze folgende Darstellung ziehen werden, wo wir die Wortklassen auf das Prinzip der Verschwendung hin durchmustern.

2. Die einzelnen Wortklassen nach ihrem Anteil am verschwenderischen Zuge.

Ganz im allgemeinen müssen wir betonen, dass nicht leicht auf einem andern Gebiete die Linien der einzelnen Stilformen unserer Sprache so weit auseinander laufen als gerade bei dieser Frage. — Der Briefstil wird vom verschwenderischen Zuge vor allem da getragen, wo es sich um Höflichkeitsbezeugungen gegenüber dem Adressaten

Digitized by Google

handelt. Die Ungetüme, die eine frühere Zeit hier geschaffen hat[1]), sind allerdings geschwunden, ein neuer Luther würde eine Streitschrift wie die an den „Adel deutscher Nation" nicht mehr *Dem Achtparn vnd wirdigen herren, Er Nicolao von Amssdorff, der heyligen schrifft Licentiat vnd Tumherrn zu Wittenberg, meynem besundern gunstigen freundt* widmen, und würde auch den Widmungsbrief nicht mit so viel Eigenschaftswörtern beginnen, wie sie Luther zusammenträgt: *Gnad vnd Fried gottis zuvor, Achtpar, wirdiger lieber herr vnd freunt.* Aber unser *Hochwohlgeboren* und *Hochehrwürden* klebt doch noch immer nicht bloss wie die Eierschalen eines überwundenen Zustandes an unserem Briefstil; im Gegenteil unser *Hochwohlgeboren* mit seinem ganzen Rattenkönig von Vorurteilen und sozialen Missverhältnissen ist so recht ein Gradmesser für den tiefen Stand, auf dem die gesellige Bildung unserer führenden Kreise verharrt, oder besser, auf den sie in den letzten zwanzig Jahren unter dem Drucke der Berufsbildung und Standesinteressen zurückgesunken ist. Der Kanzleistil, der an allen diesen Auswüchsen des Briefstils von jeher sein vollgerüttelt Mass von Anteil genommen hat, findet nun auf dem Gebiete des Rechts besonderen Anlass, die Ausdrucksmittel der Sprache zu vergeuden. Das Bestreben, für jeden Ausspruch den Kreis aller Möglichkeiten zu durchmessen, die Furcht vor irgend einem Missbrauch oder einer Hinterthür, hat von Anfang an die Sprache des Gesetzes mit Doppelbildungen überhäuft, an denen alle Wortklassen so ziemlich gleichen Anteil nehmen, während der Briefstil mehr das Eigenschaftswort bevorzugt. Man

[1]) Vgl. noch Rabener Satiren (1762) 3. Teil Einleitung S. 8.

Digitized by Google

braucht nur aus dem Reichs-Strafgesetzbuch einzelne Bestimmungen herauszugreifen, in denen diese Doppelbildungen teilweise geboten sind, um zu verstehen, wie leicht solche Formeln sich auch da behaupten, wo sie nicht hingehören. Man vergleiche im Einführungsgesetz vom 31. Mai 1870 1. Anm. *Die dort (d. h. in den Bündnisverträgen) bezeichneten Gesetze sind Reichsgesetze. Wo in denselben von dem Norddeutschen Bunde, dessen Verfassung, Gebiet, Mitgliedern oder Staaten, Indigenat, verfassungsmässigen Organen, Angehörigen, Beamten, Flagge* u. s. w. *die Rede ist, sind das Deutsche Reich und dessen entsprechende Beziehungen zu verstehen.* Ebenso in § 43 des Strafgesetzbuches *Wer den Entschluss, ein Verbrechen oder Vergehen zu verüben, durch Handlungen, welche einen Anfang der Ausführung dieses Verbrechens oder Vergehens enthalten, bethätigt hat, ist, wenn das beabsichtigte Verbrechen oder Vergehen nicht zur Vollendung gekommen ist, wegen Versuches zu bestrafen* oder § 81 *Wer ausser den Fällen des § 80 es unternimmt*

1. *einen Bundesfürsten zu töten, gefangen zu nehmen, in Feindes Gewalt zu liefern oder zur Regierung unfähig zu machen,*
2. *die Verfassung des Deutschen Reiches oder eines Bundesstaates oder die in demselben bestehende Thronfolge gewaltsam zu ändern,*
3. *das Bundesgebiet ganz oder teilweise einem fremden Staate gewaltsam einzuverleiben oder einen Teil desselben vom Ganzen loszureissen, oder*
4. *das Gebiet eines Bundesstaats ganz oder teilweise einem anderen Bundesstaate gewaltsam einzuverleiben oder einen Teil desselben vom Ganzen loszureissen,*

wird wegen Hochverrats mit lebenslänglichem Zuchthaus oder lebenslänglicher Festungshaft bestraft.

Digitized by Google

Wie weit solche Aufzählung aller erdenklichen Eventualitäten auch bei völlig ungehörigen Anlässen sich breit macht, das zeigt uns vor allem der Inschriftenstil in den öffentlichen Bekanntmachungen. Wer nach des Tages Last und Mühen in öffentlichen Anlagen Erquickung sucht, wird sich schon von den Warnungstafeln unangenehm berührt fühlen, die — wenigstens in Deutschland — überall am Wege lauern. Und wenn er sich nun gar zur Lektüre hinreissen lässt, so wird er staunen, mit welch raffinierten Mitteln die Behörde hier den Reiz des Verbotenen erhöht. Dinge, die sich auch die bösartigste Einbildungskraft nicht träumen liesse, werden hier mit peinlichster Sorgfalt aufgezählt, um ja den jugendlichen Übelthätern die Nase darauf zu stossen, wie weit sich der Zerstörungstrieb entwickeln lässt.

Die Umgangsprache nun hebt in den Fällen, in denen sie sich dem verschwenderischen Zuge hingiebt, die einzelnen Wortklassen ganz deutlich voneinander ab. Einen gleichmässigen Anteil gönnt sie ihnen am ehesten da, wo sie den oben besprochenen Parallelfügungen zustrebt. Wie leicht diese gerade dem Gespräche entwachsen, habe ich an anderem Orte dargelegt (zum Schauspiel II, S. 126), man vergleiche aus Hauptmanns „Einsamen Menschen“ (S. 73)

Johannes: *Mutter! Du sprichst in einem Tone von Fräulein Anna, den ich nicht dulden kann.*

Frau Vockerat: *Und Du sprichst in einem Tone mit Deiner Mutter, der wider das vierte Gebot verstösst.*

Aber auch innerhalb der Sphäre eines und desselben redenden Subjektes ordnen sich die Sätze leicht und ungezwungen in solches Parallelschema ein, und es sind immer die an und für sich bedeutungslosen Formen, die

Digitized by Google

dadurch Verwendung und Bedeutung gewinnen. Um diesen und den folgenden Ausführungen einen soliden Untergrund zu sichern, entnehmen wir die Belege mit einigen durch sich selbst gerechtfertigten Ausnahmen einem einzigen grösseren Denkmal, das zu diesem Zwecke auch völlig ausgebeutet werden soll, und wählen hierzu Sudermanns „Heimat", die ganz und gar in der neueren Umgangsprache lebt, und wenn sie auch manchmal unter das Niveau der gebildeten Kreise sinkt, doch hierin nicht solcher Manier verfällt wie etwa der Dialog G. Hauptmanns. In der „Heimat" finden wir nun Satzgefüge wie (S. 14) *Der kann ja alles. Der geht ja mit den Menschenherzen um, als ob* — (S. 31) *Nun frag ich Sie, was will der da? Und was wollen die andern da? Und was hat so'n Fest überhaupt für 'n Zweck.* (S. 144) *Hab ich nicht auch ein Herz? — Leb ich nicht auch ein Leben? ... Bin ich nicht auch um meiner selbst willen da?* (S. 76) *Und das will ich nicht .. das kann ich nicht .. denn ich bin ich und darf mich nicht verlieren — Und darum hab ich keine Heimat mehr, darum muss ich wieder fort, darum.*

Wie diese Neigung zur Paralleldarstellung von bestimmten Situationen gefördert, bei bestimmten Personen mehr oder weniger geweckt wird, so wirken auch sprachliche Verhältnisse nach der einen oder anderen Seite bestimmend ein. Offenbar verfügt z. B. das niederdeutsche Idiom über einen grösseren Kreis von Redensarten, die sich parallel anreihen lassen, als andere Mundarten. Bei Reuter und bei Brinckman häufen sich die Belege, ich hebe nur einige Proben heraus: („Ut de Franzosentid" Kap. 2) *Möller Voss, wat sall dit? Wat heit dit? Un wat bedüd't dit?* („Kasper Ohm" 4) *Wann Din Vader dat nich kann ond wann Din Vader dat nich mag;* ebenso (Kap. 6)

Digitized by Google

'n Snack is 'n Snack, ond wat een klooken Snack is, dat is en klooken Snack, ond wat een dummen Snack is, dat is en dummen Snack; vgl. auch (Kap. 4) *Lat Er mal hören! Lat Er mal seen! Les Er mal vör! Aewersett Er mi mal den Sentenz, wur Er nu bi is. Kann Er dat, oder kann Er dat nich?*

Dem Parallelschema zuliebe nimmt auch das Zeitwort an dem verschwenderischen Zuge seinen Anteil. Meist freilich ist dann seine Rolle eine untergeordnete, so in den obigen Beispielen, noch deutlicher in dem folgenden (Heimat S. 147) *Ja, das waren mal schöne Pistolen! Das waren famose Pistolen.* Seltener, dass das Zeitwort selbst der eigentliche Träger der Parallelfügung ist, wie in (S. 144) *Verderben Sie Ihre Heimat, verderben Sie Vater, und Schwester und Kind, und dann versuchen Sie;* solche Fügungen greifen schon eher in die Kunstform unserer Sprache ein.

Ausserhalb des Parallelschemas ist es nur noch die einfache Wiederholung, die dem Zeitwort breiteren Raum gönnt. Naturgemäss nimmt das Zeitwort hier auch alle seine Belastungen in die Wiederholung mit und so wird es manchmal fraglich, wie weit man diese Fälle hierher ziehen darf: (Heimat S. 139) *aber ich werd's ihm beweisen .. ich werd's ihm beweisen* (S. 142) *Ich will nicht. Ich will nicht.* (S. 164) *Thu das weg! thu das weg.* (S. 161) *Dann muss ich dran sterben .. dann muss ich eben .. dran sterben.* (S. 128) *Sie irren sich! — effektiv — Sie irren sich.* Nur in (S. 120) *Aber da sitzt man und sitzt* ist es das Zeitwort allein, das sich wiederholt.

Noch mehr aber schrumpft der Gebrauch des Zeitwortes zusammen, wenn man die Synonyma und Variationen ins Auge fasst, die sich um ein Subjekt gruppieren.

Digitized by Google

Wir finden nur (S. 11) *Und Papa war böse . . Getobt hat er;* (S. 21) *Er bewegt alles, er regiert alles,* (S. 99) *Seine Augen forschen immer und lauern.* (S. 101) *Ihr Herz hat Fühlfäden für andre Herzen und umschlingt sie und zieht sie heran.* (S. 100) *Ich zwing ihn, ich kneble ihn, dass er liebt und leidet und jauchzt und schluchzt wie ich.* In dem letzten Beleg zeigt sich uns auch, wie leicht die blosse Variation (vgl. auch Weitbrecht „No' g'stät" S. 26 *Gang, lauf, spreng nôch Amerika*) in eine Bilderreihe übergeht, die in der That den Vorstellungsinhalt in seine einzelnen Teile zerlegt, vgl. (Heimat S. 124) *mein Kind . . für das ich lebte und hungerte und fror und auf der Strasse herumirrte, für das ich in Tingeltangeln sang und tanzte — denn mein Kind das schrie nach Brot.* Ähnlich S. 164. Wie gesagt, Variation und Aufzählung fliessen in der Sprache leicht ineinander, aber die Ursachen, denen sie entspringen, sind grundverschieden. Während bei der Aufzählung die Fülle eines Vorstellungsinhaltes sich in die Breite entladet, ist es bei der Variation meist umgekehrt die Empfindungswelt, die die Ausdrucksmittel für eine und dieselbe Vorstellung anschwellen lässt. Von beiden Gattungen jedoch wird der Gebrauch des Zeitwortes in keiner Weise begünstigt.

Ganz anders nun das Hauptwort und das Eigenschaftswort. Zu allgemeineren Ausblicken werden uns hier schon die Belege Anlass geben, die wir des Vergleichs wegen aus der „Heimat" vorführen.

Das Hauptwort verkörpert, es umschliesst einen Vorstellungsinhalt, dem sich naturgemäss Einzelzüge in Hülle und Fülle entnehmen lassen. Vor allem die lebenden Wesen, die mit einem Hauptworte gekennzeichnet werden und denen man die Züge, die an ihnen haften,

Digitized by Google

bald synthetisch bald analytisch beigiebt. Ein anschauliches Beispiel hierfür, namentlich, wenn wir die auf S. 137, 138 gegebenen Bemerkungen herbeiziehen, bietet uns (S. 63) die Szene, in der Magda ihren Hofstaat vorstellt: *Da ist erstens Bobo, mein Papagei, ein süsses Vieh — der wär' nicht schlimm . . dann meine Kammerkatze Giulietta, ein kleiner Satan — kann aber gar nicht ohne sie leben . . dann mein Kurier — das ist ein Tyrann und der Schrecken aller Hotelwirte. Na, und dann nicht zu vergessen der gestrenge Herr, mein Gesangsmeister,* vgl. auch (S. 85) *Ein Herr — sieht aus wie ein Fürst — und ein Fräulein wie eine Prinzessin. Das sind ihre Bedienten.*

Aus diesen Gründen findet auch das Bedürfnis der Steigerung beim Hauptwort eine ganz andere Auswahl an Mitteln vor als beim Zeitwort, wo es sich meistens mit einem Hilfsverb als Zuthat begnügen musste (S. 130 *Ich weiss nichts. Ich will nichts wissen,* genau so S. 138). Dagegen nun (S. 124) *Ich aber habe mein Kind, meine Sonne, meinen Gott, mein alles;* (S. 121) *Ja, wenn ich auf dem andern Standpunkte stehen wollte, dann müsste ich jetzt das ganze Register herunterbeten: Lügner, Feigling, Verräter!* (S. 123) *Die ganze Skala der Empfindungen, die uns Weiber erst zu Vollmenschen machen. — Liebe und Hass und Rachedurst und Ehrgeiz* (aufspringend) *und Not, Not, Not — dreimal Not — und das Höchste, das Heisseste, das Heiligste von allem — die Mutterliebe verdank' ich dir.*

Wie tief nun auch die blosse Variation gerade in dem Gebrauche des Hauptwortes wurzelt, das bedarf keiner ausführlicheren Darlegung. Schon die Belege aus der „Heimat" sprechen für sich. Wir finden (S. 15) *Unser gutes Nest ist durch die Feier ganz ausser Rand*

Digitized by Google

und Band geraten. (S. 25) *und doch ruht hier die Blüte und die Kraft des Vaterlandes.* (S. 20) *mich an dem christlichen und gemeinnützigen Werke zu beteiligen, dessen Zentrum und Seele, wie die ganze Stadt weiss, dieses Haus bildet;* (S. 40) *Trotz und Dünkel sprechen aus ihr, weiter nichts;* (S. 60) *Und gleich alles verzeihst du — in Bausch und Bogen?* (S. 100) *Niedersingen — in Grund und Boden singen, bis er ein Sklave, ein Spielzeug wird in meiner Hand.* Die Belege folgen sich hier in bunter Reihe, wie das Drama sie bietet: bald sind es alte verbrauchte Verbindungen, bald ganz neue und individuelle Prägungen; andererseits tritt uns bald die blosse Tautologie (die Wiederholung mit Veränderung der Worte), bald eine wirkliche Umprägung des Vorstellungsinhaltes entgegen. Gerade die Reihenfolge aber, in der wir sie vorgeführt haben, bringt uns zum Bewusstsein, wie natürlich und ungezwungen diese Fügungen entstehen, auch die konventionellen Formeln, bei denen wir kaum noch die ursprüngliche Bedeutung ahnen.

Ganz ähnlich nun wie das Hauptwort verhält sich nach dieser Seite hin das Eigenschaftswort. Allerdings die Verkörperung eines Vorstellungsinhaltes ist nicht seine eigentliche Domäne, wenn es auch vielfach für diesen Zweck mit dem Hauptwort in Konkurrenz tritt. Aber auch mit der Kennzeichnung eines Vorstellungskörpers als der eigentlichen Aufgabe des Eigenschaftswortes ist von vornherein für die Korrektur, für Nachträge und für die Steigerung Thür und Thor geöffnet. Vergleichen wir (Heimat S. 156) *Und im übrigen, sehen Sie: das Weib, das ideale Weib, wie die moderne Zeit es sich ausmalt, soll ja die Gefährtin, die treue, hingebende Helferin ihres Mannes sein.* (S. 41) *Nein, mein lieber, alter, verehrter Freund.* (S. 117) *Vorerst*

Digitized by Google

gestatten Sie mir, Ihnen meinen wärmsten und — allerinnigsten Glückwunsch auszusprechen.

Ebenso ist durch die Einseitigkeit, die dem Eigenschaftswort seiner Natur nach im Gegensatz zu dem Hauptworte anklebt, auch seine Ergänzungsbedürftigkeit gegeben. Hier wurzeln Fügungen wie (S. 122) *war ein junges unschuldiges Ding, heissblütig und aufsichtslos und lebte wie ich die andern leben sah.* (S. 22) *Da war es mein verehrter junger Freund Heffiderdingk.* Aber schon wenn der Oberstlieutenant sagt (S. 21) *so geb' ich eben diese schwachen und nutzlosen Arme dazu her, die groben Arbeiten zu verrichten,* so streifen wir das Gebiet, wo die Ergänzung unmerklich in die Variation übergeht, vgl. (S. 26) *bis .. wir einsam und scheu auf den Strassen herumvagieren;* (S. 99) *Es ist ja alles wund und aufgewühlt in mir;* (S. 99) *So weich und warm ist mir.* (S. 68) *meinen Willen kurz und klein zu brechen.* (S. 74) *dass man auch abseits von ihrer engen Tugend was Echts und Rechtes werden kann;* (S. 21) *Sein Wesen ist ja so einfach und schlicht.*

Aus diesen Belegen erhellt aufs neue, wie leicht die Variation zur blossen Tautologie verflachen kann. Die Tautologie selbst aber hat ausser dieser Grundwurzel noch eine andere Entstehungsursache — um gleich eine Tautologie zu gebrauchen — sie ist, wie schon angedeutet, eine Ausgleichserscheinung des viel besprochenen Verwitterungsprozesses. Überall macht sich dies bemerklich. *Doppelt genäht, hebt wohl* sagt der Volksmund, wo die Häufung gleicher Bedeutungselemente bemerkt wird. Es giebt Leute, die von einem *weissen Schimmel* und von einem *schwarzen Mohren* reden, diese lassen sich vielleicht von leichteren Schattierungen des Hauptbegriffes wie

Digitized by Google

dem *Apfelschimmel* und der braunen Spielart des Mohren beeinflussen. Einen Beweis für die Verbreitung der Tautologie finden wir auch darin, dass auch die Grammatik sich frühzeitig mit ihr beschäftigt hat und zwar treffen wir noch heute trotz Matthias[1]) die erschöpfendste Darstellung bei dem so viel ausgeschriebenen Andresen.[2]) Andresen führt uns die Tautologie in allen ihren Formen vor, er erinnert an Beispiele wie *Erlauben Sie, dass ich mich dabei beteiligen darf,* an Schillers *wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte* und an Grimms *alte Jungfern, die nicht geheiratet haben.* Ebenso streift er auch Formeln des Kanzleistils, von denen er volkstümliche Variationen wie *Ort und Stelle* und die Verbindungen die auf Allitteration beruhen *(Schirm und Schutz, los und ledig, frank und frei* u. a.), verständig sondert, und endlich bringt er aus dem Wortschatze einige Belege bei wie *Entstehungsursache, Ruhepause, bereitfertig, Stadtpfarrprediger* und *Plakatanzeiger.* Ein Mangel ist es jedoch bei Andresen — und dieser Mangel wird bei seinen Vorgängern und Nachfolgern[3]) naturgemäss überboten — dass er der ganzen Erscheinung nicht auf den Grund geht. Hätte er sie, wie wir hier, einerseits aus der Variation erklärt, wozu er in der Anmerkung auf S. 190 nur einen schüchternen Versuch macht, und andererseits den Verwitterungsprozess zu Grunde gelegt, so hätte er für einen grossen Teil seiner Belege bemerken müssen, dass sie eigentlich keine Tautologie enthalten, weil bei dem einen Bedeutungselement meist der ursprüngliche Bedeutungsgehalt gar nicht mehr vorhanden ist.

[1]) Sprachleben und Sprachschäden, Leipzig 1892, S. 430, 431.

[2]) Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen 5 S. 186 ff.

[3]) Eine selbständigere Darstellung giebt Wasserzieher Z. D. U. VII, S. 606—608.

Digitized by Google

Ein Wort wie *Ruhepause* z. B. führt uns in ein ganz anderes Gebiet. Bei *Pause* denken wir zunächst an die Unterbrechung einer Thätigkeit; solche kann aber auch durch den Wechsel der Arbeit vollzogen werden, daher das Wort *Ruhe* hier durchaus nicht tautologisch wirkt. *Entstehungsursache* aber rechtfertigt sich ganz in der angedeuteten Weise, indem der Begriff *Ursache* in unserer heutigen Sprachentwicklung einen viel weiteren Umfang zeigt, als der engere der *Entstehung* eines Dinges, sodass in den beiden Kompositionsteilen zwei Bedeutungen sich ergänzen, die auf der verschiedenen Entwicklung eines Begriffes beruhen. Ähnlich mag sich auch die bei den Technikern sehr beliebte *hohle Röhre* erklären. Man denkt bei Röhre nur mehr an die äussere Form und muss deshalb für die innere Beschaffenheit ein neues Wort beifügen.

Noch viele Belege ähnlicher Tautologie giebt uns die Geschichte unseres Wortschatzes, wenn wir sie weiter zurück verfolgen. Schon die Eigennamen tragen sie an sich, wie z. B. *Hildegunde*. Ein neuestes Beispiel aus anderem Gebiete habe ich in meinem Aufsatz zum Schauspiel (II, S. 137) erwähnt, die *„M. E. Z. Zeit"* für *Mitteleuropäische Eisenbahnzeit*. Auch die Flüche und Verwünschungen sind wahre Musterkarten solcher Tautologie, so die *Bluatsacra* und *Sternsacra* des bayerischen Gebirgsvolkes, die Vereinigung von *Jesus, Maria und Joseph* in Ausrufen des katholischen Landvolkes, die *Tausend Schwerenot* (Götz S. 7) und *Kreuzmillionenschockschwerenot* (Eins. Menschen S. 12) weiterer Gegenden u. a. Ihre Hauptrolle spielt die Tautologie auf dem Gebiete des Hauptwortes und Eigenschaftswortes; wir werden sie aber auch nachher noch häufiger auftauchen sehen, wenn wir im weiteren den Anteil verfolgen, den die übrigen Wort-

Digitized by Google

klassen am verschwenderischen Zug der Umgangsprache nehmen, so auch bei dem Pronomen.

Schon in der Verwendung, von der das Pronomen seinen Namen trägt, in der Stellvertretung des Nomens, gehen Umgangsprache und Schriftsprache ihre eigenen Wege. Es ist eine Beobachtung, die wir an der deutschen Übersetzungskunst seit ihren Anfängen machen können, dass sie in vielen Fällen, wo das lateinische Original mit einem dünnen Pronomen sich begnügte, ihrerseits mit Vorliebe das bezügliche Nomen wiederholt.[1]) Was sich hiernach schon in der Schriftsprache bethätigt, das bricht in der Umgangsprache noch in ganz anderem Grade durch. Einige wenige Proben mögen für diese Behauptung genügen, da das tägliche Leben Belege in Hülle und Fülle darbietet, vgl. (Eisgang S. 49) *Wie er am Krug vorbeikommt, hat sich . . ganzes Pack gesammelt . . Wollen den Mann nicht weiter fahren lassen . . Der Mann fordert im Guten auf . . Hilft nichts. Na schliesslich, was bleibt dem Mann übrig?* Ähnlich aus Hauptmanns „Kollege Crampton" (S. 29) *Wie? Was? Der Herzog besucht mich nicht? Der Herzog ist fort? Der Herzog ist nicht bei mir gewesen?* S. 15 *Ein Dickköpfchen ist dieses Köpfchen. Hat mir zu schaffen genug gemacht, dieses Dickköpfchen. Nun wollen wir es aber doch gleich kriegen, dieses Köpfchen.*

Warum wir mit diesen Belegen anfangen, um der Verschwendung der Pronominalformen näher zu treten? Weil es immer ein und derselbe Grundzug ist, der sich in all den späteren Fügungen Bahn bricht und der sich

[1]) Vgl. Satzbau S. 178 Anm., vgl. neuerdings Szamatolski zu Hutten Quell. Forsch. 67. S. 30.

Digitized by Google

gleich hier in sinnfälliger Weise bethätigt. Die Schriftsprache nützt das Pronomen aus, um damit an anderem Wortmaterial zu sparen, der Umgangsprache strömen die Pronominalformen mit der Lebhaftigkeit zu, die sich gerade in ihnen regt. Je ergiebiger der Verbrauch dieser Formen ausfällt, um so mehr schwächt sich die Kraft ab, die in ihnen ruht, um so dringender das Bedürfnis, dem inneren Mangel durch äussere Mittel abzuhelfen, durch Häufungen und Doppelbildungen.

Das ist auch die treibende Kraft, die die beiden schon oben besprochenen Fälle der Pronominalverschwendung geradezu zu Lieblingsformen unserer Umgangsprache entwickelt hat, das vorauslaufende Pronomen, das wir in (Jugend S. 14) *Das Seminar steckt ihm doch noch sehr in den Knochen, dem guten Gregor!* bemerken, und die Wiederholung, die sich in (Heimat S. 93) *Du, aber unser altes Mama'chen da — die ist ganz nett* breit macht. Oben (S. 140) haben wir schon gesehen, wie der erste Fall unter die nachtragende Erläuterung gehört. Ganz ungezwungen ergiebt sich solche aus dem Dialog, wenn z. B. in Hauptmanns „Einsamen Menschen" (S. 73) die Mutter auf den jubelnden Ruf ihres Sohnes *(Kinder, sie bleibt)* fragt *Wer — Hannes — bleibt?* und die Antwort erhält *Na, sie bleibt noch 'en paar Tage, Mutter! Fräulein Anna natürlich;* ähnlich wie die Luise in der Kabale (I, 3) ängstlich ausruft *Er war nicht da? Walter?* Aber auch der Entwicklungsprozess unserer Gedankenbildung kann sich in dieser Reihenfolge spiegeln, so wenn Ferdinand in der Kabale (IV, 3) beim Anblick des Hofmarschalls ruft *Wie er dasteht, der Schmerzenssohn.* Auf dieser allmählichen Entwicklung der Gedanken beruht ja auch teilweise die merkwürdige Funktion des Neutrums unseres

Digitized by Google

Pronomens, wenn es dem Subjekt vorausläuft. In der Schriftsprache hat dieser Gebrauch einen langen Weg durchmessen, dessen Ausgangspunkte aber noch immer in Belegen vorliegen, wie (Götz S. 16) *Herr! ich höre Pferde im Galopp! zwei! Es sind sie gewiss* oder (Meyer „Jürg Jenatsch" III, 6) *Was ziehn dort für Lichter auf der Strasse längs dem Heinzenberg, ist es ein Totengeleit? . . Es sind die Fackeln des Herzogs, der im Schutze der Nacht hinunter nach Chur fährt* oder (Heimat S. 11) *Tragen Sie die Blumen in die Gärtnerei zurück. Es ist doch Zimmermann.* Wie auch von anderer Grundlage her ähnliche Formen entgegen kamen, die untereinander und mit der eben betrachteten Erscheinung zusammen den viel besprochenen Gebrauch unseres vorauslaufenden *es* entwickelten, ist in meinem „Satzbau" (S. 179) eingehender dargestellt. Hier wollen wir nur auf die Anfangsstrophe des Nibelungenliedes hinweisen, die mit (2, 1) *Ez wuohs in Burgonden ein schoene magedîn* die Redensart schon ausgebildet zeigt. Auch sollte hier eine im „Satzbau" wenig berücksichtigte Quelle aufgedeckt werden, die zudem so recht in die charakteristischen Neigungen der Umgangsprache eingebettet ist.

Auch eine andere Beobachtung lässt sich unserer Fügung entnehmen, die schon in den reichlichen Belegen zu Tage trat, die ich an anderem Orte (zum Schauspiel II, S. 130/31) gegeben habe. Die Fügung ist echt volkstümlich, so dass sie sich auch in den Dialekten mit Vorliebe bethätigt, vgl. z. B. aus Weitbrechts „Pfarrmagd" (1) *Der Chrischtian lässt's Schneidmesser na . . ond dreht da Kopf so halba rom, dass er zur Schuier naussieht, ond do lauft se grad vorbei d'nui Pfarrmagd, en Grätta am Arm* u. a. und aus Roseggers „Wirt an der Mahr" (S. 127)

Digitized by Google

Will's nimmer hören, das Wort Vater von einem Lugenmaul. Aber aus dieser volkstümlichen Redeweise hat sich die Sprache der Dichtung ein Kunstmittel geschaffen, das sie besonders gerne in den Fällen, wo Versmass und Reim das Subjekt zu weit vom Verbum abrücken, verwendet. Schon Otfrid machte davon Gebrauch, vgl. (IV, 4. 30) *thes îltun sie io zi nôti thie man mit iro wâti*[1]) Wolfram führt es in seinem Parzival durch: (282, 15) *mit hurte vloug er under sie, der valke, und sluog ir eine hie,* und Schiller lässt es in seinem „Lied von der Glocke" an unser Ohr dringen:

O, dass sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe.

Ganz ähnlich dringt nun auch der umgekehrte Pleonasmus in die verschiedenartigsten Stilformen unserer Sprache ein. Wir haben ihn (S. 131) aus der Stockung der Gedankenbildung erklärt, der alle die mannigfachen Ursachen zu Grunde liegen können, die wir schon oben für sie belegt haben. Schon in den „Einsamen Menschen" (S. 9. 10), wo der Pastor Kollin auf die Frage *Sie werden doch nicht gehen, Herr Pastor?* antwortet: *J, hören Sie nur! Meine Predigt ja — Wer soll denn morgen meine Predigt halten,* schon hier sehen wir, dass es namentlich das Übergewicht einer überwältigenden Vorstellung ist, die solche Stockung herbeiführt. Rosegger führt uns in seinem „Wirt an der Mahr" (S. 167) einen solchen Fall vor, wo die beherrschende Vorstellung so mächtig ist, dass sie die Gedankenbildung ganz abschneidet: *„Peter, wenn Du ohne den Knaben heimkämest! Wenn ein*

[1]) Vgl. auch Heliand 20 *Habda im waldand god them helidon an iro hertan hêlagna gêst fasto bifolhan.*

Digitized by Google

Unglück geschehen wäre! Die Notburga! Ich wollt's nicht mit ansehen!" Ein andermal sind es die Hörer, die den Gedankenprozess wieder in Fluss bringen (S. 122) *Der Bote . . sagte hernach: „Der Anderl, der Sandwirt" — „Was ists mit ihm?" — „Das ist ein Hauptkerl."* Ganz ähnlich verwendet auch Weitbrecht in seiner „Pfarrmagd" (S. 8) diese Vorausstellung des Nomens: *A' Pfarrmagd, A' so a' Pfarrmagd, dui hots guat, dui ka' ebbes lerna, ond ebbes nobels isch zuadem so a' Pfarrmagd* oder (S. 9) *So a' Nochmittagskaffeele ema' Pfarrhaus! Des ghairt schau' zuam netteschta was geit.* Und ebenso finden wir diese Fügungen in der Sprache unseres neueren Dramas ausgenutzt: (Eins. Menschen S. 77) *Ach die dumme Medizin! Die nutzt was rechts* (ebendort S. 33) *Die ausgetretenen Wege die sind eben nicht für jeden,* (Heimat S. 86) *Der Herr Regierungsrat von Keller — der hat seinen Diener hergeschickt und lässt fragen* und in anderen Fällen, namentlich wo die Sprache der niederen Kreise dargestellt wird (vgl. zum Schauspiel II, S. 132).[1])

Aber auch hier hat die Dichtung sich wiederum ein Kunstmittel ausgebildet, das im Dienste der energischen Betonung, oft auch bloss in den Nöten des Versmasses, verwendet wird, vgl. (Kabale V, 2) *Eine Lüge, Luise! eine Lüge! O wenn du jetzt eine wüsstest;* (Götz 167) *Georg! hätten sie sich alle gehalten wie er.* (Meyer: Hutten XI)

Er war ein Narr der eignen Phantasie,
Die Zukunft aber, Hutten, kennst du die?

---

[1]) Vgl. hierzu auch den Tadel, den Beckman in seinen *Bemerkungen zur Förderung des guten Gebrauches der deutschen Sprache,* Programm, Altona 1891 (§ 78) ausspricht, und die Analogie, die die altrömische Umgangsprache darbietet (Rebling, Programm, Kiel 1873, S. 15).

Digitized by Google

Eine Blütenlese aus alt- und mittelhochdeutschen Dichtern[1]) bringt Erdmann in seinen Grundzügen der deutschen Syntax I, § 93; bei den neuhochdeutschen Belegen scheidet er eine volkstümliche Wirkung *(die Kinder sie hören es gerne)* und einen feierlichen Eindruck *(die Treue sie ist kein leerer Wahn)*. Und in der That, beide Gattungen müssen auseinandergehalten werden. Wenn schon einzelne Dichter, wie Goethe, auch Heine[2]) hier volkstümliche Neigungen belauschen, so hat sich doch die poetische Technik lange vor ihnen ihre eigenen Kunstmittel daraus geformt.

Aus der Lebhaftigkeit der Rede vor allem entspringt die Verschwendung mit pronominalen Dativen. Schon die Rückbeziehung auf das Subjekt, die wir bei den sogenannten reflexiven Verbis als etwas Gewohntes hinnehmen *(der nimmt sich viel heraus; ich verbitte mir das)*, tritt gelegentlich auch zu Verben, bei denen sie uns auffällt, vgl. (Egmont S. 221) *Ich stehe hoch, und kann und muss noch höher steigen, ich fühle mir Hoffnung, Mut und Kraft;* (Goethe IV, 4, 118) *Dass man bey den Franzosen auch von meinem Werther bezaubert ist, hätt ich mir nicht vermutet.*[3]) Solche gelegentliche Ausnahmen, die uns die Schriftsprache darbietet, sind nichts als individuelle Einbrüche der Umgangsprache, die viel reicher an Reflexkonstruktionen ist, als man gewöhnlich ahnt. Es ist bekannt, wie mächtig das altsächsische Epos, der „Heliand", von diesen Konstruktionen durchsetzt ist, vgl.

[1]) Vgl. auch Helsig in seiner Dissertation zu „Meier Helmbrecht". Leipzig 1892, S. 82, 88.

[2]) Vgl. M. Seelig „die dichterische Sprache in Heines Buch der Lieder". Halle Diss. 1891, S. 36, 37.

[3]) Vgl. Satzbau S. 154.

Digitized by Google

Vers 79 *was iru gialdrod idis,* 81 *libdun im farûter laster,* 87 *warun im barno los* u. a. Weniger bekannt und zugestanden ist jedoch, dass auch diese Neigung unseres Heliand mit auf Rechnung seiner originaleren Handhabung der Sprache zu setzen ist, im Gegensatze zu dem völlig im Banne des lateinischen Stils geknechteten Otfrid. Allerdings mag die niederdeutsche Mundart der Reflexivkonstruktion überhaupt grösseren Spielraum gönnen als die oberdeutsche, jedenfalls aber läuft auch in der letzteren die Grenze zwischen reflexiven und nichtreflexiven Zeitwörtern anders als in der Schriftsprache.

Noch deutlicher tritt die entsprechende Neigung der Umgangsprache bei dem Dative auf, den man aus Verlegenheit den ethischen genannt hat. Der Anteil, den der Redende an dem Vorgang, den er mitteilt, nimmt oder den er dem Hörer einflössen möchte, bricht sich in diesem Dativ Bahn; doch stehen wir auch hier einer Bewegung gegenüber, deren Ausgangspunkt in ganz speziellen Fügungen zu suchen ist. Wenn der Mahrwirt bei Rosegger (S. 30) ausruft *Die Bayern und Franzosen wären uns vielleicht nie hereingekommen in's Land,* so haben wir den Dativ in seiner ganz gewöhnlichen allgemeinsten Verwendung vor uns. Dagegen in dem Ausrufe des „Sievers" im Götz (S. 8) *Lumpenhunde die Reiter! wann man sie nit bezahlt, thun sie dir keinen Streich* fällt wohl die plötzliche Einbeziehung des Hörers auf, die sich uns aber später im Zusammenhang als Charakteristikum der Gesprächsform erweisen wird, im übrigen hat der Dativ auch hier seine wohlberechtigte Stelle. Erst neben Verbis, die auf eine Dativergänzung gar keinen Anspruch machen, zeigt sich unsere Fügung als blosse Form, die vom verschwenderischen Zug der Sprache dahin und dorthin

Digitized by Google

mitgetragen wird, so im Faust 1764 *Nur greift mir zu und seid nicht blöde;* weniger vielleicht in (Datterich II, 2) *Sie sinn mer scheene Padriote,* ähnlich (Piccol. IV, 5) *Der führt dir gar verwundersame Reden,* (Datterich II, 2) *Alles war-der Ihne sindedeier* u. a.

Auch das Possessivpronomen giebt sich dem verschwenderischen Zug im stärksten Masse hin, wie ich in meinem „Satzbau" (S. 188/89) schon für die Schriftsprache — namentlich gegenüber dem Latein — hervorheben konnte. In der Umgangsprache ist es im besondern das Pronomen der ersten Person, das heisst dasjenige, mit dem der Redner von allem Besitz ergreift, was in seinen Gesichtskreis fällt.[1]) Wenn im „Fleck auf der Ehr" (I, 3) der Landstreicher, dem der Wirt einen Trunk verweigert, ausruft *Gieb Du mir mein' Wein,* so sehen wir, wie rasch solches Besitzergreifen wenigstens in der Gedankenwelt vor sich geht. Dass unter Verwandten der Angeredete ganz und gar in dem Verhältnis erfasst wird, in dem er zum Hörer steht, ist begreiflich, immerhin verdient Erwähnung wie stark sich dieses gerade im bayrischen Dialekte ausprägt, vgl. („Wirt an der Mahr" S. 125) *Bitt gar schön, mein Vater, lasst mich mithalten* (Anzengruber Werke II, S. 206) *sie . . hielt den Blick der matten Augen starr auf ihn gerichtet „Mein Joseph, so ist es nun recht geworden."* Von da aus verbreitet sich diese Anredeform, wie wir oben gesehen haben (S. 46) auch auf Fernerstehende; der Landstreicher redet den Wirt gemütlich an mit *Mei lieber rother Ochsenwirth* („Fleck auf der Ehr" I, 3), und *mein lieber* hallt es hin und wieder zwischen Leuten, die sich in der Seele nicht ausstehen

[1]) Vgl. J. Grimm, Kl. Schriften III, S. 266—267.

Digitized by Google

mögen. Bedeutsam aber, weil er die allgemeine Verbreitung dieser Neigung darthut, ist der Ausruf *mein Gott,* mittelst dessen jeder einzelne naiv die ganze Persönlichkeit Gottes für sein eigenes kleines Selbst in Beschlag nimmt. Auf alle diese Fügungen nun hat der Verwitterungsprozess eingewirkt, das Nomen neben dem Possessiv ist ihm zum Opfer gefallen und das Possessiv selbst hat sich zur blossen Ausrufformel weiter vorgeschoben: vgl. Stieler („Hochzeit in die Berg" 10)

Mei' (denkt er) jetzt bin i
A stoanalter Hirsch.

ähnlich im „Datterich" (V, 3) *Mei is der hessisch Hausfreind noch net do.* Unsere beiden Beispiele zeigen uns, wie weit sich diese Formel von Osten nach Westen ausdehnt; vom Hessischen Norden reicht sie aber auch bis in den Schweizerischen Süden, denn aus dem Basler Dialekt wird ja berichtet, dass die Form dort ganz als Imperativ empfunden wird.[1]) Am stärksten verbreitet ist sie freilich im Bayerischen[2]), wo sich auch die Entwicklungstufen, die die Formel durchlaufen hat, noch säuberlich nebeneinander vorfinden, vgl. oben (S. 46).

Anderer Art ist dann das Possessiv, das eine Beziehung, die schon einmal zum Ausdruck gekommen ist, noch einmal hervorhebt.[3]) Dieser Zug ist so echt volkstümlich und naturwüchsig, dass auch unsere Litteratur, wenn man sie aufmerksam durchforscht, allerorten Belege darbietet. Aus der mittelhochdeutschen Zeit begegnen uns Beispiele wie „Meier Helmbrecht" V. 266:

---

[1]) Vgl. Binz a. a. O. S. 8.
[2]) Vgl. Schmeller I, 1616.
[3]) Vgl. Satzbau S. 155.

Digitized by Google

ich sol ouch dir ûf dînen wagen
nimmere mist gevazzen; ähnlich V. 148.

Nibel. 953, 4:

wess ich wer ez het getân
ich riete im immer sînen tôt,

vgl. Parzival 297, 12 u. a. Ganz ähnlich auch Luther in der Schrift an den Adel[1]: *Der Bapst als hoher den Christus keret das vmb, vnnd lesset es ein gross gnade seinn, yhm seine fusse zu kussenn* oder der Ulmer Übersetzer des „Decamerone", wenn er ein Kapitel[2] überschreibt *Wie Tancrede . . seiner tochter iren bulen . . tötet.* Man braucht die Formel *seiner tochter iren bulen* nur aus dem Zusammenhang zu nehmen, in den sie gehört, und man hat die merkwürdige Possessivformel, die in allen Mundarten der deutschen Zunge[3] eine so grosse Rolle spielt. Wir finden sie auch im neueren Roman und neueren Drama zahlreich belegt, vgl. (Fontane „Irrungen, Wirrungen" S. 3) *mit Dörren seinen Hut* (ebendort S. 6) *der Lene ihren Baron;* (Emporkömmling S. 6) *dass dem Herrn seine Schwester nicht auch bei mir begraben ist,* vgl. „Datterich" III, 8 *die wor iuwergeschnappt, weil er ihr Schatz undrei woren war.*

Noch anschaulicher treten die Neigungen der Umgangsprache auf dem Gebiete des Demonstrativpronomens hervor. Schon dem Personalpronomen steht das Demonstrativ als stärkeres Ausdrucksmittel gegenüber, *wer es höret, dem ist als stehe ein finger dabey der drauff zeyge* sagt Luther, und wir können (vgl. Satzbau S. 183—186)

---

[1]) Vgl. Braune Neudrucke No. 4, S. 40, 1.

[2]) Ausgabe des Stuttgarter Litterarischen Vereins LI S. 247, 1.

[3]) Vgl. Satzbau S. 154 ff., insbesondere S. 155.

Digitized by Google

schon in der Schriftsprache beobachten, wie stark das Demonstrativ auf Kosten des schwächeren Personalpronomens vorgedrungen ist. In der lebendigen Sprache ist das noch viel mehr der Fall, vgl. (Jugend S. 15) *Ich sag' ja, wenn Deine Mutter gekonnt hätte, die hätt's gewiss gethan. Schwer genug ging sie von Euch, das kannst Du mir glauben.* (Heimat S. 50) *Und Papa hat sich eingeschlossen .. der will nichts hören und sehen.* (Heimat S. 43) *hält mich der Portier an und erzählt, dass .. eine Ekwipage vor der Thür gehalten hat .. da ist eine Dame drin gewesen. Die ist aber nicht ausgestiegen .. Und als er gegangen ist, fragen, was sie eigentlich will, da hat sie dem Kutscher was gesagt und der ist rasch zugefahren;* vgl. (Grillparzer, Ottokar V, 1) *Wenn er den Zawisch trifft, ist der verloren.*

Aber auch das Demonstrativpronomen ist frühzeitig vom Verwitterungsprozess erfasst worden, und Hand in Hand damit begannen die Versuche, durch Häufungen und unorganischen Verstärkungen die verblasste Form aufzufrischen. In der adjektivischen Funktion hat der Verwitterungsprozess das Pronomen wie bekannt zum Artikel herabgedrückt (vgl. Satzbau S. 121 ff.), der sich in der Schriftsprache nur noch als eine leere Form erweist, deren Inhalt ganz und gar verflüchtigt ist. Die Umgangsprache dagegen hält viel inniger noch an der pronominalen Grundlage fest, und aus ihr ergeben sich auch die Abweichungen, die kräftig genug sind, um in sorgfältigeren Darstellungen der Grammatik Raum zu beanspruchen, vgl. daher Erdmann a. a. O. S. 15—20. Binz S. 58—61.

Da hier die norddeutsche Umgangsprache wieder andere Wege geht als die süddeutsche und überdies das Prinzip der Verschwendung wieder von dem der

Digitized by Google

Sparsamkeit gekreuzt wird, müssen wir auch in diese Verhältnisse einen Blick werfen. Zunächst macht sich im Süden die Neigung kräftig geltend, auch die Eigennamen mit dem Artikel zu versehen, wobei der Träger eines solchen in ein traulicheres Verhältnis zum Redenden rückt. Bedeutsam ist der Unterschied, den wir schon im Simplicissimus [1]) festgehalten finden (10, 8) *wie wir dan vom Abel . . . in Heiliger Schrifft lesen.* [2]) Andererseits macht sich in der Aussprache solches Artikels gerade in den süddeutschen Dialekten eine so weitgehende Verdünnung bemerkbar, dass einige Formen überhaupt kaum mehr zur Geltung kommen. Hieraus haben sich in der Schriftsprache allerlei Typen entwickelt, an denen die Artikellosigkeit ansetzt und neue Hilfstruppen wirbt. Und das sind auch die Kräfte, die in der norddeutschen Umgangsprache den Artikel künstlich zurückdrängen, namentlich wo der Jargon der Sparsamkeit einfällt. So finden wir (Heimat S. 17) *auf Kriegsakademie,* (S. 48) *Soll ich zu Abendbrot decken,* wozu wir vergleichen können, was Beckmann (a. a. O. S. XXII) beibringt, *er sitzt in Quarta* u. a. Ebenso heisst es in den „Einsamen Menschen" (S. 11) *Vielleicht gehst Du mit Herrn Pastor,* wie andere nach Beckmann sagen: *Herr Peters — Bürgermeister H.* Die Auslassung des Artikels ist in allen diesen Fällen keineswegs naturwüchsig, im Gegenteil sie gilt als Kennzeichen einer vornehmeren Sprache, und ich habe schon oft Personen, die sich mit dieser Kürze zierten, in unbewachten Augenblicken, namentlich im nachlässigen Briefstil, vom Artikel Gebrauch machen sehen.

---

[1]) Vgl. Braune Neudrucke XIX.

[2]) Vgl. auch Seelig zu Heine S. 38.

Digitized by Google

Der Artikel nun hat, wie gesagt, den Bedeutungsgehalt des adjektivischen Pronomens sehr vermindert. Frühzeitig begegnen uns in unserer Sprache[1]) deshalb gerade beim adjektivischen Pronomen die Versuche, mit Verstärkungen abzuhelfen, so die Zusammensetzung mit dem Pronominaladverb wie in *dieser,* und die andere mit *selb (derselbe),* daneben Übergriffe des vergleichenden *solch,* unorganische Verstärkungen wie *derer, denen,* die ich alle in meinem Satzbau S. 189 ff. zusammengestellt habe. Die Umgangsprache zeigt eine merkwürdige Abneigung gegen die Form *dieser,* während sie die Zusammensetzung mit *selb* in der süddeutschen Mundart sehr bevorzugt.[2]) Ausserdem liebt sie die Verbindung mit *da* und ähnlichen Pronominalformen. So ruft Illo in den „Piccolomini" (I, 2) aus

Da der Slawata und der Martinitz
... die und Ihresgleichen lasst
den Krieg bezahlen;

vgl. (Eins. Menschen S. 16) *Der Junge da drin, der soll mir auch so einer werden.*

Auch die unorganischen Verstärkungen, die das adjektivische Demonstrativ in der Schriftsprache ganz und gar auf den Kanzleistil abgewälzt hat, führen in der Umgangsprache noch lustig ihr Dasein fort, freilich etwas beeinträchtigt durch die Aussprache, vgl. „Datterich" (I, 1) *Aach erausgange bei dähre scheene Witterung.*

Im übrigen ist in der lebendigen Rede auch heute noch der Ton kräftig genug, selbst die dünnleibigste

[1]) Genau so wie in der römischen Umgangsprache, vgl. Rebling S. 15.

[2]) Vgl. Satzbau S. 192 gegen die irrigen Anschauungen von Schroeder und Wustmann.

Digitized by Google

Form anschwellen zu lassen. So finden wir (Eisgang S. 7) *Also auch auf dem Gebiete Fachmann,* (S. 10) *Fernhalten! Wenn Dich die Hoffnung trösten kann,* (Einsame Menschen S. 5) *Der Schmerz — wäre überstanden,* (S. 29) *Dieses Wissen! Die Selbständigkeit im Urteil.*

Auch in substantivischer Funktion hat das Demonstrativpronomen entsprechende Wandlungen durchgemacht, nur dass hier von vorneherein kein so grosses Bedürfnis nach Verstärkungen sich geltend machte. Daher ist hier die betonte Verwendung des einfachen Pronomens noch häufiger als bei der adjektivischen Funktion, vgl. (Götz S. 24) *Der wird nicht sein Vater, sonst ging' er mit in Stall.* (Heimat S. 58) *Die müsst ihr aber besser pflegen . . Sie sieht ja aus wie Milchglas.* (Familie Selicke S. 9) *So is recht. Bestärk ihn man noch immer! Dem lässt Du ja alles durchgehen! Der kann ja machen, was er will! Aus dem Bürschchen erziehst Du ja schon was Rechtes.* (Pfarrmagd S. 25) *Ja ond wia wöttet se no dia?*

Die Partikeln.

Das Gebiet der Partikeln zeigt in ganz erstaunlichem Masse den Einfluss des verschwenderischen Zuges der Umgangsprache, zugleich aber in engster Verbindung damit die Spuren des Verwitterungsprozesses. Die ganze Entstehungsgeschichte der meisten Partikeln ist ja im Grunde nichts anderes als eben ein Verwitterungsprozess, sind sie doch meist erstarrte Casus eines Nomens oder Pronomens, das aus dem Zusammenhang gerissen wurde, dem es ursprünglich angehörte.

Gleich die Redeformen, die wir im zweiten Kapitel besprochen hatten: Frage, Bejahung, Verneinung sind ganz und gar durchsetzt von solchen verwitterten Formeln.

Digitized by Google

Zur Frage vergleiche man z. B. eine Stelle aus Roseggers „Wirt an der Mahr“ (S. 93) *„Also des Mahrwirts Sohn!“ sagte der Soldat noch einmal. „Da willst du jetzt deinen Vater suchen, nicht wahr? Und ihm einen Lammbraten bringen zum Siegesmahl, wie? Ich kann dich weisen, dein Vater hat sich heute früh schon bei uns angemeldet, er wird da oben sein bei den anderen Rebellen, da in den Büschen oben. Wird wohl so sein, nicht wahr? Na Bürschel, wir werden ihn schon finden. Er wird uns ja bald entgegenkommen, er will die Bayern ja lebendig spiessen, nicht wahr? Ein wackerer Mann, dein Vater. Wir wollen ihm auch eine grosse Ehre anthun. Auf den allerhöchsten Fichtenbaum, nicht wahr? Oder vierteilen, dass sie in jedem Viertel Tirols ein Stück von ihm kriegen, wie?“* Man vergleiche auch (Piccol. V, 1) *Was? Wie? Ein offner kaiserlicher Brief* und man beobachte, wie leicht im Norden ein *was?* sich formelhaft an die Fragen anhängt: (Heimat S. 22) *Max — ich glaube, mein altes Bataillon zittert heute noch vor mir — Max — was?* Die vollständigeren Formeln, aus denen diese Fragmente herausgerissen sind, sind in der Sprache seltener geworden, sie finden sich namentlich noch in der älteren Litteratur, vgl. z. B. (Jungfrau I, 5) *Ist es nicht wahr? Ein finster furchtbares Verhängnis waltet durch Valois Geschlecht.* Doch auch heutzutage bricht noch durch den Dialog gelegentlich die volle Formel durch, vgl. (Heimat S. 10) *Der Pfarrer würde in diesem Falle sagen: Wenn die Gottesgabe uns nicht freut, so müssen wir wenigstens sorgen, dass andre daran Freude haben. Würd' er das nicht sagen?* wo wir den Ausgangspunkt unseres fragenden *nicht?* vor uns haben.

Wie stark nun gar die Bejahungs- und Verneinungsformen Neigung zeigen, in die Breite zu

Digitized by Google

wachsen, das haben wir schon im zweiten Kapitel hervorgehoben, Belege dafür giebt auch das Grimmsche Wörterbuch, vgl. IV², S. 2188/9 und VII S. 588/91. Verschieden wie die Empfindungen, von denen die Antwort getragen wird, ist auch die Form. Wir finden Wiederholungen sowohl bei einfacher Bestätigung, z. B. (Heimat S. 31) *Der Pfarrer? Ja, ja, ja Unser Pfarrer,* als auch in dem Affekte der Abwehr: (Heimat S. 151) *Nicht, nicht, nicht — nicht doch, nicht doch!* Ein paar Proben mögen auch aus dem ohnedies zur Breite neigenden Mecklenburger Platt hier Platz finden, so wiederholen sich in Brinckmanns „Kasper Ohm" Formen wie *„Deuwel Hans! Dat geit fein." „Ja fein gahn doon deit dat, Andrees"* (S. 113. 114. 115). *Ja woll — säd ick — dat sick dat versteit!* (S. 150. 151) und auf die Frage (S. 261) *Der Weg geit doch rechtsch?* erfolgt die Antwort . . *Ja dat deit he Herr Kaptein.* Man vgl. auch das Zwiegespräch (S. 13 ff.) zwischen Kasper Ohm und dessen Schwager:

„Is de Jung denn bi Di in Din'n Hus' west?"
„Ne, bi mi in dat Hus is er nich west."
„Denn hest Du woll up 'n Süll vör Din Husdör stahn?"
„Ne, dor heww ick ok nich stahn."
„Wat! denn hest Du woll vör dat Finster seten?"
„Ne, ok dat nich!" u. s. w.

Im besondern kommen für die Bejahungspartikel die mannigfachen Ausgestaltungen und Verwendungen in Betracht, die wir (S. 34. 35) oben besprochen haben. Charakteristisch ist namentlich der ungemeine Verbrauch, dem die tägliche Rede die Beteuerungspartikel aussetzt. In allen Nüancen flicht sich diese Partikel in die Rede ein, so bei den Ausbrüchen der Überraschung (Heimat S. 112) *Ei, das ist ja Max!* (S. 110) *Davon hast*

Digitized by Google

du uns ja gar nichts gesagt; als Zugeständnis an den Hörer verknüpft sie sich mit dem Bestreben, für den Inhalt der Rede gleich auch Fühlung mit diesem zu gewinnen, vgl. (Heimat S. 110) *Mein Gott, wir stehen ja hier diesen Ideen ziemlich fern, mein liebes Fräulein. Es kommt ja von Zeit zu Zeit eine Dame Vorträge halten, aber die guten Familien machen sich damit nicht zu schaffen.* So entwickelt sich die Partikel geradezu zum Mittel, Mitteilungen, die man als bekannt voraussetzt, als solche zu kennzeichnen (Heimat S. 14) *dann ist er mir immer noch wie ein Verwandter. Er sollte ja mein Schwager werden;* von hier aus tritt sie dann, wie S. 34 ausgeführt, in die Reihe der Begründungsformen ein: (Heimat S. 110) *Davon hast du uns ja gar nichts gesagt.* Magda *Ich kann ja nur selten Gebrauch davon machen.*

Die Verneinungsformen ihrerseits haben dem verschwenderischen Zuge wieder nach einer ganz anderen Seite hin nachgegeben. Die Häufungen, die die Umgangsprache hier entwickelt, stehen der Schriftsprache schroffer gegenüber als auf irgend einem anderen Gebiete. Daher hat hier auch das Interesse der Grammatiker frühzeitig eingesetzt, und wir können uns mit dem Hinweis auf die reichhaltige Litteratur, die sich in der jüngsten Veröffentlichung [1]) verzeichnet findet, hier kurz fassen und uns begnügen, die einzelnen Fälle zu beleuchten.

Am häufigsten lässt sich der Pleonasmus beobachten, den sich Luther Evang. Marci 11, 2 gestattet *werdet ihr finden ein Füllen angebunden, auf welchem nie kein Mensch gesessen ist,* vgl. 4. Mos. 16, 15 *Ich habe nicht einen Esel*

---

[1]) Vgl. O. Schwab, die pleonastische Negation im Neuhochd. Z. D. U. VII, S. 807.

Digitized by Google

von ihnen genommen und habe ihrer Keinem nie kein Leid gethan. Die Häufungen der Negation dienen naturgemäss hier wie anderswo nur dem Bedürfnisse kräftiger Verneinung; aber die Grammatiker haben ein oberflächliches Rechenexempel an diesen Fügungen angestellt und herausfinden wollen, dass die doppelte Negation sich aufhebe. So haben sie für die Schriftsprache in den Fällen, in denen die Verdoppelung der Negation ihrer mangelhaften Einsicht offen lag, den natürlichen Trieb der Sprache unterbunden.

Die Mundarten freilich haben sich dadurch an ihren alten Gerechtsamen nichts abstreiten lassen und derselbe Trieb nach Breite und Fülle, dem schon die Form *nicht* ihre Entstehung dankt[1]), hat später, nachdem diese Form verdünnt und verblasst erschien, allerlei neue Zuthaten beigefügt. So finden wir in Gotthelfs „Uli der Knecht" (Kap. VII): *das zu Hause Herumsitzen trage doch hell nichts ab* u. a. Manche Mundarten lassen für das einfache *nicht* aus der Reihe der Verneinungspartikeln voller klingende Formen eintreten, auch wenn diese dem Sinne nach gar nicht hereinpassen. So drängt sich im Schweinfurter Dialekt überall das *nichts*[2]) für *nicht* ein, für andere Zweige der fränkischen Mundart[3]) ist *nie* und *nimmer* an Stelle des einfachen *nicht* belegt und im Odenwald kann man statt *nein* die Form *weniger* zur Antwort bekommen *(ist einer von Euch der Schultheiss? „Weniger").* Auch hier ist schon die römische Umgangsprache ähnliche Wege vorausgegangen; *nullus* statt *non (nullus dubito)* ist

[1]) *Nicht* aus *ni wiht = nicht ein Wichtchen.*

[2]) Vgl. O. Steinel in „Bayerns Mundarten" I, S. 145.

[3]) Vgl. Z. D. U. VII, S. 139.

Digitized by Google

in den Lustspielen des Terenz häufiger anzutreffen (vgl. Rebling S. 16).

Nicht so ausschliesslich in die mündliche Rede fallen Häufungen der Negation und ihrer Ausdrucksmittel, die sich in Nebensätze eindrängen. Sie entspringen zwar derselben Neigung wie die vorhergehenden Häufungen; da die Umgangsprache aber überhaupt nicht so viel Nebensätze mit sich schleppt, wie die Schriftsprache, bietet sich für die Bethätigung dieser Neigung in ihr weniger Gelegenheit, andererseits wirken in der Schriftsprache für diese auch ausländische Einflüsse mit. Es ist zunächst die überflüssige Einführung der Negation in den Daszsatz, wie sie Goethe vielfach bietet und wie ich sie (Satzbau S. 204) aus dem Tell belegt habe *Verhüt es Gott, dass ich nicht Hilfe brauche.*[1]) Nach Komparativen ist dieser Pleonasmus heute seltener, Schwab führt (S. 817 ff.) jedoch den Beweis, dass auch dieser über das 18. Jahrhundert hinausreiche, mir ist er in Meyers „Jürg Jenatsch" aufgefallen (S. 163) *Euer Signor Jenatsch hat bei seiner dalmatischen Sendung zehnmal mehr List aufgewendet, als er nicht brauchte, diesen armen Trunkenbold aus dem Wege zu räumen.* Wer übrigens auf die Entwicklungsgeschichte des *als* zurückgeht, wird hier ebensowenig als bei *nie kein* (s. o.) von einem Pleonasmus der Negation sprechen.

Dagegen liegt solcher vor in den Wendungen *ehe nicht, bis nicht,* für die Schwab (S. 818 ff.) neuere Gebrauchsweisen belegt hat.

Wir haben bei den Negationsformen schon gesehen, wie die Häufungen teilweise von der Schriftsprache

[1]) Vgl. auch Schwab S. 812–816, wo Speziallitteratur angegeben ist.

Digitized by Google

mehr gefördert werden als von der mündlichen Rede. Ähnliches lässt sich namentlich bei den Präpositionen beobachten. Die schwerfälligen Neubildungen wie *vermittelst, seitens* u. a. werden mit Recht mehr dem papiernen Stil zur Last gelegt.[1]) Ähnlich auch die Doppelverwendungen einer Form, die ich in meinem „Satzbau" (S. 204)[2]) besprochen habe, und die sich schon Goethe im „Faust" gestattet: (V. 71) *Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen.* Immerhin entspringen auch diese Erscheinungen, so weit sie sich auch gerade in der Schrift verbreiten, aus den Grundbedingungen der Rede. Und wenn Matthias (S. 232) aus dem Berichte eines süddeutschen Bergsteigers den Satz anführt *so wandten wir uns nach seitwärts,* so wurzelt die Nachlässigkeit, die hier getadelt wird, mehr in der Sprache als in der Schreibweise.

Auch die Hochflut von Steigerungsadverbien gehört nur mit diesen Einschränkungen in den Schriftstil unserer Sprache, der auch den überflüssigen Superlativ *einzigst* entwickelt hat. Die Zeitungen sind durchsetzt mit *hochmodern, hochinteressant, phänomenal* und *genial,* auch wo mittelmässige Leistungen in Frage kommen.[3]) Im Romane spielte der *silberhelle Ton,* die *tiefdunkelrote*[4]) Farbe ihre Rolle, wozu sich der Volksmund ein *kohlrabenschwarz* als

---

[1]) Vgl. Wustmann Allerhand Sprachdummheiten, S. 244 ff.

[2]) Vgl. die Bemerkung dazu von Tomanetz Anzeiger f. d. Altertum XX, S. 8.

[3]) Vgl. „Irrungen, Wirrungen" (S. 275) *und als Käthe, die die Superlative liebte, nach Vorführung eines phänomenal reichen Amerikaners, eines absolut kakerlakigen Schweden . . und einer faszinierend schönen Spanierin . . . geschlossen hatte.*

[4]) Vgl. Matthias S. 438.

Digitized by Google

Gegenstück gestattet. Der Umgangsprache im besondern sind dann Verbindungen eigen, wie *arg schön, schrecklich lieb* und *furchtbar gut.* Hier tritt ein Bedeutungswandel zu der Verschwendung, wie er im nächsten Kapitel an Formen aller Art unser Interesse in Anspruch nehmen soll. Ganz ähnlich zweigen sich nun auch von anderen entsprechenden Verwendungen neue Partikeln ab.

Wenn du fein fromm bist heisst es im Liede, und das Adverb dient hier zur Steigerung des Adjektivbegriffes, aber schon in den alten Sprachproben, die Holder in Bayerns Mundarten vorführt, hat sich die Partikel zur einfachen Beteuerungsform weiter geschoben (I, S. 174, 188): *Die jhr habt aus der Tauff g'hebt fein; Dazu hab' ich bekommen fein Einen rechten Gelt Probierstein.*

Ähnlich verläuft die Entwicklung der Adverbien *eben* und *gerade,* denen sich in der bayerischen Mundart noch ein ganz entsprechendes *schleht = schlicht* anreiht.[1]) Interessant ist auch wie *eben* über die Redensart *eben in dem Augenblick* (vgl. auch *jetzt gerade*) hinweg einen Übergriff in das Zeitgebiet unternimmt, vgl. „Datterich" II, 2 *wer die Verhältnisse vasteht, wo äwe in Ecroba ihrn Umlahf howwe.*[2])

Diesen Bildungen hat die bayerische Mundart noch einige Sondererscheinungen anzufügen, die aber früher teilweise einem grösseren Gebiete angehörten. Wenn Anzengruber im „Fleck auf der Ehr" (I, 7) den Andrä ausrufen lässt *J kunnt Dich frei glei' zuschau'n lassn* oder wenn Rosegger im „Mahrwirt" (S. 131) sagen lässt *Wird einem ja frei übel bei dem Bauchweh* und S. 299:

[1]) Vgl. Bayerns Mundarten I, 209.

[2]) Ganz ähnlich ist das schwäbische *wirklich-augenblicklich* zu verstehen.

Digitized by Google

Da ist's frei aus und g'fahlt mit mir.
Da liess' ich Himmelreich und Leb'n,
Wenn ich ihr kunnt a Busserl geb'n,

so liegt vielleicht dieselbe Verwendung vor wie in Luthers Lied

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,

wo man das *frei* als Prädikatsaccusativ zu fassen gewohnt ist.

Ganz ähnlich erklärt sich das in einzelnen Dialekten so mannigfach ausgestaltete *als,* das von der schriftdeutschen Vergleichspartikel *als* aus *also* scharf zu trennen ist. Der Ausgangspunkt liegt in Fügungen, in denen *alles = omne* auf ein Neutrum sich bezog, dessen Bedeutungsgehalt es als abgeschlossen und vollendet zum Ausdruck brachte. So finden wir es in (Bayerns Mundarten I, S. 184)

Dass soll mir, mein lieber Nachbaur
Zu guten Gwin als dienen nur

und begegnen ihm noch heutzutage in Belegen wie (Jugend S. 37) *was Hans alles für Abenteuer unterwegs gehabt.* Schon aus diesen beiden Belegen ist vielleicht deutlich geworden, wie leicht sich dieses *alles* von dem Worte, auf das es sich bezieht, loslösen kann und wie leicht ihm aus dem Zusammenhang eine allgemeinere Bedeutung zufliesst. Dieser Vorgang muss sich frühzeitig vollzogen haben, denn schon in einem Bericht über eine Jerusalemfahrt von 1521[1]) heisst es *also satzte man vnns hoch teutschen als an ein Taffel.* Hier bricht die Bedeutung von *omnes* noch durch, aber die mangelnde

[1]) Her. in Zeitschrift für Deutsche Philologie XXV vgl. S. 475.

Digitized by Google

Kongruenz zeigt doch, dass die Isolierung unserer Form von ihrem Stamme bereits begonnen hat. Vollzogen ist sie in dem Beleg aus der „Kabale" (I, 1) *Solltest nur die wunderhübsche Billeter auch lesen, die der gnädige Herr an deine Tochter als schreiben thut,* obwohl der Zusammenhang auch hier noch sowohl ein *allex* für *omnes,* wie ein *als* = *nonnunquam* gestatten würde.

Die letztere Bedeutung hat sich im Volksbewusstsein an unsere Form angeheftet und man könnte sich aus Belegen wie (Datterich IV, 2) *wann ich als Bub als am Heerdwäg Eppel gestrenzt hob* verführen lassen, einen temporalen Genitiv *alles* zu Grunde zu legen. Dagegen spricht aber, ausser den ersterwähnten Belegen, die niederdeutsche Mundart. Dort finden wir nicht bloss (Eisgang S. 57) *Aes jo all*[1]) *wädder leer, dat Boddelke,* sondern auch (Eisgang S. 22) *aeck goh' jo all, Aeck goh' jo all!* (S. 38) *Der Schulänspekter is all dagewesen!* (Familie Selicke S. 12) *uf de Woche kannste all dreist widder ufstehn u. a.*

Den stärksten Verbrauch an Adverbialformen macht die Umgangsprache auf dem Modalgebiet. Die Konjunktive, die wir als Optativ, Jussiv und Potentialis kennen, werden durch solche adverbiale Bildungen entweder ganz ersetzt oder pleonastisch verstärkt. Wir müssen uns darauf beschränken, mit einigen Proben die reiche Fülle anzudeuten. Dem Gebiete des Optativs gehört z. B. an (Einsame Menschen S. 18) *'Tis a Freilein da, die 'n jerne sprechen will* oder (G. Keller „Romeo" Werke IV, S. 151) *„Da steht Ihr" sagte er, „wisst nicht wo hinaus und hättet Euch gern";* oder (Eins. Menschen

[1]) Vgl. Rosegger „Wirt an der Mahr" S. 69 *Hast alles Korn? „Alles Korn".*

Digitized by Google

S. 13) *Wenn ich nur lieber dem Alten und dem Pastor die Laune nicht verdorben hätte.* Ähnliche Formen finden wir auch beim Jussiv, vgl. (Eins. Menschen S. 12) *ereifre Dich bei Leibe nicht* u. a.

Den Löwenanteil nimmt aber der Potentialis in Beschlag. Vor allem charakteristisch für den unsicheren und aller Verantwortung abgeneigten Zug der Umgangsprache sind die Versuche, den Indikativ abzuschwächen. Hiervon nimmt vielleicht auch das vielverwendete *halt* seinen Ausgang. Ganz verwandt mit *ich meine* erscheint es z. B. in Anzengrubers „Fleck auf der Ehr" (I, 12) *obgleich wir als noch zwoa alloanige Leut' weniger darnach z'fragen brauchten, aber halt doch, wann spater unser Herrgott kleane Waar' ins Haus schickt,* während es an anderen Orten blosses Füllsel der Rede ist (II, 2) *Aber wie Oan's is, so is's halt* u. a.

Ganz in potentialer Färbung verharren nur *etwa*[1]) (Heimat S. 10 *Haben Sie mir etwa diese Blumen nicht geschickt?*) und *vielleicht,* für das der bayerische Dialekt noch das einfachere *leicht*[2]) erhalten hat, vgl. (Eins. Menschen S. 11) *Vielleicht gehst Du mit Herrn Pastor* u. a. Verwandt damit ist *beinahe,* vgl. (Heimat S. 15) *Man könnte beinahe glauben.* Ebenso gehören hierher Bildungen, wie wir sie in (Friedensfest S. 26) *es ruinirt mich möglicherweise* und (ebendort S. 25) *Ob es am Ende nicht besser gewesen wäre* finden; vgl. auch „Wahlverwandtschaften" (Kap. X) *dass er nicht beharrlicher war, denn am Ende*

[1]) Vgl. Hebel „die Irrlichter" *as wemme si mit Hände trage muess, und öbbe gar no d' Finger dra verbrennt.*

[2]) Vgl. Anzengruber „Fleck auf der Ehr" (I, 7) *aber 'leicht g'fallet Dir dabei mei G'sicht z'gut,* wo in der Buchausgabe mit Unrecht ein Apostroph vorgesetzt ist.

Digitized by Google

hätten seine wunderlichen Eltern wohl nachgegeben. Auch ganze Sätze erstarren zur Formel in solcher Verwendung; einen Ansatz dazu finden wir in (Einsame Menschen S. 59) *Sie gefiel Dir doch, denk ich,* und in zwei Formeln des schwäbischen Dialektes ist die Erstarrung ganz eingetreten in der Partikel *Schätzwohl* und ähnlich in (Pfarrmagd 1) *Ihr send ka' sei au noh et lang em Flecka?*

Als bezeichnend für den Weg, den unsere Sprachentwicklung gegangen ist, mag auch gelten, wie viele solche Potentialformen eigentlich den höchsten Grad von Sicherheit und Notwendigkeit verbürgen und von da aus erst auf die Stufe der Wahrscheinlichkeit herabgesunken sind. Nach meiner Auffassung ist schon der Konjunktiv selbst diesen Weg gegangen; nachweisen lässt er sich aber für dessen Surrogate. Schon das vielverwendete *wohl* gehört hierher (vgl. Heimat S. 18 *Es war wohl ein Fehler von mir*); der fragende Gebrauch von *gewiss* reiht sich ebenfalls hier ein *(Gewiss ist er den anderen Weg gegangen)* und die eigentümliche Verwendung des Hilfsverbs *müssen* schliesst die Reihe *(Er muss krank sein).*

Anhangweise sei auch die Verschwendung von Hilfsverben erwähnt, mit denen die Umgangsprache freilich in den Fuszstapfen der Schriftsprache wandelt, nur dass sie da, wo diese Halt macht, noch weiter geht. Die Lebhaftigkeit der mündlichen Rede neigt z. B. zu noch stärkerem Verbrauch von modalen Hilfsverben wie *wollen*[1]), *mögen, sollen* u. a., aber das kommt gar nicht

[1]) Zu *wollen* vgl. Mathias S. 222, vgl. auch „Uli der Knecht" (V) *und wenn Weihnacht kommt und sie ihren Bündel weitertragen, so will niemand ihnen nachlaufen.* (Wirt an der Mahr S. 286) *Und jetzt finde ich ihn liegen, ganz zerschlagen auf dem Sand, und will just versterben,* vgl. auch im Kapitel V.

Digitized by Google

in Anschlag gegenüber der Ausdehnung, die in den Dialekten und teilweise auch in der allgemeinen Umgangsprache die zusammengesetzten Verbalformen erreicht haben. Im „Satzbau" habe ich zum Passiv (S. 34 ff.), zum Futurum (S. 40 ff.) und zum Präteritum (S. 45 ff.) die Entwicklung und Ausdehnung dieser Formen besprochen und dargelegt, wie die Schriftsprache mit mannigfachen Mitteln gegen diesen ungeheuerlichen Ballast sich wehrt. In der Umgangsprache dagegen, wo einerseits die Kontrolle des Auges fehlt, und andererseits die Mannigfaltigkeit des Tones den Gleichklang mindert, haben solche Versuche kaum Fuss gefasst.

Im Gegenteil wird die Umgangsprache von den Mundarten zu weiterer Verschwendung gedrängt. Das zusammengesetzte Präteritum, das man gewöhnlich auch Perfekt nennt, hat in manchen Dialekten die ganze Zeitform der Vergangenheit in Beschlag genommen. Wenn Schiller seine „Räuber" (II, 3) über ihre Frevelthaten berichten lässt, und der eine erzählt: *Ich hab' mich während des Durcheinanders in die Stephanskirche geschlichen und die Borten vom Altartuch abgetrennt,* so stört uns hier die Verwendung des Perfekts an Stelle des Aorists oder besser die Beziehung auf die Gegenwart bei einer Verbalthätigkeit, die sogleich von einer zweiten abgelöst wird. Dagegen schwankt unser Urteil, wenn ein anderer berichtet *Ich und Bügel haben einen Kaufladen geplündert und bringen Zeug für unser fünfzig mit* oder ein Dritter: *zwei goldene Sackuhren habe ich weggebixt, und ein Dutzend silberne Löffel dazu.* Was für uns nur Erzählung ist, ist für die Räuber eine Verbalhandlung, deren Ergebnis recht bedeutsam in die Gegenwart hereinreicht. Die Grenzlinien zwischen Perfekt und Aorist, die die Grammatik

Digitized by Google

so selbstbewusst und sicher zieht, sind in Wirklichkeit ungemein flüssig und verschieben sich im Grunde innerhalb der Sphäre eines jeden redenden Subjektes. Wer mit seinen Sinnen am Thatsächlichen, an der augenblicklichen Gegenwart hängt, ist geneigt, auch die Geschehnisse der fernsten Vergangenheit nur von diesem Standpunkt aus zu betrachten, indes ein anderer von seiner Einbildungskraft unruhig durch alle Zeiten hindurch getragen wird, ohne irgendwo die eindringlichste Gegenwart als solche zu fassen. Wenn der alte Miller in der „Kabale" (V, I) ausruft *Durch alle Gassen bin ich gezogen, bei allen Bekannten bin ich gewesen, auf allen Thoren hab ich gefragt — mein Kind hat man nirgends gesehen,* so ist der kühle Grammatiker geneigt, dem Erzähler die ersten drei Perfekte als Fehler anzustreichen, weil die drei ersten Verbalhandlungen als Aoriste dem eigentlichen Perfekt *(mein Kind hat man nirgends gesehen)* vorhergehen; für den unglücklichen Vater aber ist jeder Satz das abgeschlossene Ergebnis eines Versuches, sein Kind zu suchen und mit dem dritten Satze ist für ihn die Reihe der Möglichkeiten überhaupt erschöpft.

Ich habe diese Bemerkungen etwas ausführlicher gestaltet, weil ich, wie in meinem Satzbau S. 48 ff.[1]) angedeutet, die ausschliesslich lautliche Erklärung des dialektischen Perfekts mir nicht zu eigen machen kann, vielmehr in erster Linie in psychologischen Momenten die Hauptursachen suche. Gerade die Dialekte spiegeln ein so energisches Beharren auf dem Boden des Thatsächlichen und Gegenwärtigen wieder, dass sie

[1]) Auch gegen die von *Tomanetz* Anzeiger für deutsches Altertum (XX, S. 6) dargebotene Erklärung *Nagls* halte ich an meiner Ansicht fest.

Digitized by Google

naturnotwendig eine stärkere Verbreitung des Perfekts begünstigen mussten. Wenn nun noch die allgemeine Überschwemmung mit Hilfsverben dazu kam, wenn endlich die einfachen Verbalformen immer mehr zur Ausnahme wurden, bei der der dünne Lautkörper, wie wir gleich nachher sehen werden, für bestimmte Funktionen zu schwächlich erschien, so war die Bewegung ungezwungen in's Rollen gekommen und die erwähnten lautlichen Momente brauchten höchstens noch mitzuschieben.

Wie bekannt, zeigen die süddeutschen Mundarten den stärksten Verbrauch dieses Perfekts: das Schwäbische hat kaum mehr ein einfaches Präteritum, das Rheinhessische hat wenigstens noch einzelne Formen[1]), das Bayrische hat noch den Konjunktiv bewahrt. Irrig jedoch ist die Ansicht, die Reis[2]) aufkommen lässt, dass der Norden das dialektische Perfekt nicht kenne.[3]) Unser neueres Drama zeigt uns bei den verschiedensten Verfassern, überall, wo sie die niederen Klassen zu Wort kommen lassen, auch diese Dialekterscheinung, so bei Sudermann (Heimat S. 8) *Ich hab' auch den Gärtnerburschen fortschicken wollen,* (S. 42) *hat man Ihnen diese Dame beschrieben? „Sie ist ganz gross gewesen";* bei Hauptmann (Einsame Menschen S. 18) *Ik ha zu meinem Alten jesagt: Adolf sach ik, jeh Du man,* bei Halbe (Eisgang S. 23) *Ich bin beim Herrn Doktor wäst, junge Herr . . Hä äs to Morgens weggefahren, junge Herr, Hä äs afholt mit'm Wagen, Ich hab'*

[1]) Vgl. Reis, Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart. Giessener Diss. 1891, S. 14.

[2]) A. a. O. S. 14, 15.

[3]) Vgl. auch Glöde, Korrespondenzblatt des Vereins für niederd. Sprachforschung XVI, 3. Matthias S. 369—371 will das dialektische Perfekt ganz nur der schwäbischen Mundart zur Last legen.

Digitized by Google

dä Wittschinsche gesagt, dass se ihm sagt, dass äck dorwäst bän. (Emporkömmling S. 4) *Heute roth, morgen todt .. Ich hab's an meinem Weib gesehen und an meinen Kindern. Die sind gesund gewesen, wie ein Wurm auf dem Kirchhof, und haben so vor mir gesessen, wie Sie jetzt, Frau Kuhn. Das ist dazumal gewesen, wie die neumodische Krankheit in's Dorf gekommen ist, die Cholera* u. s. w.

Dass bei Fritz Reuter dieses Perfekt so selten ist, liegt teilweise an seinem Romanstile, der die längere Erzählung begünstigt und diese fast nur im historischen Präsens vorführt (vgl. S. 203).

Den vollgiltigsten Beweis dafür, dass die Verbalform es ist, die mitten in dem Ballast von Hilfsverben verkümmernd und verwitternd wieder neue Hilfsverben zur Stärkung und Auffrischung in ihren Dienst zieht, liefert uns die Entwicklung des Hilfsverbs *thun,* weil dieses Verbum gar keinem anderen Zwecke dient, als dem, die Verbalfunktion dem Verbum abzunehmen, so dass es also die Rolle übernimmt, die eigentlich den Flexionsformen zukommt.

Schon in der mittelhochdeutschen Zeit hat sich unser Hilfsverb auf diese Rolle vorbereitet. In Verbindungen wie *gnâde tuon, gerichte tuon, sûne tuon, fancnüs tuon* (gefangen nehmen)[1]) sank es zum blossen Hilfsmittel herab, um den in einem Nomen eingetrockneten Verbalgehalt wieder zu beleben; in faktitiven Fügungen wie (Erec 5307 *er tete sie erbeizen;* (Albr. 16, 77)[2]) *ir schône tet in also brinnen* fand es die formellen Anhaltspunkte.

---

[1]) Vgl. Lexer, Mittelhochd. W. B. II. S. 1576, 1577.

[2]) Albrecht von Halberstadt, her. von Bartsch, Quedlinburg 1861.

Digitized by Google

Nun that die Reimnot ein übriges, da einerseits die Infinitivformen des Verbums so bequeme Reime abgeben (Bayr. Mundarten I, 186 *mein thu mir sagen, Wo thud jhr die Thaler hintragen)* und andererseits auch die Formen von *tuon* sich leicht reimen. So spricht z. B. Erasmus Alberus [1]) geradezu aus, dass er es nicht nötig habe, der Reime wegen zu den schwülstigen Formen *Ich thu schreiben, ich thu lesen, ich thu singen* zu greifen.

In der Umgangsprache ist es nun hauptsächlich die dünnleibige Form des einfachen Verbums, die an gewissen Stellen das Hilfsverb begünstigt. Es sind zwei Stellen im Satze, die gemäss unserer deutschen Betonung hier in Frage kommen, die Anfangstellung und die Schlussstellung. In die Anfangstellung gehören die Belege, die Matthias (S. 223 Anm.) anführt *Thun thue ich jetzt sehr wenig, nur denken und empfinden.* Ähnlich lässt Goethe im Götz (S. 77) sagen *Geh' aber wie's will, prozessieren thu' ich mein Tag nit mehr.* Bei voller Betonung stört es unser Sprachgefühl auch in der Schriftsprache, wenn die einfache Verbalform den Satz so nackt und bloss eröffnet, wie sie z. B. Erich Schmidt (D. L. Z. 1893 S. 12) gelegentlich darbietet: *Auffällt die Nichtbeachtung der Frankfurter gelehrten Anzeigen.* Wir sind gewohnt, in solchen Fällen etwas breiteres Gefüge als Träger der Tonfülle anzutreffen. Diesem Zuge trägt die Umgangsprache auch sonst Rechnung, vgl. z. B. (Heimat S. 11) *Wenn Sie den Kaffee aufgebrüht haben. Servieren werd' ich dann selbst,* (S. 59) *Zwar ausstehen hab' ich dich nie können,* (S. 49) *Können könnt' ich wohl, aber was ich greifen werd', weiss ich nicht.*

[1]) Her. von Braune, Neudrucke 104, S. 4.

Digitized by Google

Ganz ähnlich strebt der Ton auch am Schlusse eine gewisse Fülle an und das Verbum, das im Nebensatz am Schlusse steht, erweist sich in seiner einfachen Form als ein gar zu dünner Resonanzboden. Daher schon in der „Kabale“ I, 1 *Solltest nur die wunderhübsche Billeter auch lesen, die der gnädige Herr an deine Tochter als schreiben thut,* vgl. Reuter (Franzosentid 11) *sei fäulten bi jeden Schritt un Tritt, dat de Bodden . . unner sei bewern ded,* vgl. Brinckmann (Kasper Ohm S. 63) *Er mot nich meenen, as ob der Jonge nix nich weeten doon deit,* S. 81 *Kann sin, dat ick dat doon doo, Vatting! alleen aewersten kan ok sin, dat ick dat nich doon doo, de Maeglichkeit is dor.* (Eisgang S. 18) *Hä mott dat bi Heller onn Fennig betohle, wat dat koste deiht* (ebenso S. 16.) (Friedensfest) S. 46 *un was da allens vorfallen dhut.* In diesen beiden Stellungen übt das Verbum seine Hauptanziehungskraft auf das Hilfsverb aus, natürlich bleibt dieses jedoch dabei nicht stehen. Die ausgebreitetste Entwicklung hat es wohl im deutschen Südwesten erfahren, während sich umgekehrt die bayrische Mundart im Südosten besonders spröde erweist.

Digitized by Google

V. Kapitel.

Der Tauschwert unserer Formen und Formeln.

So oft wir auch den Standpunkt der Betrachtung wechseln, immer kehrt eine und dieselbe Wahrnehmung wieder: die ungemeine Beweglichkeit, der unsere Sprachformen nach Bedeutungsgehalt und Funktion ausgesetzt sind. Gleich unter den Eröffnungsformen des Gespräches musste überraschen, wie schnell die Redewendungen sich abnützen, wie merklich sich die Energie der ursprünglichen Bedeutung in der gewohnheitsmässigen Wiederholung verflüchtigt. Die Form sinkt zur Formel herab, die als Lückenbüsser auch da eintritt, wo sie nichts zu bedeuten hat. Charakteristisch ist bei Brinckmann, wenn er seinen „Kasper Ohm" im Zorn in das Haus des Schwagers stürmen lässt (Kap. 3) *seggt nich Gooden Dag un Wo geit dat und steit dat — stellt sick grad vör minen Ollen hen .. un schrigt.* Die Grussformel und die Frage nach dem Befinden werden so sehr als blosse Einleitung des Gespräches empfunden, dass ihr Unterbleiben schon als Kennzeichen der Erregung auffällt, die ohne Umschweife auf das Ziel losstürmt.

Andererseits hat uns das Wechselverhältnis von Sparsamkeit und Verschwendung gezeigt, wie sich bestimmte

Digitized by Google

Worte in einem bestimmten Zusammenhange festsetzen, wie sie damit unwillkürlich auch den Bedeutungsgehalt ihrer Umgebung in sich aufsaugen, so dass unter den Einwirkungen des Verwitterungsprozesses das einzelne Wort als ein Trümmerstück die Bedeutungselemente weiter trägt, die einem grösseren Zusammenhang entnommen sind.

Also Verblassen des ursprünglichen Bedeutungsgehaltes auf der einen Seite, Aufnahme neuer Bedeutungselemente auf der anderen, das sind die Erscheinungsformen, in denen sich die Beweglichkeit der Werte in unserer Sprache darstellt. Das Wort behält nicht seinen eigentlichen Wert, der ihm von Hause aus zukommt, sondern im Kreise der Sprechenden wird es immer mit neuem Werte ein und ausgetauscht, der Tauschwert sinkt und steigt (vgl. oben S. 127). Wie weit das schon von unserer Schriftsprache gilt, das zeigt ein Blick in die Entwicklungsgeschichte unserer Wortformen und Wortklassen. Die Verschiebungen, die sich hier vollzogen haben, in ihrem vollen Spiel zu belauschen, war die Hauptaufgabe, die meinem „Satzbau" gesteckt war. In der Umgangsprache treten diese Verschiebungen nun noch in ganz anderem Grade und mit weit schrofferem Wechsel vor uns hin.

Einerseits führt die Schriftsprache mit dem Lautbild, das sie dem Auge darbietet, immer wieder zu dem Ausgangspunkt zurück, dem sich der Bedeutungsgehalt, der mehr zum Ohre spricht, entfremdet hat. Vor allem die Grammatik und die Schule wurzeln mit ihren konservierenden Bestrebungen in dieser Thatsache. Andererseits ist der Kreis, den die Schriftsprache durchmisst, der denkbar weiteste, die Umgangsprache lebt im Gegen-

Digitized by Google

satz hierzu mehr in lokalen Spaltungen. Die Beweglichkeit findet in der Schriftsprache ihr Correctiv an der Ausdehnung des Teilnehmerkreises; erst wenn die neue Welle den ganzen Kreis durchmessen hat, ist sie am Ziel; in der Umgangsprache reisst jede neue Bewegung ein Stück vom Ganzen ab und gerade die schroffen Gegensätze zwischen der Neubildung, die dem einen Kreise beliebt, und zwischen der Zähigkeit, mit der ein anderer Kreis am Alten festhält, geben der Umgangsprache ihr mannigfaches und vielgespaltenes Gepräge. Es ist nicht unwichtig, dass auch die Schulgrammatik die Provinzialismen, die sie bekämpft, von diesem Gesichtspunkt aus betrachten lernt. Selbst ein Buch, wie das von Matthias, das als „Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs“ im allgemeinen warm empfohlen werden kann, hat sich durch die Nichtachtung geschadet, die es den geschichtlichen Rechten der Provinzialismen entgegenbringt. Was die süddeutschen Mundarten gelegentlich von ihrer Eigenart in die Schriftsprache übergleiten lassen, ist ihm nur Verderbnis und Ungeschmack; er unterscheidet niemals zwischen guten alten Freiheiten und neuerlichen Übergriffen und schadet damit seinem Buche selbst am meisten. Denn abgesehen davon, dass der Führer durch das Sprachleben kein Korporal zu sein braucht, der auch die Sprache noch in die Uniform zwängt, wird die Einigkeit und Verständigung, die auch wir wünschen, nicht durch blosse Vorschriften und solchen Tadel erreicht. Wo uns eine gute alte Gewohnheit ungerecht abgesprochen wird, reizt uns der Tadel nur noch stärker, an ihr festzuhalten. Ehrliche Darlegung der Thatsachen und Achtung vor dem Rechte anderer führt auch im

Digitized by Google

Sprachleben leichter zur Verständigung als gewaltthätiges Dreinreden.

Wir wollen daher in unserer Darlegung unbefangen die Neubildungen und die altertümlichen Erscheinungen der Umgangsprache vorführen, unbekümmert, woher sie stammen und wem sie gefallen. Der einzige Zweck, der uns leitet, soll nur der sein, zu zeigen, wie nahe mit der altertümlichsten Prägung die modernste Neubildung bei einem und demselben redenden Subjekte sich verbindet und wie verträglich beide zusammenwohnen. Die Nutzanwendung mag dann der Leser selbst ziehen.

Wir stellen die Neubildungen voraus und lassen die alten Fügungen im nächsten Kapitel nachfolgen. Diese Reihenfolge empfiehlt sich deshalb, weil durch die Beweglichkeit, die sich zuerst vor unseren Augen abspielt, ein wirkungsvoller Contrast gewonnen wird für die Ruhe, die im letzten Kapitel zur Anschauung kommen soll.

Wir beginnen unsere Betrachtung der Verschiebungen mit den Gruppenverschiebungen.

Man kann von Bedeutungsgruppen sprechen, das heisst von Zusammenhängen, in denen unser Erkenntnisvermögen die Bedeutungselemente der einzelnen Wörter vereinigt. So entstehen Zwillingsformeln, wie *Haus und Hof, Hab und Gut*[1]), so entstand die Gruppe der Synonyma (ohne *Rast* und *Ruh*). Hierauf beruhten schon die Abschnitte in dem Wörterbüchlein, das der heilige Gallus zu den Alemannen mitbrachte und das ganz ähnlich nach gewissen Materien geordnet war, wie etwa heutzutage die Konversationsbüchelchen, die uns in fremde Länder begleiten.

[1]) Sofern sich in *Habe* der Mobiliarbesitz ausprägt.

Digitized by Google

Andererseits kann man von Funktionsgruppen sprechen, die jeweils die Bedeutungsgruppe durchschneiden, so dass *lieben, hassen, loben, tadeln* eine neue Gruppe bilden gegenüber von *liebst, hassest, lobest, tadelst.* Die Worte *ich liebe, du liebst, er liebt, das Lieben, die Liebe, liebenswürdig* werden somit aus der Bedeutungsgruppe, in der sie vereinigt sind, in neue Gruppen auseinandergerissen, deren Einheitspunkt nun in der Funktion liegt, die sie im Satze ausüben. Als Versuch, ein und dasselbe Wort durch möglichst viele solche Funktionsgruppen zu hetzen, zeigen sich uns z. B. die sogenannten „grammatischen Reime", die unser absterbender Minnesang den Provencalen entlehnt hat: So singt Gottfried von Neuffen (in Hagens „Minnesänger" I, S. 43)

Rôter munt, nu lache
Daz mir sorge swinde . . .
Lachen du mir mache
Daz ich vroüde vinde . . .
Neinâ rôter munt, sô lache mir durch dîne güete
Lachelîche, roseleht: wes bedörfte ich mê?

Es ist bekannt, dass unsere Grammatik ein System von solchen Funktionsgruppen repräsentiert, die sie bezeichnender Weise nicht auf dem Grund und Boden der deutschen Sprache ausgebildet hat, sondern die sie blindlings über das Lateinische hinweg mit allen Missverständnissen der lateinischen Schriftsteller aus dem Griechischen geborgt hat. Es ist hier nicht der Ort, um zu zeigen, wie fremd dieses System noch heute unseren thatsächlichen Verhältnissen gegenüber steht, so viel Verdeutschungen auch für die fremden Bezeichnungen gefunden werden.[1])

[1]) Vgl. „Satzbau" S. 3.

Digitized by Google

Nur um ein Beispiel herauszugreifen, mag an die Dürftigkeit des Prädikatbegriffes erinnert werden; wir haben ja schon oben aus der Gruppe, die er umspannt, eine Reihe von Formen als ungehörig ausgeschieden. Das Heilmittel darf man freilich nicht bloss in der nationalen Grundlage suchen, denn neben der Fremdartigkeit ist es auch die Starrheit der Schablone, die der Sprachentwicklung gegenüber versagt. Die Wissenschaft hat es leichter, ihre Begriffe elastisch nach den Verhältnissen auszudehnen; in der Schule aber werden solche Gespinnste leicht zum Schleier, der die Thatsachen verdeckt, oder zur Fessel, die die natürliche Entwicklung unterbindet. Und doch ist es nötig, den Blick für die Funktionsgruppen gerade in der Schule zu schärfen, denn in der lebendigen Rede fallen die Bedeutungsgruppen viel kräftiger ins Gehör. Ja man kann den Gegensatz zwischen Schriftsprache und Umgangsprache auch in der Verschiedenheit fassen, mit der sich die beiden Gruppen in beiden bethätigen: in der Umgangsprache werden wir die umgestaltende Kraft der Bedeutungsgruppen schon an der weit vorgeschrittenen Auflösung der Funktionsgruppen erkennen.

Wir brauchen uns bloss an die eigentümlichen Erscheinungen, die wir bei den Negationspartikeln (S. 183) beobachtet haben, zu erinnern. Sodann gehören die auffallenden Verschiebungen hierher, mit denen das Zeitwort (vgl. S. 93) seine Funktionen vom Bedeutungsgehalte trennt, um diesen in einem Hauptworte aufzuspeichern, jene dagegen entweder ganz dem Zusammenhang zu überlassen oder mit abgelebten Hilfsverben schwach anzudeuten. Überhaupt ist es gerade das Zeitwort, dessen Entwicklungsgeschichte in den neueren Sprachen einer

Digitized by Google

völligen Zerrüttung zusteuert. Wer sind aber die Gewinner in diesem Prozesse? Die sogenannten Verbalnomina, das Partizip und der Infinitiv, d. h. die Formen, in denen am wenigsten von der eigentlichen Verbalfunktion zu spüren ist.

Ähnlich ist auch die Abstufung der Zeitformen in der Umgangsprache stark vernachlässigt. Schon unsere Schriftsprache steht dem Latein darin gegenüber, dass sie das Zeitverhältnis zwischen 2 Sätzen lieber in den Bindepartikeln als in dem Zeitwort selbst zum Ausdruck bringt[1]), vgl. (Heimat S. 106) *Ob du wiederkommen wirst? — Aber wenn du wiederkommst, mich findest du im Grabe.*[2]) (Heimat S. 79) *Als er den Abschied erhielt .. da brach er auch geistig zusammen*[3]). In der Umgangsprache ist es ausserdem das sogenannte historische Präsens, das mit seinem breiten und tief eingewurzelten Gebrauche zu einer gewissen Unempfindlichkeit gegen die Zeitformen beiträgt. Schon im „Satzbau" (S. 38) habe ich hervorgehoben, wie nahe es der lebendigen Rede liegt, die Erzählung unmittelbar aus der Anschauung der Vergangenheit heraus zu gestalten. Einen bedeutsamen Beleg bietet uns die „Heimat", wenn das Dienstmädchen das, was sie selbst erlebt hat, im Präsens, das was sie dagegen nur gehört, im Perfekt erzählt: (S. 43) *Also wie ich wieder raufkomme, hält mich der Portier an und erzählt, dass gestern abend um die Schummerstunde eine Ekwipage vor der Thür gehalten hat .. da ist eine Dame dringewesen* u. s. w. Am häufigsten bricht sich diese un-

[1]) Vgl. „Satzbau" S. 39, S. 44.
[2]) Andere Belege bei Erdmann, Grundzüge I, S. 96.
[3]) Vgl. auch Erdmann a. a. O. S. 103.

Digitized by Google

mittelbare Anschauung neben einer Pronominalform Bahn, die lebhaft auf das Angeschaute zurückweist (Heimat S. 38) *Also — der grosse Festsaal war drückend voll . . Da seh ich Exzellenz durch den Saal gehn,* (S. 115) *Also heute früh — ich lag noch im Bette — da stürzt ein Bekannter zu mir herein . . . und fragt, ob es wahr wäre, und ob er kommen dürfte, sich dir vorzustellen . . . Er bat aber direkt, ich möchte erst bei dir anfragen.* Wie wir den Belegen aus der „Heimat" entnehmen, bedienen sich dieser Präsensform nicht nur die einfacheren Kreise, sondern auch die vornehmeren: der Lieutenant, der General und die Damen. Ausserdem muss es einleuchten, dass der rasche Wechsel von Präsens und Präteritum das Zeitgefühl überhaupt abstumpft und dem ohnedies vorherrschenden Bedeutungsgehalt des Zeitworts noch mehr Spielraum lässt. Dazu kommt noch das Schwanken unter verschiedenen Formen der Vergangenheit, indem einerseits das Perfekt eintritt, wo das einfache Präteritum genügen würde (s. o. S. 193), andererseits eben dieses an unpassender Stelle erscheint, vgl. (Heimat S. 126) *war das meine Tochter, die da eben verschwand?* (S. 132) *Ich hörte dich rufen, Vater.*

Noch nachlässiger aber ist das Verhältnis von Indikativ und Konjunktiv in der Umgangsprache geworden.

Der Konjunktiv des Präsens erscheint ausser in einigen Formeln wie *Grüss Gott; er lebe hoch* u. a. oder in Verwendungen, wie sie typisch vorliegen in (Emporkömmling S. 14) *Da sei ein Andrer ruhig,* (Heimat S. 46) *Dann geschehe Gottes Wille,* (Hebel) *Den Kalender schreibe wer will,* eigentlich nur in der indirekten Rede, in allen übrigen Fällen ist er durch den Indikativ

Digitized by Google

oder ein entsprechendes Hilfsverb verdrängt worden.[1]) Aber auch in der indirekten Rede, deren Entwicklung in meinem Satzbau (S. 77—84) ausführlicher dargestellt ist, wird er in der norddeutschen Umgangsprache schwer durch den Indikativ bedrängt. Wir finden diese Erscheinung schon in dem Belege, den wir oben (vgl. S. 203) aus der „Heimat" hervorgehoben hatten, ebenso nun reichlich in den Dramen Max Halbes, vgl. (Eisgang S. 80) *Haben die Leut' nicht erzählt, der Deichhauptmann ist vorbei geritten auf'n Schimmel, Mama?* (Jugend S. 49) *Meinst Du, der Onkel weiss nicht, dass ich Hanschen 'n Kuss gegeben habe?* (S. 87) *So, also das sagst Du und meinst, ich bin solch ein Mensch!* Die süddeutschen Mundarten halten hier zäh am Konjunktiv fest, für sie ist er das eigentliche Mittel um anzudeuten, dass die Aussage aus einem Munde in den andern übergeht. Schon in der „Kabale" (II, 2), wenn Lady Milford in der ersten Aufregung dem Diener, der Ferdinand von Walter anmeldet, zuruft: *Ich sei unpässlich, Eduard,* giebt der Konjunktiv, als Kennzeichen der abhängigen Rede, die Möglichkeit, den Hauptsatz zu sparen, von dem er abhängt: *Sagen Sie ihm, Ich sei* etc. Ähnlich erzählt Heine[2]) von seinem Pariser Schneider: *Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Form bezahlen und den Stoff schenke er.* So sinkt der Konjunktiv im Grunde auf die Funktion herab, die in der Schriftsprache die Anführungszeichen versehen (vgl. S. 17).

---

[1]) Vgl. Satzbau S. 62—74, S. 84 ff.

[2]) In „Gedanken und Einfälle" zum „Kunstwerk".

Digitized by Google

Wie fest dieser Konjunktiv nun in den süddeutschen Mundarten wurzelt[1]), das zeigt ein Vergleich zwischen Hebel und seinem plattdeutschen Nachahmer, vgl. z. B. aus der „Wiese“: *'s chlage's alli Lüt, und sagen, es sei der nit z'traue* und *un se klagt du büst nit to truen* oder („Morgenstern“) *Doch meint si Muetter 's müess nit sy* gegen *Doch meent sin Moder 't is ni gut* u. a. Auch Rosegger, Weitbrecht und andere süddeutsche Dialektdichter machen einen sehr ausgebreiteten Gebrauch von unserem Konjunktiv, sie alle überragt aber der Schweizer Jeremias Gotthelf (Bitzius).

Für die norddeutsche Enthaltsamkeit ist nicht etwa eine veränderte Anschauung die Ursache, nicht das Streben, auch fremde Aussagen unter eigene Verantantwortung zu nehmen. Wohl mögen auch diese Gründe mit hereinspielen, hauptsächlich aber wirkt die weitgehende Zertrümmerung des Konjunktivs in den niederdeutschen Mundarten ein.[2])

Ganz anders nun der Konjunktiv des Präteritums, der sein Gebiet in der Umgangsprache vielmehr ausdehnt als einschränkt. Er dehnt sich einmal aus auf Kosten des Konjunktivs des Präsens und andererseits auf Kosten des Indikativs überhaupt.

Das Präsens des Konjunktivs hat schon in der Schriftsprache seine hauptsächlichen Gebrauchsweisen an das Präteritum abgeben müssen[3]), die Umgangsprache zeigt nun Neigung, ihm auch die übrig gebliebenen noch zu entziehen. Vor allem bedroht scheint die abhängige

[1]) Trotz Auerbach, für den Matthias (S. 397) das Gegenteil belegt.

[2]) Vgl. Z. D. U. VII, S. 839.

[3]) Vgl. „Satzbau“ S. 62. 74—76.

Digitized by Google

Rede, deren Konjunktiv wir eben betrachtet hatten. Wie ich in meinem Satzbau (S. 81) mit Verweis auf Behaghels Untersuchungen über die „Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen" hervorgehoben habe, zeigt dieser Konjunktiv in seinen beiden Formen des Präsens und des Präteritums noch einen Rest der alten Zeitbedeutung, die sich im sonstigen Gebrauch fast ganz in modale Nüancen umgewandelt hat. Unsere alte Sprache schon, sofern ihr die lateinische „consecutio temporum" nicht zu sehr in den Gliedern steckte, erlaubte sich einen Konjunktiv des Präsens, wenn die Aussage zwar in der Vergangenheit gefallen war, aber doch mit ihrem Inhalt die Gegenwart erfasste. So führt sich Ruediger am Hofe der Burgunden als Freiwerber ein[1])

Man sagete mînem hêrren, *Criemhilt sî âne man,*
hêr Sîvrt sî erstorben. *und ist daz sô getân,*
wolt ir des gunnen, *sô sol si krône tragen.*

Aber erst seit dem 13. Jahrhundert taucht das Präsens auch da auf, wo der Inhalt des Satzes ganz in die Vergangenheit gehört, wo die Zeitform der Gegenwart also nur eine Rückerinnerung an die Form ist, in der die Aussage einstmals gefallen war — ein Gegenstück zu unserem „historischen Präsens" (vgl. S. 203). Dieses Präsens, wie es z. B. Schiller in den Piccolomini (I, 1) verwendet *es ward uns angesagt, ein schwedischer Transport sei unterwegs,* herrscht eigentlich vor in der Schriftform unserer neueren Sprache. Aber, wie auch Erdmann in seinen „Grundzügen" (I, S. 179) andeutet, wird diese Neigung durchkreuzt von einer gewissen Vorliebe, mit der sich

[1]) Nibelungenlied Str. 1139 (Lachmann); andere Belege bei Erdmann „Grundzüge" S. 178.

Digitized by Google

das eine Verbum den Konjunktiv vom Präsens, das andere vom Präteritum borgt, je nachdem der Modus hierdurch stärker ins Ohr fällt. So ist eine völlige Anarchie auf diesem Gebiete schon in der Schriftsprache ausgebrochen, wie z. B. Eichendorff unbedenklich schreibt (Werke, Berlin 1842 II, S. 140) *Von diesem hörte er nun, die Gräfin Juanna habe sich auf der Jagd in den Klippen verstiegen, so sei sie im Fluss verunglückt, zwei Hirten hätten sie im Mondenscheine auf dem Strome schwimmen gesehen und mit dem Wassermann ringen. Da wäre der Fürst sogleich am andern Tage mit seinem ganzen Gefolge nach der Residenz aufgebrochen.* Die Umgangsprache kennt hier natürlich noch weniger Konsequenz, sichtbar aber ist, dass sie in den Mundarten immer mehr dem Präteritum verfällt. In jener Darmstädter Lokalposse, dem „Datterich", begegnet überhaupt nur diese Zeitform, selbst da, wo es sich um die Vergangenheit gar nicht handelt, vgl. (III, 3) *Do soog deim Herr, mei Kass bestind in lauter degradirte Koborjer Stiefgrosche;* Ebendort *E Kumblement von mei'm Herr un Sie sollte doch endlich emol Des bezohle.* Die schwäbische und anscheinend auch die bayrische Mundart machen diese Bewegung nicht mit, während sie im Norden ebenfalls stark um sich greift[1]), vgl. (Emporkömmling S. 2) *Man meint fast, es wäre ein Vergnügen zu sterben,* vgl. („Irrungen, Wirrungen" S. 273) *Er angle mitunter vierzehn Tage lang im Loch Ness oder im Loch Lochy, denke Dir, solche komische Namen giebt es in Schottland, und schliefe dann im Boot und mit Sonnenaufgang stünd' er wieder da und wenn dann die vierzehn Tage um wären, dann*

[1]) Matthias (S. 377) schreibt dem „gewöhnlichen Mann" durchgehends das Präteritum zu.

Digitized by Google

maus're er sich, dann ginge die ganze schülbrige Haut ab und dann hab' er eine Haut wie ein Baby.

Auch dieses Präteritum findet sein Gegenstück ausserhalb der abhängigen Rede: wie das Präsens des Konjunktivs im historischen Präsens, so das Präteritum in der hypothetischen Aussage, die von allen Seiten her in unsere Umgangsprache einbricht.

Ich habe diese Aussageform in meinem „Satzbau" (S. 85) nur kurz gestreift, obwohl schon damals eine weitschichtige Litteratur für sie vorlag, sie schien mir als spezielle Fügung einer besonderen Stilform in der allgemeinen Darstellung keinen breiteren Raum beanspruchen zu dürfen. Hier dagegen ist der richtige Ort, die Andeutungen weiter auszuführen, die dort gegeben waren. Zunächst sei noch der eingehenden Untersuchung gedacht, die Tomanetz in jüngster Zeit (Z. D. U. VII 788ff.) dieser Frage gewidmet hat. Tomanetz hat für den Reichtum an Beispielen, die er zugleich mit Hinweis auf die Litteratur vorführt, einen Gliederungsgrund gefunden, der nicht bloss durch die Übersichtlichkeit besticht, sondern auch durch die Brauchbarkeit einzelner Ableitungen sich empfiehlt. Die Beweisführung wird aber stark gefährdet durch einen Nachtrag, der die Möglichkeit eröffnet, die ganze Frage in anderer Beleuchtung zu überschauen.

Demgegenüber muss ich auch heute noch an den zwei Ausgangspunkten festhalten, von denen aus schon mein „Satzbau" an die Frage herangetreten war.

Wir haben im dritten Kapitel dieses Buches die Konjunktive betrachtet, die eine Ergänzung fordern. Bald war ein Vordersatz unterdrückt, bald fehlte der Nachsatz; immer aber blieb der Untergrund, auf dem sich die hypothetische Fassung der Aussage vollzogen hatte,

Digitized by Google

in Ellipse. Mit diesem Erklärungsgrund der Ellipse können wir nun sehr weit in den Bereich der fraglichen Fügungen greifen — weiter, als ich (Satzbau S. 85) gegen Behaghel u. a. früher zuzugeben geneigt war. Wenn im „Fleck auf der Ehr" (II, 15) der Sträfling auf die Frage der reichen Bäuerin *was willst denn nachher?* antwortet *Z'reden hätt' i mit Dir,* so kann sich wohl der bescheidene Hintergedanke *wenn Du mich anhören wolltest* in jenem Konjunktiv bethätigen.

Auch wenn in Ganghofers „Jäger vom Fall" (S. 29) ein Bursche ausruft *Sie! im Luderer'wänd wär a guter Gamsbock,* lässt sich in Ellipse hinzudenken *wenn Sie heraufsteigen wollten.* Nur muss hier zugleich mit einer eigentümlichen Umwandlung der Anschauung gerechnet werden: die Thatsache *(der Gamsbock ist vorhanden)* wird in dem ungewissen Lichte der Möglichkeit erfasst, weil ihre Wirkungen auf den Redner und den Hörer in dieser Beleuchtung schwanken. Man braucht für diese Anschauung nicht nach künstlichen Erklärungen zu suchen, sie liegt tief in der Menschennatur begründet und hat so zahlreiche Analogien in unserer Sprache. Nur wer von des Gedankens Blässe angekränkelt ist, wundert sich darüber, dass der Naturmensch die Aussenwelt ganz allein in der Weise erfasst, in der sie mit seinem eigenen Selbst und mit Seinesgleichen in Beziehung tritt. Und so lege ich dem Ausruf, den Vernaleken (Syntax II, S. 307) aus den Wahlverwandtschaften bringt *Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödlichsten zu verwunden bin* nicht eine mechanische Verschiebung des Konjunktivs aus dem Nebensatze in den Hauptsatz zu Grunde, sondern ich sehe in ihm einen Reflex der Sorge, die das Satzgefüge elliptisch durchkreuzt.

Digitized by Google

Auf Ellipse beruhen vielleicht auch Fügungen wie (Wahlverwandtsch. S. 169) *Was meine Meinung betrifft, so würde ich das Haus jener Dame der Pension vorziehen* oder (S. 87) *Ich würde, sagte Ottilie, indem sie den Finger auf die höchste Fläche der Anhöhe setzte, das Haus hieher bauen. Man sähe zwar das Schloss nicht: denn es wird von dem Wäldchen bedeckt: aber man befände sich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt* u. a.

Ja selbst die Worte des Soest, mit denen Goethe seinen „Egmont" so lebensfrisch eröffnet, könnte man hierherziehen: *Nun schiesst nur hin, dass es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe schwarz, die habt ihr eure Tage nicht geschossen. Und so wär' ich für dies Jahr Meister.* Der elliptische Hintergedanke ist hier ganz zurückgedrängt, aber angedeutet ist er doch noch immer, so sehr auch die Umrisse zerfliessen. Und so kann man gerade unsern Konjunktiv in allen den Fällen, in denen er ein sehnsüchtig erwartetes oder mühselig errungenes Ergebnis aus der Wirklichkeit in die blosse Möglichkeit verschiebt, unter dem Gesichtspunkte der elliptischen Reservation auffassen. Er hängt dann zusammen mit jenen zahlreichen abschwächenden Nachtragformeln, mit denen der gemeine Mann seine Aussagen belastet (S. 140 ff.), und thut überdies denselben Dienst wie die Handbewegung, mit der abergläubische Menschen unter den Tisch pochen, wenn sie sich einmal eine behagliche Äusserung über ihr Befinden erlaubt haben. Allerdings ist die elliptische Natur dieses Konjunktivs heutzutage sehr verblasst. Sie tritt noch hervor in den Worten der Hero, mit denen Grillparzer „Des Meeres und der Liebe Wellen" eröffnet:

Digitized by Google

Nun, so weit wär's gethan! Geschmückt der Tempel;
Mit Myrt' und Rosen ist er rings bestreut
Und harret auf das kommende, das Fest u. a.

Auch wenn Magda in der Heimat (S. 117) ausruft *Da hätt' ich ja mein Gespenst,* kann zur Not noch an Ellipse gedacht werden, und wenn sie an anderer Stelle (S. 104) sagt: *Da wären wir also. Sprich dich ruhig aus, Papa,* liesse sich das herbeiziehen, was wir oben zu dem Beleg aus Ganghofer gesagt haben. Aber auch hier wird man sich damit begnügen müssen, falls man auf die Ellipse noch zurückgeht, diese ganz in den Untergrund der Redewendung zu verlegen. Die Form selbst hat sich längst von ihrem eigentlichen Boden losgelöst und ist zur Formel geworden. Als solche hat sie aber eine ungemeine Verbreitung erlangt und ist vom Süden, wo sie wohl eigentlich Heimatrecht hat, auch in den Norden vorgedrungen, vgl. „Einsame Menschen" (S. 5) *Der Schmerz — wäre überstanden;* „Jugend" (S. 67) *Wenn Du das nicht weisst! Dann sind wir fertig! Dann ist es aus zwischen uns! Auslachen sollst Du Dich nicht lassen. Dann wär das also zu Ende* u. a.

Die Beliebtheit dieser Form wird dadurch noch gesteigert, dass ihr aus anderen Wurzeln allerlei ähnliche Gebrauchsweisen des Konjunktivs entgegenwachsen, die samt und sonders in der Vorsicht und Scheu begründet sind, die in der mündlichen Rede namentlich der niederen Klassen obwaltet. Man denke nur an Redensarten, wie *das könnte wohl sein, ich meinte fast* und ähnliche Formen, die unsere Sprache überwuchern, und man wird den richtigen Beobachtungspunkt treffen.

Zunächst ein paar Worte über das Präteritum an Stelle des Präsens als Mittel, die Aussage abzuschwächen. Wenn es im „Datterich" heisst (III, 7) *Ich wollt Ihne*

Digitized by Google

zu eme Spaziergang abhole, so zeigt sich hier schon im Indikativ, wie der Bedeutungsgehalt des Verbums dadurch, dass er von der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgeschoben wird, an Energie einbüsst. Diese Einbusse findet nicht bloss bei Verben statt, die Wille und Wunsch zum Ausdruck bringen, sondern auch bei solchen des Erkenntnisvermögens: *Ich habe geglaubt, ich meinte, ich hab gedenkt* (wie der Pfälzer sagt). Wunsch und Meinung rücken uns in der Form des Präsens unmittelbar auf den Leib *(Ich will Sie abholen; ich denke, er kommt morgen);* indes sie in der Form des Präteritums gewissermassen nur aus der Ferne gezeigt werden. Die Verba der Willensphäre führen nun ihr Dasein fast ganz in der Form des Optativs, den sie schon in der althochdeutschen Zeit unmerklich in die Zeitform der Vergangenheit übergespielt haben (vgl. „Satzbau" S. 75). Da nun mit dem Verfall der vollen Verbalendung gerade hier Indikativ und Konjunktiv in einer Form zusammentreffen: *ich wollte, er besuchte mich (wolti)* und *ich wollte dich besuchen (wolta),* so ergeben sich Berührungen und Vermischungen mannigfaltiger Art.

Für die Willensphäre ist diese Form des Präteritums geradezu die unumgängliche Höflichkeitsform geworden, ähnlich wie die Frage so gerne an Stelle des Befehls tritt.

Allerdings zeigen unsere Befehlsformen heute teilweise eine lakonische Kürze, aber wenn wir zu den verwitterten Resten den ehemaligen Zusammenhang ergänzen, so gelangen wir zu Formeln, wie sie Anzengruber im „Fleck auf der Ehr" darbietet (I, 3) *A Glasl Wein hätt' i gern,* oder Weitbrecht in der „Pfarrmagd" (S. 25) *A' Paar Schuah brücht e* u. a. Bezeichnend ist demgegenüber, dass die kategorische Erklärung *Ich habe sechs*

Digitized by Google

Flaschen von meinem Wein mitgebracht. Sie stehen beim Restaurateur, ich will sie herhaben in Freytags „Journalisten" (II, 2) dem groben Piepenbrink in den Mund gelegt wird. Dagegen tritt in Fontanes „Irrungen, Wirrungen" (S. 235) der vornehme Gardeoffizier in den bescheidenen Blumenladen mit den Worten ein: *Darf ich Sie bitten, mir einen hübschen Kranz zeigen zu wollen?* und die Offizierstochter richtet in der „Heimat" (S. 49) an ihr Dienstmädchen die Frage: *Könnten Sie vielleicht noch in den Garten, ein paar Sträusse pflücken?* Und der altmodische Lehrer im „Eisgang" wendet sich noch höflicher an das Wirtstöchterchen: *Lieschen! Möchtest Du mir noch ein Gläschen von diesem Getränk bereiten ... Das Löffelchen können wir wohl dazu nehmen.*

Von solchem Optativ zu unserem Potentialis leitet ein ganzes Netz von Fäden über, die ich teilweise schon in meinem „Satzbau" (S. 74, 75) aufgedeckt habe. Abgesehen schon von der lautlichen Verwischung des Indikativs und Konjunktivs, der von *ich wollte* auch auf *ich meinte* überwirkt, ist es dann das ganze Gefüge des Bedingungsatzes, in dem der Konjunktiv der vergangenen Zeitform seine besondere Funktion ausgebildet hat, die er auch ausserhalb dieses Gefüges bewahrt.

Ausserdem ist auf dem Gebiete der Aussage die Grenze zwischen der Willenssphäre und dem Erkenntnisvermögen eine ungemein flüssige und so hüllt sich der Wunsch leicht in ein blosses Urteil. So finden wir in den Wahlverwandtschaften (II, Kap. 4) *Es möchte jetzt der Zeitpunkt nicht sein, versetzte der Architekt,* und an hohe Behörden pflegen höhere Verfügungen etwa in der Form von Ratschlägen zu ergehen, wie *„Es möchte wohl besser sein, wenn ein Neubau vorerst unterbliebe".*

Digitized by Google

So erklärt es sich, dass der Modus im Satze von dem Zusammenhange, in dem er steht, beeinflusst wird, wie er seinerseits den Bedeutungsgehalt der Sätze trübt. So wird der reine Optativ zum Potentialis in Fügungen wie (Fontane „Irrungen" S. 275) *das was ich die Reinheit und Unschuld nennen möchte* oder in (S. 276) *das Mausoleum . . wo die blaue Beleuchtung einen immer so sonderbar berühre, ja sie möchte sagen, wie wenn einem ein Stück Himmel in die Seele falle.* Umgekehrt wird durch den Potentialis, den Schiller in einem Briefe an Dalberg verwendet (Briefe herausg. von Jonas S. 58) *so wäre meine sehnlichste Bitte an Euer Exzellenz,* die Thatsache, dass eine Bitte ausgesprochen wird, hypothetisch wieder abgeschwächt.

Dieser Potentialis hat sich frühzeitig in unserer Sprache entwickelt und auffallend weit verbreitet. Schroff steht er schon dem lateinischen Indikativ Präteriti gegenüber, so übersetzt z. B. Hutten ein lateinisches *suspicatus sum* (Werke IV, S. 150) mit *hette aber doch gemeint* und so spielt auch in den Proben, die uns in „Bayerns Mundarten" aus der Frühzeit des bayerischen Dialektes geboten werden, das *I moanet* eine grosse Rolle (vgl. I, 213). Von hier aus kann nun auch das vielbesprochene *Ich dächte* keinen Anstoss erregen, das uns in den Wahlverwandtschaften so oft entgegentritt (S. 64) *Nun, ich dächte doch, versetzte Charlotte, das verstünde sich von selbst,* (S. 167) *Für unsere Kinder, dächte ich, wäre gesorgt, sagte Eduard* u. a. Tomanetz will auch hier eine etwas künstliche Erklärung versuchen, indem er sich an Belege hält wie *Ich dächte doch, dass er recht hat.* Ich möchte dagegen viel eher von den erst angeführten Beispielen ausgehen und in ihnen nichts als eine verschwenderische Bethätigung eines und desselben Gefühls erblicken; immer ist es die Vor-

Digitized by Google

sicht, die ängstliche Zurückhaltung in der Aussage, die sich hier ausprägt. Unter all den vielfachen hergehörigen Beispielen ist kaum eines instruktiver als dasjenige aus Halbes „Emporkömmling", das ich in anderem Zusammenhang schon besprochen habe, wenn der Sohn schüchtern vor den strengen Vater tritt und anfängt (S. 99) *Vater ich habe — ich hätte* und erst auf die barsche Frage, was er wolle, fortfährt *ich habe eine grosse Bitte an Dich.*

Auch aus dieser Wurzel, gerade so gut, wie aus der oben erwähnten Ellipse, konnte unser Potentialis zu einer Form der Aussage werden, die unbedenklich für thatsächliche Mitteilungen eintritt. Der österreichische Dialektforscher Nagl (Roanad S. 369 [1]) sieht in ihm geradezu einen dialektischen usus loquendi; wir aber müssen ihn doch etwas mehr einschränken auf Gebrauchsformen, in denen sich stets unmittelbar oder mittelbar die Hinterthür der Vorsicht erschliesst. Wenn der Küster in Immermanns Münchhausen (II, 9) ausruft *So, nunmehro hätten der Herr Diakonus das Ihrige, jetzunder käme der Küster* und später *Sonach wäre die Zinsgebühr an Pastor und Küster abgestattet, und es käme nunmehr der gute Wille,* so liegt in dem jemaligen *wäre* entschieden etwas Ähnliches, wie in dem Kaufmännischen *Irrtum vorbehalten,* das auf Rechnungsauszügen zu stehen pflegt; dagegen entspricht nun das *käme* mehr der letzterwähnten optativen Natur unseres Potentialis, vgl. „Wahlverwandtschaften" (S. 165) *wir sind nun wieder gegen einander über wie vormals, und es käme nun wohl auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zustand zurückkehren wollten.* Und wenn nun andererseits der junge Student im „Wirt an der Mahr" (S. 35)

[1]) Vgl. Tomanetz a. a. O.

Digitized by Google

auf die Frage, wie er geschlafen, verlegen antwortet *Geruht hätte ich sehr gut und möchte mich nun wieder auf die Wander machen, aber in einer Verlegenheit bin ich. Bezahlen kann ich jetzt nicht,* so ist es wieder die allgemeine Grundstimmung, die Verlegenheit und Gedrücktheit, die sich in dem Konjunktiv nur ganz allgemein andeutet, in dem mit *aber* eingeleiteten Satze jedoch ausdrücklicher äussert. So hätten wir — um ebenfalls diesen Potentialis zu verwenden — die einzelnen Gebrauchsweisen unseres Potentialis vorgeführt, wir haben zwei Wurzeln nachgewiesen, die Blüten und Blätter daraus schlingen sich aber in unserer Sprache so dicht ineinander, dass man bei den einzelnen gar nicht immer unterscheiden kann, aus welcher Wurzel sie entspriessen.

So hat sich uns das Zeitwort in seinen Formen erschüttert gezeigt: Vergangenheit und Zukunft, Thatsache und Zweifel sprechen nicht mehr aus dem Unterschiede von Präsens und Präteritum, Indikativ und Konjunktiv; allen diesen Formen sind vielmehr im Tauschverkehr neue Bedeutungen zugeflossen. Eine ähnliche Beobachtung, die uns aber in ein anderes Gebiet führt, zeigen uns die Konstruktionen, in denen sich mehrere Verbalformen zusammendrängen. Der Ballast der Hilfsverba führt, wie wir schon oben gesehen haben, zu Verschiebungen aller Art; Bedeutungsgehalt und Verbalfunktion bleiben nicht länger in einer Form vereinigt, das eine oder das andere löst sich ab, verschiebt sich und tritt in andere Gebiete über.

Seltener trifft diese Verschiebung den Bedeutungsgehalt. Immerhin gehören auch hierher ein paar Beispiele: Matthias (S. 125) hat beobachtet, dass das Wort *bekommen* in den Dienst des Passivs tritt, *du wirst Schläge bekommen* drängt sich an Stelle von *du wirst*

Digitized by Google

geschlagen werden. Wenn nun vollends ein Lehrer droht: *Sie werden Ihr Stipendium entzogen bekommen,* so zeigt sich deutlich, wie die neue Funktion den alten Bedeutungsgehalt von Grund aus verschoben hat. Ähnliches kann dem Hilfsverb *wollen* begegnen, das sich in so vielen Gebrauchsformen mit *sollen* berührt (vgl. S. 190), dass es schliesslich auch einmal in einem Fall für dieses eintritt, wo der Bedeutungsgehalt entschieden widerspricht: *Ein Heizer des württembergischen Dampfbootes „Königin" wollte wegen Raufhändeln vor dem Thurgauer Bezirksgerichte belangt werden, wusste sich aber dem Arme der Justiz zu entziehen* (vgl. Matthias S. 223).

Die Verschiebung, die die Verbalfunktion trifft, kommt natürlich dem Gebiete der Nomina zu gute und besteht in vollständiger Verkümmerung der Funktion. Die wichtigste Seite derselben haben wir schon oben als Austrocknung der Verbalbedeutung dargestellt, hier wären nur noch einige Fälle zu erwähnen, in denen das Verb ganz in die Reihe der Partikeln übertritt. Wir meinen damit nicht die Formeln, zu denen ganze Sätze mit ihrem Verbum schliesslich erstarren (vgl. oben S. 53 ff), sondern einige deutliche Fälle der Ablösung der Verbalfunktion von dem noch lebendigen Bedeutungsgehalt.

Eine Habilitationsthese von L. Sütterlin (Heidelberg 1890) machte vor einigen Jahren auf die Pfälzer Ausdrucksweisen *s werd anfange kalt* und *schieb mer mol helfe* aufmerksam. In der Disputation wurde die Erklärung beider Ausdrucksweisen von der zweiten aus gesucht und man sah in dem Satz *helf mir schieben* die ursprüngliche Fassung, die sich durch energische Betonung und Inanspruchnahme des *Schiebens* zu der Form *schieb mir helfen* umgestellt habe. In die dem Bewusstsein

Digitized by Google

innewohnenden Formen des Imperativs und des Infinitivs seien also die Verba in umgekehrter Reihenfolge geschlüpft. Ich erkläre mir die Sache einfacher. Wenn der Simplicissimus [1]) berichtet: *ich gedachte, diese fremde Dinger wären nur zu dem Ende da, mir die Schafe helfen heimzutreiben* oder wenn es in Gotthelfs „Uli der Knecht" (IX) heisst *Stini fluchte, dass er es habe ins Loch sprengen helfen;* (X) *Wo das sei, werde auch noch andres sein, da möchten sie einst helfen teilen,* so sehen wir deutlich, wie dem Infinitiv *helfen* im Zusammenhang die Verbalfunktion abhanden kommt, und wie dadurch ein Bedeutungsgehalt frei wird, der die Form ohne weiteres in die Reihe der Partikeln führt. Ganz ähnlich lässt sich auch *anfangen* erklären, bei dem überdies noch die Participialformen *anfangend* und *anfangends* Vorspanndienste leisteten. Die schweizerische und schwäbische Mundart lässt daneben die Form *anheben* in Konkurrenz treten, vgl. „Pfarrmagd" (1) *No kö'tescht a'heba wissa, mo der Beck wohnt; 's Alter hättescht a'heba.*

Eine andere Verschiebung, die vom Zeitwort aus in das Gebiet der Pronomina übergreift, wurzelt in so charakteristischen Neigungen unserer Umgangsprache, dass sie schon Jakob Grimm [2]) zu geistvollen Bemerkungen angeregt hat, die Personenverschiebung. Um so kürzer dürfen wir uns hier fassen.

Im Vordergrund steht die Anredeform, die charakteristisch genug durch alle Personen unseres Pronomens schwankt. Eine beliebte Ausdrucksweise ist die, dass der Redende sich mit in die Sphäre des Hörers ein-

[1]) Neudrucke 19. S. 14.

[2]) Kleinere Schriften III, S. 236 ff. *über den Personenwechsel in der Rede.*

Digitized by Google

schiebt und das umfassende *wir* verwendet. Den Ausgangspunkt bilden natürlich die zahlreichen Fälle, in denen thatsächlich beide Personen gleichen Anteil am Verbum nehmen. Wenn Gandin in Gottfrids „Tristan", der die Isolde entführt hat, am Flusse vor der abgebrochenen Brücke stehend, den Tristan, der als Spielmann verkleidet nachfolgt, anredet (13376) *waz getuon wir nû,* so zielt die Frage in der That auf den Hörer so gut wie auf den Redenden selbst. Auch Fragen und Aufforderungen wie *Gehen wir? Bleiben wir noch ein Weilchen?* ruhen mit Recht auf der breiten Unterlage des Plural. Aber die Grenze ist flüssig, und die Entwicklungsgeschichte des französischen *allons* zeigt uns, wie leicht sie namentlich vom Imperativ verschoben wird. Der Imperativ erhält ein freundlicheres Gepräge, wenn der Redende sich selbst mit auffordert; der Tadel wird gemildert, wenn der Tadler sich selbst mit einschliesst, wie namentlich die Bussprediger schon seit den frühesten Zeiten gefunden haben, vgl. die Belege aus Geiler von Kaisersberg bei Grimm S. 260.

So war der Plural der ersten Person als Anredeform naturwüchsig und volkstümlich in die Sprache gekommen, aber in seiner weiteren Entwicklung haben künstliche und unnatürliche Tendenzen eingegriffen. In der Zeit, in der die Anredeform überhaupt durch die drei Personen des Pronomens und vom Singular in den Plural schwankte, je nach dem Rang des Angeredeten, empfahl sie sich als indifferent. Wo man mit *Du* oder *Er* nicht anstossen, mit *Sie* nicht zu höflich sein wollte, schlüpfte man mit einem geschmeidigen *wir* zwischen den Klippen durch. Grimm bringt aus Seumes Lebenserinnerungen heitere Beispiele, die — charakteristisch

Digitized by Google

genug — vor allem der Schule entlehnt sind. Vornan steht der bekannte Scherz, dass der Lehrer den Schüler anruft mit den Worten: *wir sind ein Esel* und dieser antwortet: *ich meinerseits protestiere.* Als solche Vorsichtsmassregel ist unsere Form heutzutage völlig veraltet; wo Redner und Hörer das *wir* umschliesst, entspringt es heute im Gegenteil dem vertraulichen behaglichen Verkehr. Ebenso verhält es sich mit dem entsprechenden *man,* das vielmehr einem Versteckspiel des Redenden mit sich selbst dient (s. u.).

Viel bedeutsamer sind die Übergriffe, mit denen die unmittelbare Anrede in den Bereich der einfachen Aussage einbricht. Bedeutsam sind sie, weil sie uns einesteils volkstümliche Neigungen gerade der Umgangsprache widerspiegeln und andererseits den Untergrund für mannigfache Kunstgebilde unserer Litteratur abgeben.

Zunächst ist es nur begreiflich, dass die Form unmittelbarer Anrede, in der die Umgangsprache den Löwenanteil ihrer Fügungen und Wendungen ausprägt, auch über den einzelnen Fall hinaus an diesen Fügungen festklebt. Daher pflanzen sich ja schon unsere Sprichwörter so gerne in der zweiten Person fort: *was du nicht weisst, macht dir nicht heiss; schweigst du stille, so ists dein Wille* u. a. (vgl. Grimm S. 275); die Flüche erstarren in ihr zur Formel, vgl. (Kabale I, 2) *Dass dich alle Hagel 's Mädel muss Sie kennen,* und endlich die Redensarten bleiben mit Vorliebe an der zweiten Person haften. So ruft Piepenbrink in den „Journalisten" (II, 2) aus: *Sie sollen mit mir trinken. Und wenn ich jemandem sage, er soll mit mir trinken, Herr, so meine ich nicht nippen, wie die Frauen, sondern trink aus, schenk ein.* Und ähnlich Ännchen in der „Jugend" (S. 12), wenn sie dem

Digitized by Google

Amandus nachblickt: *Weg ist der Bengel! Hast ihn nicht gesehen!*

So sind die Verschiebungen schon vorbereitet, die bald die dritte Person, bald die erste treffend, von einer gewissen Lebhaftigkeit der Anschauung gefördert werden. Wenn die Millerin in der „Kabale" dem abziehenden Wurm die Worte nachschickt (I, 2) *Der Hund! — aber man wird dir's Maul sauber halten,* so sehen wir wie rasch die Einbildungskraft der guten Frau zu dem Augenblick zurückkehrt, in dem sie dem Verhassten Aug in Aug gegenübergestanden hatte. Noch deutlicher wird dies in dem Monologe Tells (IV, 3), der von dem Satze *Durch diese hohle Gasse muss er kommen* unvermittelt in den Anruf *Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt* umschlägt und damit auf den Landvogt selbst losstürmt. Diese Art von Anrede ist vor allem ein Gemeingut der Poesie und in erster Linie der epischen Poesie, in der sie Grimm (251 ff.) schon aus Homer und Virgil belegt. Auch Wolfram redet seinen Parzival mitten in der Erzählung an (742, 27)

wes sûmest du dich, Parzivâl
daz du an die kiuschen lieht gemâl
niht denkest,

und am Ende wird diese Form geradezu zum Träger einer Dichtungsgattung, in der nicht bloss Menschen, sondern auch Naturerscheinungen besungen werden, so z. B. von Hebel in seiner „Wiese".

Aber auch die erste Person leidet in ähnlichem Grade unter der Konkurrenz der zweiten. Nicht bloss, dass überall die Anteilnahme des Hörers hereingezogen wird, so dass dieser, namentlich in der oben besprochenen Dativform schliesslich an Handlungen teilnimmt, die nur den Redenden selbst betreffen *(Da habe ich dir einen*

Digitized by Google

Bock geschossen), sondern man überträgt auch Empfindungen, Erfahrungen der eigenen Persönlichkeit gerne auf den Hörer, um dadurch dessen Empfänglichkeit für das Gehörte noch mehr anzuregen. So erzählt in Ganghofers „Jäger vom Fall" (S. 152) ein Musikant von sich selbst *Wann d' so spielen kannst, da is dir grad als ob dir a unsichtbare Hand allen Prast und alle Sorg vom Herzen nah'm. Mit jedem Takt wird's Eim leichter. Da spielst dir fein alles weg von der Seel.* Und ähnlich erzählt ein Thüringer Dialektdichter[1]) von einer Jagd *denkst aber, dass so änne Kanallje wollte sterze? proste Mahlzeit . . Sihste das waren meine Hasen gewesen.*

Da ist es nur natürlich, dass auch die Empfindungen, die sich in der Gedankenwelt des Redenden selbst kreuzen, in die Dialogform schlüpfen. Diese Form ist echt volkstümlich und allgemein verbreitet. Überall kann man Wendungen hören, wie ich sie schon in der Eisenbahn beobachtete: *mer denkt, jetzt thät'st was essen, wenn de 'was hätt'st.* Trotzdem aber wird diese Form, die im Drama die lebendigere Gestaltung des Monologs beherrscht (vgl. Grimm S. 292 ff.), von den Modernen als unnatürlich verworfen. Ganz mit Unrecht. Und es ist geradezu komisch, mit welchen Mitteln diese Dichter, die den Monolog eben doch nicht entbehren können, ein Surrogat sich verschaffen wollen, man vgl. z. B. die grosse Monologscene in der Familie Selicke S. 66.

Eine Einbusse erleidet die unmittelbare Anrede, die Grimm a. a. O. nicht besprochen hat, und die ich vor allem in süddeutschen Gegenden beobachtet habe. So ruft schon die Lady Milford im Gespräch mit Luise

[1]) Sommer, Bilder und Klänge aus Rudolstadt, S. 16.

Digitized by Google

(Kabale IX, 7) aus *Man sehe die grosse Dame! Sonst wissen sich Jungfern Ihrer Herkunft noch glücklich, wenn sie Herrschaften finden;* ähnlich antwortet aber auch der „Kollege Crampton" (S. 71) auf die Mitteilung seines Töchterchens: *ich hab mich verlobt,* mit: *Hör einer den Schalk! Nun lass das nur gut sein.* Noch häufiger können wir diese Fügung in Hebels „Wiese" belegen, wo der plattdeutsche Nachdichter nicht immer folgt, *Nei so lueg me doch, wie cha mi Mäddeli springe ... Stell di nit so närsch, du Dingli! 's meint no, me wüss nit, ass es versprochen isch.* Diese Fügung entspringt nur dem Bedürfnis, noch mehr Personen mit zur Teilnahme herbeizuziehen, sie ist also keine Abschwächung, sondern im Gegenteil noch eine Steigerung der Lebhaftigkeit, der die Anredeform ihre Ausdehnung verdankte.

Aus alledem entspringen nun Verschiebungen und Vermischungen der Pronominalformen, so dass diese im gleichen Satze willkürlich das Ziel wechseln, dem sie entgegengehen. So ist schon die Doppelbedeutung des *Du* auffallend, das Alba in dem Selbstgespräch verwendet, mit dem er Egmont vom Fenster aus beobachtet (S. 261) *Steig ab! — So bist du mit dem einen Fuss im Grab! und so mit beiden! Ja streichl' es nur und klopfe für seinen mutigen Dienst zum letzten Male den Nacken ihm — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum zweitenmal sich liefern!* Und in Tells Monolog wird erst der Landvogt mit *Du* angeredet, dann springt diese Form über auf den Pfeil *(Komm du hervor, du Bringer bitterer Schmerzen)* und von da auf den Bogen *(Und du vertraute Bogensehne . . Verlass mich nicht im fürchterlichen Ernst),* so dass der Pfeil nun in dritter Person erscheint *(Entränn' er jetzo kraftlos meinen*

Digitized by Google

Händen). Am Schlusse werden die Kinder angeredet und der Redner verbirgt sich selbst hinter der dritten Person:

Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam.
.. Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach
.. Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder.

Es ist nicht bloss die Entwicklungskraft und die Formenfülle der poetischen Sprache, die solche Verwandlungen begünstigt, sie drängen sich vielmehr schon aus der Lebhaftigkeit der schlichten Rede des täglichen Lebens hervor.

Nicht zum wenigsten greifen sie in das Aussagegebiet der ersten Person über. Die Eingriffe des Plurals in der Anredeform haben wir schon angedeutet, noch beliebter ist das farblose *man,* mittelst dessen der Redende seine Person behutsam in eine grössere Gruppe eingliedert. Auch diese Verallgemeinerung hat ihren berechtigten Platz, so wenn Annchen in der „Jugend" (S. 62) ausruft *Ich möcht ja Alles für Dich thun. Du weisst gar nicht, wie gut man Dir ist* oder S. 40 *Und ich hab' gedacht, Du bleibst wenigstens vier Wochen! Nu hat man sich so gefreut.* Annchen kann ihre Empfindungen mit einem gewissen Rechte auch auf den Onkel und andere Glieder des Hauses ausdehnen; ähnlich kann Hans (S. 59), wenn er sagt: *Ich wünschte, ich wär' schon lang rausgekommen! Ich hätt' was von der Welt gesehen! Das ist ja eben! Man sitzt und sitzt und hat den Drang, man möchte,* seine Person zum Typus für einen unbestimmten Kreis Gleichaltriger erheben, wenn er aber fortfährt: *Und wenn man das Einem erzählt, wird man noch ausgelacht,* sehen wir wie die allgemeinere Form auch in den Dienst des speziellen Falles tritt und hier zur leeren Formel wird. Und als solche hat sie ungemeine Verbreitung erlangt, man

Digitized by Google

vgl. (Jugend S. 62) *will ich Dir nicht zur Last fallen. Am besten, man wär' gar nicht gekommen! Dann hätt' man wenigstens nicht den furchtbaren . . .* u. a.

In den obliquen Formen ist naturgemäss das undeklinierbare *man* wenig beliebt. Hier tritt gerne das nahe verwandte *Einer* ein, das übrigens auch im Nominativ ähnlich verwendet wird, so wenn die Regentin zu Machiavell sagt (Egmont S. 187) *Ich kenne dich und deine Treue, und weiss, dass einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat.* Auch hier sehen wir, wie leicht solche Verallgemeinerung auch den an eine bestimmte Adresse gewendeten Satz ergreift, und wir können verfolgen, wie die Formel sich entwickelt. Auch sie findet sich in der „Jugend" an Stellen, in denen eine Verallgemeinerung ausgeschlossen ist (S. 67) *Du machst es Einem wenigstens leicht,* vgl. (Familie Selicke S. 6) *Erschreck einen doch nicht immer so.* Wie weit entwickelt der Gebrauch übrigens in einzelnen Mundarten ist, zeigt uns das bayerische *oassen = oam (einem) sein,* das schon im 17. Jahrhundert an Stelle des Pronomens *unser* auftritt, vgl. Bayerns Mundarten I, S. 136.

Auch auf dem Gebiete des Nomens sind die Verschiebungen sehr zahlreich, die der Umgangsprache speziell angehören. Gleich das Hauptwort hat die Neigung, sich auf Kosten des Eigenschaftswortes zu bereichern. So macht sich in der Funktion des Prädikates im Volksmund das Hauptwort geltend. Man sagt *das ist ein Scharfer,* wo es genügen würde zu sagen *der ist scharf.* Hieraus dringt auch in die Schriftsprache die Redewendung ein, die Wustmann (S. 130) bekämpft: *Die Ausstattung war eine glänzende.* In Hauptmanns „Einsamen

Digitized by Google

Menschen" finden wir eine ganze Reihe von bedeutungslosen Hauptwörtern, die sich nur als Träger eines Eigenschaftswortes in die Prädikatfunktion eingeschoben haben, vgl. (S. 25) *das mit der Rippe ist was ganz Natürliches.* (S. 16) *Der Junge da drin der soll mir auch so einer werden, so'n recht Unzufriedener. . . Der soll überhaupt 'n andrer Kerl werden, wie ich;* (S. 32) *Er is ja 'n guter Junge* (S. 26) *eine beschränkte Seele bin ich doch.* (S. 29) *Das ist 'n ganz wundervolles Geschöpf;* (S. 31) *Sie sind alle so herzlich zu mir. Sie sind überhaupt alle so gute Menschen* u. a.

Häufiger noch tritt aus einer und derselben Bedeutungsgruppe das Hauptwort ganz und gar an die Stelle des Eigenschaftswortes, so dass wir auch hier die Bedeutung über die Funktion überwiegen sehen, vgl. (Eins. Menschen S. 13) *Wenn's regnet is nass, wenn's schneit is's weiss, wenn's gefriert is's Eis;* (S. 21) *Ists die Möglichkeit?* für *ists möglich;* oder wenn Mitteilungen mit einem (S. 42) *Ach Unsinn!* abgefertigt werden, vgl. (Heimat S. 38) *Märchen!* vgl. Anzengruber „Fleck auf der Ehr" (I, 8) *Is a Lug.*

Und umgekehrt drängen sich die Eigenschaftswörter gerne an Stelle des Hauptwortes in attributiven Gebrauch, wodurch das Gefüge der Komposition gesprengt wird. Dies fällt zwar mehr der Schwerfälligkeit des Papierstils zur Last, immerhin verspricht gelegentlich auch ein Wahlredner auf *staatliche Kosten* statt auf *Staatskosten* die Wünsche seiner Wähler zu befriedigen.

Die Kasusformen des Substantivs sind nun in der Umgangsprache völlig zerrüttet. Nicht nur dass auf rein lautlichem Wege die Formen so leicht zusammenfallen; schon an und für sich hat die bequemere Sprache gar keinen Sinn für die Deklinationsunterschiede, weil

Digitized by Google

sie diese Beziehungen alle auf anderem Wege zum Ausdruck bringt. So haben sich die alten Lokaladverbia (vgl. Satzbau S. 204) allmählich zu Präpositionen herausgebildet, die den freien Dativ so eingeschränkt haben, dass wir in unserm heutigen Dativ fast nur noch Personen finden, auf die die Verbalthätigkeit gerichtet ist (vgl. Satzbau S. 153). Der Genetiv andererseits ist teilweise seiner charakteristischen Endung ganz beraubt (vgl. Satzbau S. 160) oder er ist ebenfalls durch Präpositionen verdrängt (vgl. Heimat S. 43) *nach den Fenstern von unsre Wohnung;* vgl. *er ist ein Vetter zu meinem Onkel.* Für die Pfälzer Mundart hat eine eingehende Untersuchung dargelegt, auf wie spärliche Reste hier der Genetiv zusammengeschmolzen ist.[1]) Nominativ und Accusativ aber haben schon in einer Reihe von Deklinationsklassen keine Flexionsunterschiede; meist ist hier schon frühe der eine Kasus für den andern eingetreten und in neuerer Zeit machen sich solche Ausgleichungen auch bei den anderen geltend. So sträubt man sich, das Wort *herr* in den Accusativ zu setzen.[2]) An anderen Orten hört man geradezu sagen: *Heuer giebt's a gueter Wein.*[3]) Dafür haben die niederdeutschen Dialekte ähnlich wie die Franzosen den Accusativ in den Nominativ dringen lassen, vgl. („Reis nach Belligen" I) *En ollen dwatschen Käwer flüggt Un set't sick up sin Näsenspitz.* Überall macht sich eben das Bestreben geltend, das Hauptwort in seiner vollsten oder gebräuchlichsten Form zu fassen, unbekümmert darum, was sie für die Grammatik bedeutet. Daher ist im Süden die Form *Ihnen* auch in den Accusativ

[1]) Vgl. Sütterlin „Der Genetiv im Heidelberger Volksmund" in der Festschrift des Heidelberger Gymnasiums, Leipzig 1894, S. 46 ff.

[2]) Vgl. Grimm D. W. B. IV[2] S. 11, 34; vgl. (Datterich III, 4) *E Kumblement von meim Herr.*

[3]) Z. D. U. V S. 38.

Digitized by Google

gedrungen: vgl. (Datterich III, 7) *Ich wollt Ihne zu eme Spatziergang abhole,* wie auch die preussischen Bauern in Halbes „Eisgang" den Dativ bevorzugen (S. 15) *Aeck wull man dem Brehf für dem Stationsassistente,* vgl. S. 57. Selbst der Gutsbesitzer ruft ebendort (S. 71) *Wir hoben ihr, Hugo! . . Ne Frau hoben wir.* Wie weit diese letztere Erscheinung aus der Unfähigkeit der niederdeutschen Dialekte, Accusativ und Dativ bei *mir* und *mich* zu trennen, entspringt, lassen wir dahingestellt. Diese Einzelheiten gehören überhaupt mehr in Spezialdarstellungen der Mundart, uns beschäftigt mehr die allgemeine Abneigung gegen scharfe Kasusbezeichnung.[1])

Beim Eigenschaftswort sind noch einige Verschiebungen hervorzuheben, die die Prädikatfunktion begünstigt. Wie wir oben (S. 91. 92) gesehen haben, halten sich Präpositionen und Adverbia als Begleiter eines verwitternden Verbums gerne im Prädikat fest: *die Thür ist zu (gemacht); der Finger ist ab (geschlagen)* u. a. Dadurch treten sie funktionell in die Reihe der Adjektiva über, und das Bestreben liegt nahe, sie nun auch an den attributiven Funktionen des Adjektivs teilnehmen zu lassen. Dadurch entstehen volkstümliche Bildungen, wie *eine zuene Thür, ein hinener Stuhl,* vgl. Anzengruber „Fleck auf der Ehr" (I, 7) *Wann's amal mit dö Weibsleut' af d'abige Seiten zugeht.* Diese Verschiebungen sind schon sehr alt und haben teilweise in unserer Sprache Erfolg gehabt. So begegnet uns schon in dem „Lexicon Germanicum" des Jungius (vgl. Köster in Z. D. A. XXXVI, S. 28) eine *überzwerche Wurzel,* begegnen *untereinandrige Widersacher, überallige Transzendenten.*

[1]) Vgl. auch Matthias S. 75—77.

Digitized by Google

Die Partikeln sind ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte nach fast nichts als die Ergebnisse weitgehender Verschiebungen. Da diese die Schriftsprache ebenso gut angehen als die Umgangsprache, darf ich hier wohl auf die Darstellung in meinem „Satzbau" (vor allem S. 204—235) verweisen, zumal diese vorherrschend unter eben jenem Gesichtspunkte geschrieben ist. Nur einige speziellere Züge unserer Stilform müssen wir hier erwähnen.

Zunächst die Eingriffe der Partikeln in die Deklination. Wir haben ja schon gesehen, wie die Casusbezeichnungen durch Präpositionen verdrängt werden, wir sehen nun aber auch, wie die flektierten Pronominalformen durch Pronominalpartikeln eingeengt werden. Auch hier weist die Schriftsprache wenigstens in den Verbindungen mit der Form *da* schon weitgehendes Entgegenkommen auf (vgl. „Satzbau" S. 183), wie schon der Tatianübersetzer des 9. Jahrhunderts (Kap. 128, 9) vom barmherzigen Samariter berichtet: *bant sina wuntun, gôz thara ana oli inti wîn;* genau so Luther (Luc. 10, 34) *verband ihm seine Wunden, und goss drein Oel und Wein.* In der Umgangsprache nehmen diese Fügungen noch ganz anderen Raum ein, vor allem aber in den Fällen, in denen die Schriftsprache sie vermeidet. So in der Relativkonstruktion.

Hier wird diese Fügung von der Umgangsprache deshalb festgehalten, weil sie ihr hilft, die scharfe Kennzeichnung des Kasus und Genus zu vermeiden. So ziehen ja auch manche Mundarten das Neutrum des Pronomens allen anderen Formen vor, wie z. B. bei den Bauern Anzengrubers *was* die beliebteste Form des Relativpronomens ist, vgl. (Fleck auf der Ehr I, 8) *a so a Dirn, was für kurze Zeit nach der Stadt geht;* (II, 4)

Digitized by Google

Der Knecht, was mit'm Wagen war, hat so was dergleichen g'redt u. a., vgl. S. 238 ff., vgl. Matthias S. 75 ff.

Die Verschiebungen des Bedeutungsgehaltes unserer Partikeln haben namentlich auf dem Gebiete der Zeitanschauung eigenartige Entwicklungen hervorgebracht. Bekannt ist, wie die Formen, die dieser Anschauung dienen, alle zunächst räumliche Bedeutung haben, da wir die Zeit nicht anders als im Raume anschauen können. Ob nun das schwäbische *seit* in *Ich habe seit Stuttgart keinen Bissen mehr genommen* noch an der alten Bedeutung unserer Form festhält, ist fraglich, viel eher wird der Ort, der als Station inmitten einer Bewegung steht, zugleich zu einem Schnittpunkt in der Zeitdauer, die die Bewegung durchläuft.

Rückbildungen ähnlicher Art, d. h. Vertauschung der Zeitanschauung durch eine räumliche, liegen auch sonst unserer Umgangsprache nahe, wir können sie nur nicht mehr genau belegen, weil die Lieblingsform unserer täglichen Rede, die Partikel *da,* heute für beide Anschauungen eintritt.[1]) Wenn aber der „Datterich" (IV, 2) ausruft *Trinke Se, da komme Se uf annern Gedanke,* so fällt uns doch unwillkürlich das lateinische *ibi* ein, mit dem auch die altrömische Komödie bei Terenz in ähnlichen Fällen operiert (vgl. Rebling S. 16).

Die Partikeln des Zeitsatzes haben uns auch gezeigt (vgl. Satzbau S. 227), wie das Zusammentreffen in einem zeitlichen Schnittpunkt die Formen der älteren Sprache beherrschte, indes die spätere mehr sich gewöhnte, die zeitliche Gemeinschaft in der Form der Artgleichheit zu

[1]) Über den Unterschied von *dô* = *tunc, cum* und *dô* = *ibi* in der alten Sprache s. „Satzbau" S. 226.

Digitized by Google

erfassen. So berichtet jener Tatianübersetzer (5, 13) von den Eltern Christi *Thô sie thar warun, wurdun taga gifulte, thaz siu (Maria) bari,* indes Luther (Luc. 2, 6) übersetzt *Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte.* Die Umgangsprache geht noch einen Schritt weiter, indem sie das neuere *wie,* das unser älteres *als* auf so vielen Punkten verdrängt, auch hier einführt. Wir finden es bei Goethe (vgl. „Satzbau" S. 227 Anm.), im Hessischen [1]), so auch im „Datterich" (II, 2) *Ich woar in Gernsem, wie se dem Scheffer do ahns (ein Denkmal) gesetzt howwe;* ebenso im Österreichischen, wo uns ein Beleg aus Anzengruber (Fleck auf der Ehr I, 7) zeigt, dass die Auffassung, von der unsere Form getragen wird, sehr nahe liegt. *No wart' Du! Wie i wieder mit Deiner Bäuerin z'sammkomm, steck i ihr dös,* vgl. auch (Heimat S. 43) *Also wie ich wieder raufkomme, hält mich der Portier an.*

Auf andere Fragen führen uns ein paar Partikeln, die sich ganz eigenartig entwickelt haben. Wir haben schon oben besprochen, wie die Adverbia *eben, gerade, wirklich* aus anderen Gebieten in den Dienst der unmittelbaren Gegenwart eingetreten sind. Für diese hat sich nun der pfälzische Dialekt die Verbindung *alleweil* merkwürdig umgewandelt. Eigentlich greift diese Form nach Vergangenheit und Gegenwart aus und daher erscheint sie auch bei Hebel in der Bedeutung von *immer.* So sagt auch der Datterich (II, 2) *Es steht alleweil blitzwenig drin (in der Zeitung)* und in den alten Proben von „Bayerns Mundarten" (I, 134) finden wir: *da monschei geht halt alliweil heller auf und scheint alliwall clarar.* Nun geht aber in der hessischen

[1]) Vgl. Reis S. 27.

Digitized by Google

und pfälzischen Mundart eine Verengerung der Bedeutung vor sich; der Schnittpunkt der Gegenwart tritt energisch aus dem umfassenden Kreise heraus[1]) und dafür verdichtet sich der Begriff des Umfassenden zu einer vollen Beherrschung eben der Gegenwart, vgl. Datterich (II, 2) *Alleweil werd Bahris innwendig .. mit Fordifikazione vaxingelt* (ebendort) *Was gilt alleweil e Batzelaabche.* Ja selbst die kurze Zeitdauer des blossen Augenblicks accentuiert sich in unserer Form, vgl. (Datterich IV, 4) *Allweil kimmt se* (V, 6) *Alleweil fellt mer ebbes Ei.* Also die drei Bedeutungen *immer, gegenwärtig* und *eben* wachsen unserer Form als Tauschwerte zu.

Die interjektionelle Verschiebung der Zeitpartikeln hat uns auch schon mehrmals beschäftigt. Bei *nun* und *jetzt* ist sie ganz offenkundig (S. 38, 39). Ähnliches finden wir aber auch bei *schon,* das daneben in die Modalsphäre übergreift (Heimat S. 10 *Das kann schon sein).* Wenn es im „Wirt an der Mahr" (S. 26) heisst *Wir werden ihm das Sterben schon sauer machen,* nimmt die Partikel unwillkürlich Empfindungselemente aus dem Zusammenhang in sich auf; deutlicher noch wird dies in *Sei doch man schon ganz still* (Familie Selicke S. 6).

Die gewaltigste aller Verschiebungen des Bedeutungsgehaltes vollzieht sich aber bei unsern Formen unter dem Einflusse des Tones. Wir haben Frage und Zweifel nun so oft gestreift, hier müssen wir die Ironie erwähnen.

---

[1]) Etwas Ähnliches vollzieht sich im schwäbischen Dialekt bei *bis.* Der Fehler, den Matthias S. 147 rügt: *Auch den Kuchen assen die Kinder auf, weil sie meinten bis zu unserer Rückkehr wäre er nicht mehr zu geniessen,* erklärt sich dadurch, dass sich von dem Zeitraum, den wir mit *bis* umspannen, der Schlusspunkt energischer in unser Bewusstsein drängt, als die übrigen Punkte der Zeitreihe.

Digitized by Google

Unsere Umgangsprache ist ganz durchsetzt mit Beispielen, wir können aus dieser Fülle nur einige Proben herausheben. Erwähnt haben wir schon die Steigerungsformen *arg* u. a. in *arg schön,* die unmittelbar dem Zweck widersprechen, dem sie dienen. So finden wir z. B. in „Bayerns Mundarten" (I, 134) *da Karl dabarmt ma z'gar feindla (feindlich).* Umgekehrt wird als Adverb und Adjektiv *gut* und *schön* gerne gebraucht, wo sich Tadel und Miszstimmung Luft machen: vgl. (Jugend S. 67) *Gut! Schön! Wenn Du das nicht weisst.* (S. 20) *Da hätte mich mein Pfarrer schön angesehen,* vgl. (Uli der Knecht VI) *Das käme gut heraus, sagte der Meister. Da kämest du vom Regen unter die Traufe . .* Ähnlich (Familie Selicke S. 9) *Natürlich! So is recht! Bestärk ihn man noch immer!*

Auch die Bejahungsformen[1]) kehren in solcher Betonung ihre Bedeutung um, wie wir es schon in Hebels „Wiese" finden:

Aber rothet jez, wo's hofährtig Jümpferli hi goht!
Denk wol uffe Platz, denk wohl zur schattige Linde,
Oder in d' Weserei, und zue de Husemer Chnabe?
Hent der gmeint, jo wol! Am Bergwerch visperlet's abe.

Ganz ähnlich gebraucht es Gotthelf im „Uli der Knecht" (IV) *Ja wolle! so wüst zu thun und so den Kopf zu machen!* Hierher mag auch das *a woll* gehören, mit dem die Odenwälder Patienten einen berühmten Kliniker früherer Zeit zu falschen Diagnosen verleiteten, weil er dieses als *ja wohl* auffasste, wie mir ein Kollege berichtet. Und ähnlich zeigt sich unsere Form auch in der Familie Selicke (S. 26), wenn die Frau, die ihren

[1]) Ein ähnliches Beispiel für die Verneinungspartikel bietet Halbe im „Emporkömmling" (S. 143) *Sie haben mir nie etwas gethan.*

Digitized by Google

Mann im Wirtshaus vermutet, auf die beschwichtigenden Worte der Tochter *Na er wird auf dem Weihnachtsmarkte sein* antwortet *I, jawohl doch!*

Besonderen Anteil an diesen Verschiebungen durch den ironischen Ton nehmen die Frage- und Heischeformen. Die Frageformen allerdings zeigen meist eine mildere Wirkung dieses Einflusses. Denn schon die Frage an Stelle des Befehls kann man hierher rechnen, namentlich in Fällen wie (Familie Selicke S. 12) *„Jungens" sag ick, „Bande" Wehrt ihr wohl det Meechen sin lassen?* Deutlicher aber gehört hierher (Familie Selicke S. 58) *Du willst Dich wohl erkälten, Was?*

Die Heischeformen aber zeigen diese Wirkung noch deutlicher an sich, vgl. (Familie Selicke S. 6) *Steh Du man immer recht vor'm Spiegel und vertrödle recht viel Zeit;* (Jugend S. 48) *Mach das bloss noch mal. Dann weisst Du, was Du bekommst,* vgl. auch (Götz S. 6) *Ja, vertrag du mit den Pfaffen.* Wie wir schon (S. 56) oben beobachtet haben, gehört vielleicht auch das im bayerischen Dialekt so beliebte *Ei red* auch hierher. Wir finden es in etwas anderer Fassung schon im Egmont (S. 249), wo Vansen auf die Worte Jettens *Egmonts Haare sind gescheidter als dein Hirn* zur Antwort giebt *Redt ihr! Aber nicht feiner.*

Digitized by Google

VI. Kapitel.

Altertümlichkeit der Prägung.

Schon die Beweglichkeit der Werte, die uns im Vorhergehenden entgegengetreten ist, konnte nicht voll erfasst werden, ohne dass immer wieder auf die Kräfte hingewiesen wurde, die solcher Beweglichkeit hemmend gegenübertreten. War also schon im Hintergrund, von dem sich unsere Betrachtung bislang abgehoben hatte, das zähe Festhalten am Alten aufgetaucht, so muss uns diese Zähigkeit in ihren charakteristischen Formen jetzt eingehender beschäftigen. Freilich liegt nirgends die Gefahr der Zersplitterung, des Abirrens von unserem Ziele, so nahe als gerade hier, wo wir die Reste alter Ausdrucksweise aus der Flut der Neubildungen herausheben wollen. Denn wie wir schon sahen, sind diese Reste sehr oft Rückstände, die das Individuum oder den Sprachkreis, den sie beherrschen, von der Gesamtheit trennen, die weiter vorgeschritten ist. Wollten wir diesen Rückständen nachgehen, dann kämen wir mitten in das Detail der Mundartenforschung hinein, während wir doch mit den Grundzügen, die den Mundarten als solchen gemeinsam sind, die Verkehrsform der Sprache erschliessen wollen.

Digitized by Google

Also auch die Zähigkeit des Beharrens müssen wir in solchen Zügen belauschen, mit denen die Sprachkreise nicht isoliert, sondern verbunden werden. Daher können wir nicht daran denken, die Ausnahmen, die sich uns im Vorhergehenden neben den besprochenen Neubildungen dargeboten hatten, hier nun breiter vorzuführen, wir werden unser Augenmerk vielmehr auf ganz andere Erscheinungen zu richten haben. Wir werden uns auch nicht verlocken lassen, den Verschiedenheiten, die das grammatische Geschlecht in den Mundarten aufweist, nachzuspüren. Wohl ist es nur konservatives Beharren und durchaus kein Fehler, wenn Hebel von *dem Banke* spricht oder wenn die Oberdeutschen *den Zeug* männlich gebrauchen und *das Teller* noch bei seinem alten Neutrum lassen. Es ist freilich gegenüber den Polizeiverordnungen neuerer Grammatiker nicht unnützlich, diese Dinge ins helle Licht zu stellen, aber die Eigenart der Umgangsprache erschliesst sich uns in solchen partikularen Erscheinungen nur sehr bedingt. Anders schon, wenn einige Mundarten mit einzelnen Fügungen alte Gebrauchsweisen erhalten haben, die einst unserer Sprache überhaupt eigen gewesen waren, so wenn Brinckmann im „Kasper Ohm" (S. 85) einen Konjunktiv Präteriti darbietet wie in *so was thäte man jo nich bei Leuten wie wir* für *sollte man nicht thun.* Oder wenn eine Mundart, die im Gegensatz zu den andern der Neigung zu Neubildungen Raum gegeben hat, in einzelnen Ausnahmen doch an dem gemeinsamen alten Gut festhält, wie wir z. B. im Schwäbischen gelegentlich mitten unter den überwuchernden zusammengesetzten Formen des Verbums einfache Konjunktive treffen, vgl. (Pfarrmagd S. 2) *So'scht früag e ett,* (S. 25) *a Paar Schuh brücht e* u. a.

Digitized by Google

Aber auch diese Züge führen uns wohl auf einen Punkt zurück, von dem aus alle Mundarten ausgegangen sind und der auch in der Umgangsprache da und dort hervorsticht, aber charakteristisch sind auch sie für unsern Verkehrsstil nicht.

Dagegen giebt es nun altertümliche Formen in unserer Satzfügung, die so recht auf die Grundprinzipien unserer speziellen Stilform hinweisen und die sich eben deshalb mit mehr oder wenig Abweichungen auch in allen Mundarten wiederfinden. In ihnen spricht sich nicht einfach bloss ein Widerstand gegen Neubildungen überhaupt aus, sondern dieser Widerstand trägt ein charakteristisches Gepräge, es ist die Abneigung gegen straffe Gliederung und gegen scharf gezogene Linien.

Keiner Wortklasse kommt die Linienführung von Natur so scharf und zielbewusst zu, wie dem Pronomen, das mit lebhafter Anschaulichkeit auf die Personen und Vorstellungen weisen soll, die es vertritt. Die lateinische Sprache hat denn auch gerade in dem Gebrauch dieser Wortklassen ihrer Neigung zu scharf umrissener Plastik volles Genüge gethan, die deutsche Übersetzungskunst jedoch, so ängstlich sie sich sonst auch an die Vorlagen anzuschmiegen pflegte, ist ihr hierin kaum jemals gefolgt. Schon der althochdeutsche Tatianübersetzer giebt ein lateinisches *hic mensis est sextus* mit *thiz ist thie sehsto manod* (3, 8) wieder und, wenn er nach Johannes 18, 5 die Szene in Gethsemane schildert, lässt er auf die Ankündigung der Kriegsknechte, dass sie *then heilant Nazarenisgon* suchen, Christus antworten: (184, 1) *ich bin iz (ego sum;* Luther: *ich bin's).*

Nach zwei Seiten weist sich die Neutralform des Pronomens hier als durchaus original deutsch aus; einmal,

Digitized by Google

dass sie die Beziehungen auf Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes als unverbindliche Form vertritt (vgl. S. 230), zweitens, dass sie sich in alle Fugen und Ritzen einschiebt, die im lateinischen Stil offen bleiben.

Ganz ähnlich verfährt nun Hartman v. Aue in der Erkennungszene zwischen König Artus und dem Iwein (V. 2610), der seinen Brunnen siegreich gegen Keii verteidigt, *wer sît ir, herre?* fragt der König den mit verschlossenem Visier herankommenden Helden; *ich bin iz Iwein . . herre ich bin iz sunder spot.* Und wie fest eben dieses Neutrum noch heutigen Tages in der Umgangsprache sitzt, zeigt die stereotype Frage, die Jedem entgegentönt, der im Dunkel durch ein Geräusch sich anmeldet, *wer ist's?* Hier zeigt sich uns auch deutlich, dass es nicht so sehr eine Abneigung gegen die Kongruenz ist, die uns abhält die angerufene Persönlichkeit nach ihrem Geschlechte zu kennzeichnen, als vielmehr zunächst die Unsicherheit in Bezug auf dieses Geschlecht. Die Neutralform enthüllt uns hier eine Ellipse, die durch die Situation ergänzt wird; *wer ist's, der klingelt* würden wir aber bezeichnenderweise ergänzen und nicht *wer ist's, was klingelt.* Mit der Annahme solcher Ellipsen und mit ihrer Ausfüllung leitet uns aber eben diese Neutralform des Pronomens tief hinein in die Anschauungswelt, in die Denkweise des gemeinen Mannes, der seine Wahrnehmungen, schon ehe sie sich recht geklärt haben, in den unbestimmten Andeutungen der Neutralform zusammenfasst. Von hier aus ist unser Pronomen ja zum Surrogat des Subjektes für die sogenannten unpersönlichen Verben geworden *(es regnet, es schneit);* von hier aus zum blossen Vorläufer des Subjekts in den Fällen, wo die Erkenntnisthätigkeit nachträglich doch ein Subjekt

Digitized by Google

lieferte (vgl. S. 168) wie z. B. in (Fleck auf der Ehr I, 7) *Rath' 'mal, was da d'rein is! . . . „Es greift sich wie Seid'n und oan' B'satz moan' i — g'spür' i aa — is halt wieder a Fürtuch?“* Und ganz auf dieser ersten unmittelbaren Stufe der Wahrnehmung hat sich ein Selbstmörder die Leute vorgestellt, denen er die Notiz hinterliess: *Das ist der Th. R. vom 2. Inf.-Reg. 9. Komp. Habe mich am 27. Juni erschossen.*

Es ist nun ganz auffallend, welche Rolle unser nur unbestimmt andeutendes Pronomen in den Redensarten des Verkehrs spielt. Schon die Neigung, Vorgänge am eigenen Selbst unpersönlich zu erfassen, gehört hierher, so wenn man sagt, *es hungert mich, es friert mich.* Hier ist auch deutlich zu erkennen, dass die Mundarten den Kreis solcher Fügungen noch viel weiter ausdehnen, als die Schriftsprache. Wir brauchen nur an Formeln zu erinnern, wie *es geht mir gut,* und finden bei allen Schriftstellern, die die Sprache des Lebens beobachten, neue Belege. Man vgl. (Fontane „Irrungen Wirrungen“ S. 6) *Und wenn ich mir nu der Lene ihren Baron ansehe, dann schämt es mir immer noch, wenn ich denke, wie meiner war;* (Eins. Menschen S. 30) *Aber ist Ihnen nicht kalt, Fräulein?* (Fleck auf der Ehr I, 8) *Mir is davon ganz lab im Mag'n word'n.*

Aber auch ausserhalb der Verbindung mit dem Reflexiv sehen wir durch das unbestimmte Neutralpronomen ein greifbares Subjekt verdunkelt. Wir finden schon im Meier Helmbrecht V. 263 *wan ich wil benamen besehen wie ez dâ ze hove smecke.* Auch für Heine[1]) ist solche Vorliebe nachgewiesen worden. Anzengruber

[1]) Vgl. Seelig S. 39. 40.

Digitized by Google

gebraucht es allerorten, vgl. (Fleck auf der Ehr I, 7) *Wann's amal mit dö Weibsleut' af d' abige Seiten zugeht . . . Na, af dö Weis is's ja aa recht und billig . . . Aber was is's denn, krieg i heunt nix?* u. a. Ebenso in Fontanes „Irrungen, Wirrungen" (S. 16) *es bleibt dabei, Du hast keine Spargelaugen . . Na wir wollen nich streiten, Susel, mehr wird es doch nich. Aber zum Verhungern is es. „I es denkt nich dran"*; vgl. auch (Eins. Menschen S. 30) *Mir scheint's ziemlich frisch heut! . . Schön frisch ist's . . Aber mir macht's nichts . . Überhaupt ist's hier wunderschön.*

Die Verschwendung unseres Pronomens in den obliquen Formen ist bekannt und schon von Grimm in seiner Grammatik IV, S. 333 besprochen worden, vgl. auch Satzbau S. 180. Das Pronomen erscheint hier im Accusativ, wie in der Heimat (S. 8), wo Marie beim Anblick der Blumen dem Dienstmädchen zuruft: *Thun Sie's rasch in mein Zimmer,* während das Mädchen sich entschuldigt: *ich hab auch den Gärtnerburschen fortschicken wollen, aber ich war grad auf die Leiter geklettert . . und da hat er's hingestellt.* Ganz verblasst ist solches Pronomen in Redensarten wie *du kannst es mit mir noch aufnehmen* u. a. Ebenso unkenntlich ist der Genetiv in Fügungen, wie *ich kann es nicht helfen,* die Beckmann (S. 17) als Hamburgische Unart rügt, vgl. bei Lessing (Lehmann S. 247) *ich kann es zufrieden sein . . so wenig sie es Wort haben wollen,* vgl. (Datterich VI, 9) *wer werd dann so rachsichtig sei? „Ich hobs Ursach".*

An dieses Pronomen liessen sich noch Betrachtungen aller Art knüpfen, die uns immer wieder charakteristische Züge der Umgangsprache aufdecken würden. So könnten wir bei der Verflüchtigung und Abnutzung des ursprünglichen pronominalen Gehaltes verweilen und ähnliche

Digitized by Google

Erscheinungen auch bei der Partikel *so* herbeiziehen, wie wir sie in (Jugend S. 58) *was Du mir so erzählt hast* finden oder in (Irrungen, Wirrungen S. 6) *Was da so 'rumfliegt, heute hier un morgen da, na, das kommt nicht um; Und nu sagt er ihr was in's Ohr und sie lacht so vor sich hin.* Wenn wir diese und ähnliche Erscheinungen jedoch im Zusammenhang betrachten wollten, kämen wir auf das Prinzip der Verschwendung zurück und den Verwitterungsprozess, den wir oben verfolgt haben, während uns hier die Altertümlichkeit der Fügung anzieht.

Auch eine andere Erscheinung, die uns an unserem Pronomen beschäftigt, das Versteckspiel mit Faktoren, die greifbar und erkenntlich sind, führt uns auf frühere Darlegungen zurück, die im Kap. V unter der Personenverschiebung vorgeführt worden sind. Diese Neigung tritt nirgends so deutlich hervor, wie in dem Plural der 3ten Person, wenn Fontane (Irrungen, Wirrungen S. 5) sagen lässt: *Und drum bin ich auch in die Kirche . . gefahren und nicht blos Standesamt. Bei Standesamt reden sie immer noch.* Es ist dies eine volkstümliche Redeweise, die wir als solche im Drama vielfach hervortreten sehen, vgl. (Emporkömmling S. 79) *Da spannen sie Einem die Pferde aus dem Pflug;* (Kabale V, 5) *Und eine Haube soll sie tragen wie die Hofrathstöchter und einen Kidebarri, wie sie's heissen.* Auch in die Kunstform der Sprache dringt diese Ausdrucksweise, so wenn König Ottokar bei Grillparzer (V, 2) an der Leiche seiner geschiedenen Frau ausruft:

Sie haben schlimm an mir gethan, Margrete!
Der Undank hob sein Haupt auf gegen mich.
Die mir die Nächsten, haben mich verraten.

Digitized by Google

Altertümlich vor allem zeigt sich das Satzgefüge der Umgangsprache in der Art, wie die Sätze untereinander verknüpft werden und sich gliedern. Freilich muss hierbei auf's neue daran erinnert werden, dass solche Altertümlichkeit der Prägung nur den Grundzug bildet, der bei jedem Gespräch von vereinzelten Zügen modernster Art begleitet sein kann. Das Alte wurzelt hier in der Einfachheit der aufgewendeten Mittel und in der Ungezwungenheit und Lockerheit ihrer Anordnung. Im besonderen lassen sich drei Haupt-Neigungen unterscheiden: Erstens behaupten die pronominalen Formen das Übergewicht unter den Mitteln der Satzverknüpfung; zweitens macht sich in Abstufungen eine gewisse Sparsamkeit geltend im Gebrauche der Partikeln, die unsere Sprache allmählich für den Dienst der Satzverknüpfung bereit gestellt hat; endlich zeigt sich deutlich, dass die Form des Hauptsatzes bevorzugt wird vor der des Nebensatzes und dass auch unter den Nebensätzen wieder eine Scheidung zu erkennen ist, indem der Relativsatz und der Daszsatz auch in der Umgangsprache ihr Heimatrecht erworben haben.

Um das Übergewicht der pronominalen Formen bei der Satzverknüpfung als den älteren und einfacheren Zustand zu kennzeichnen, müssen wir uns zuerst über die Gründe klar werden, die in der Sprache an den einen Satz einen zweiten oder dritten anknüpfen. Es ist immer eine Gemeinsamkeit, sei es dass beide Sätze auf ein und dieselbe Person oder Vorstellung Bezug haben, oder unter der Anschauung der Zeit resp. des Raumes sich berühren oder endlich in irgend einem Verhältnisse zueinanderstehen. Vergleichen wir z. B. ein längeres Gefüge aus der „Heimat", die wir überhaupt den

Digitized by Google

nachfolgenden Untersuchungen zu Grunde legen: Magda ruft (S. 100) aus: *Kindesliebe? Ich möchte diesen eisgrauen Kopf am liebsten in meinen Schoss nehmen und sagen: Du altes Kind du. Und trotzdem muss ich mich ducken... Ich mich ducken! Das bin ich nicht gewohnt. Denn in mir steckt ein Hang zum Morden — zum Niedersingen. — Ich singe so, oder ich lebe so, denn beides ist ein und dasselbe — dass jeder Mensch wollen muss wie ich. Ich zwing' ihn, ich kneble ihn, dass er liebt und leidet und jauchzt und schluchzt wie ich. Und wehe dem, der sich da wehren will. Niedersingen — in Grund und Boden singen, bis er ein Sklave, ein Spielzeug wird in meiner Hand. Ich weiss, das ist dumm, aber Sie verstehen schon, was ich meine.* Von vorneherein sind hier einige Sätze aus der Betrachtung auszuscheiden, so die im 4. Kapitel besprochenen Fälle der Ergänzung und Variation einer Vorstellung, wie wir sie in *zum Morden — zum Niedersingen; Niedersingen — in Grund und Boden singen; Ich zwing ihn, ich kneble ihn* finden. Es ist für unsere Betrachtung hier völlig gleichgiltig, ob diese Variationen eigentlich satzbildend auftreten wie in eben diesen Beispielen oder ob sie innerhalb eines und desselben Satzes sich ausdehnen: *bis er ein Sklave, ein Spielzeug wird in meiner Hand.* Der Unterschied zwischen diesen beiden Formen ist mehr ein stilistischer. Wichtig dagegen und wohl zu beachten ist die Doppelform der Verknüpfung: wir finden Bestandteile, die in jedem Satz unausgesprochen[1]) oder ausgesprochen

[1]) Vgl. *Und wehe dem, der sich da wehren will. Niedersingen — in Grund und Boden singen, bis er ein Sklave, ein Spielzeug wird in meiner Hand.* Hier entnimmt der Infinitiv unausgesprochen Subjekt und Objekt aus dem Vorhergehenden als Bindemittel für das Folgende.

Digitized by Google

mitwirken (meistens das Subjekt oder Objekt der Sätze), und finden andere Bestandteile, die in jedem Satze in ein neues Kleid schlüpfen, z. B. das Prädikat: *ein Sklave, ein Spielzeug* u. a. Beide Arten sind Bänder, die das Satzgefüge zusammenschliessen, aber es muss einleuchten, dass die Bindekraft der Vorstellung, die sich wiederholt, mehr in die Augen fällt als diejenige der Vorstellungen, die unter einer wechselnden Hülle den Einheitspunkt nur in der Associationskraft finden, wie z. B. *zwingen* und *knebeln; liebt und leidet und jauchzt und schluchzt.*

In ein anderes Gebiet gehören die Sätze *Ich möchte . . sagen: Du altes Kind du; Ich weiss, das ist dumm,* in denen das Objekt des Hauptsatzes selbst wieder zu einem Satze auswächst. Wie ich in meinem „Satzbau" (S. 212—221) eingehend dargelegt habe, sind diese und ähnliche Satzformen der Untergrund, auf dem sich der Daszsatz ausgebildet hat, dem jedoch die Umgangsprache in reichlichem Masse ältere Fügungen, wie z. B. unsere vorliegenden entgegenhält. In dem *das* weist der Satz *das ist dumm* nun ein Bindemittel auf, mit dem die Umgangsprache ungemein gerne operiert, man vgl. *Ich mich ducken! Das bin ich nicht gewohnt; Ich weiss, das ist dumm; Und wehe dem, der sich da wehren will.* Mit demonstrativen Mitteln wird das Vorhergehende zusammengefasst und die weitere Rede daran angeknüpft. Man kann sagen, diese Art von Verknüpfung und die einfache Wiederholung, die in Sätzen vorliegt, wie *Kindesliebe? Ich möchte diesen eisgrauen Kopf am liebsten in meinen Schoss nehmen und sagen: Du altes Kind du; muss ich mich ducken . . Ich mich ducken!* diese beiden Formen sind die Haupthebel, mit denen die Umgangsprache die Gedanken in Reih und Glied des

Digitized by Google

Satzgefüges bringt. Das gilt namentlich, wenn wir bedenken, dass auch die Berührung in Raum und Zeit hierhergehört: *wehe dem, der sich da wehren will.* Inwiefern selbst Nebensätze wie *ich lebe so . . . dass jeder Mensch wollen muss wie ich* oder ich *kneble ihn, dass er liebt und leidet* auf diese Grundlage der Berührung im Raume zurückgeführt werden können, habe ich im „Satzbau" dargelegt; für *in Grund und Boden, bis er ein Sklave wird in meiner Hand* liegt die räumliche Unterlage, auf der die Zeitanschauung ihre Form aufgebaut hat, noch deutlicher offen. Immerhin aber wollen wir aus diesen letzten Beispielen, die in anderem Zusammenhange (als Nebensätze [1]) noch zur Sprache kommen, vorerst keine weiteren Schlüsse ziehen, als dass auch in ihnen das sinnliche Element sich verkörpert, das in der Umgangsprache die Oberhand hat.

Demgegenüber weisen die Satzverknüpfungen in *Und trotzdem muss ich mich ducken; das ist dumm, aber Sie verstehen schon; Ich singe so oder ich lebe so; Denn in mir steckt ein Hang zum Morden; denn beides ist ein und dasselbe* auf das Verhältnis der Sätze untereinander hin. Die Häufung und Variation hat für ihre verschiedenen Gestaltungen die Partikeln *und, auch, oder* geschaffen; die auf logischen Erwägungen beruhende Vorstellung eines Gegensatzes zwischen den Sätzen bricht in *aber, trotzdem* u. a. durch und das Kausalitätsgesetz kommt mit Partikeln wie *denn, weil* u. a. zur Geltung. Wir sehen nun, wie auch neben diesen inneren Verknüpfungen

[1]) Ebendort sollen auch die Relativkonstruktionen besprochen werden, die in Belegen wie *wehe dem, der sich da wehren will* die Bindekraft des Pronomens in der Fähigkeit, Sätze unterzuordnen, noch deutlicher darlegen.

Digitized by Google

der Sätze, die mehr äusserlich in die Sinne fallende Gemeinsamkeit einzelner Bestandteile bestehen kann: *Das bin ich nicht gewohnt. Denn in mir steckt ein Hang; Ich singe so oder ich lebe so, denn beides ist ein und dasselbe.* Daraus ergiebt sich nun eine lebhafte Konkurrenz zwischen den einzelnen Formen, die durch ihre Bindefähigkeit auch zu Bindemitteln bestimmt erscheinen, und dieser Wettbewerb hilft namentlich in der lebhaften und raschen Sprachschöpfung den sinnfälligen Formen zum Übergewicht.

Aus diesem Grunde schon tritt die Pronominalform in der Umgangsprache als Satzbindemittel in den Vordergrund. Sie wird aber ausserdem begünstigt durch die Zwecke, denen sie dient. Während die Schriftsprache namentlich in der Abhandlung ihre Grenzlinien ungemessen in die Weite dehnt, zieht die Umgangsprache engere Kreise. Ihre Mitteilungen lassen sich in Empfindung und Erzählung gliedern; sie halten sich bald subjektiv, bald objektiv, je nachdem der Redende sein eigenes Selbst oder einen Andern vorführt.

In allen diesen Formen zieht sich die Mitteilung um einen Brennpunkt zusammen: um die Person, deren Empfindungen dargelegt werden, um die Person oder Sache, von der man erzählt. So entstehen Gefüge, wie (Heimat S. 137) *Denn was wollt ihr von mir? Was hab ich euch gethan? Gestern um diese Zeit wusstet ihr noch nicht, ob ich überhaupt auf der Welt war — und heute — Das ist doch Wahnsinn, wenn ihr von mir verlangt, ich solle wieder denken und fühlen wie ihr, — aber ich habe Angst vor dir, Vater, Angst vor diesem Hause . . Ich bin nicht dieselbe mehr — ich traue mir nicht mehr . . . Ich — kann den Jammer nicht ertragen —.* (Eins. Menschen

Digitized by Google

S. 4) *Sei mir nicht böse, Käthchen! Schon gut, schon gut. Ich rede ja nicht mehr davon. Ich bete ja so viel. Ich bitte Gott ja täglich. Er erhört meine Bitten schon noch, ich weiss es.* (Heimat S. 101) *Sie sind gescheit, gescheit — so einfältig Sie auch manchmal scheinen. Ihr Herz hat Fühlfäden für andere Herzen und umschlingt sie und zieht sie heran. Und Sie thun es nicht für sich. Ja Sie wissen vielleicht gar nicht, wie mächtig Sie sind. Und das ist schön, das ist tröstlich.* (Heimat S. 56) *Sie sieht sich um. Sie hat sie gesehn! Sie lässt halten! Sie reisst den Schlag auf. Sie springt heraus! Jetzt! jetzt! Sie liegt Vater im Arm!*

Wenn wir nun genauer zusehen und uns fragen, welche Träger der Satzbindefähigkeit vor allem durch solche Pronominalformen zurückgedrängt werden, so stossen wir damit auf den zweiten Punkt, der in unserem Zusammenhange hervorspringt, die abgestufte Sparsamkeit im Gebrauch der Bindepartikeln.

Die auf dem Kausalitätsgesetz aufgebauten Bindemittel sind diejenigen, die am häufigsten zurückgeschoben werden. Sie kommen schon häufig nicht zur Geltung, auch wo kein anderes Bindemittel ihnen den Weg versperrt. Wenn (Friedensfest S. 10) die Mutter ausruft: *Es wird Zeit, Idchen! Du musst Dich hübsch machen. Er kann jetzt jeden Augenblick hier sein,* so bleibt der Zusammenhang zwischen dem letzten Satze und dem Vorhergehenden der Sprecherin selbst wohl verborgen, jedenfalls wird es in keiner Weise angedeutet, dass das Kausalitätsgesetz hier als Hebel eingewirkt hat, um den letzten Satz auszulösen. Wie wenig naturgemäss dem unentwickelten Denk- und Sprachvermögen gerade die Betonung der Kausalverknüpfung der Sätze nahe liegt, das zeigt uns ja die Entwicklungsgeschichte der Kausal-

Digitized by Google

partikeln am allerbesten. Manche Formen sind eigentlich ganz zufällig in den Dienst der Begründung oder Folgerung eingetreten wie z. B. das oben (S. 34) besprochene *ja*, das eigentlich nur die Thatsächlichkeit des begründenden Satzes hervorhebt, wie z. B. in (Heimat S. 59) *Darf ich nicht? Doch, doch, doch! Es ist ja lauter Liebe, lauter Liebe.* Bei anderen Formen, die eine Berührung im Raume und noch mehr in der Zeit betonen *(da, weil)* ist die Kausalbedeutung doch auch erst als nachträgliche Entwicklung hinzugekommen (vgl. Satzbau S. 246). Und auch da, wo in der That gerade das Verhältnis von Grund und Folge in den Vordergrund gerückt war, hat es sich meistens in räumlichen Bildern wenigstens gespiegelt (*davon, darum, deshalb* u. a., vgl. S. 231). Man braucht deshalb in den einzelnen Fällen, in denen die Kausalpartikel gegen unsere Erwartung ausbleibt, noch lange nicht an eine Verdrängung durch Pronominalformen zu denken. In Belegen wie (Heimat S. 124) *Haben Sie keine Bange — ich werde Sie nicht kompromittieren;* (S. 13) *Lassen Sie ihn ja nichts merken. Er wäre imstande, Ihnen das Haus zu verbieten* u. a. ist es kein Zufall, dass der begründende Satz an Imperative anknüpft; die Lebhaftigkeit überspringt auch hier die Exponenten logischer Erwägung. Anders vielleicht (S. 23) *Ich kenne ja deinen Schmerz. Ich hätt' ihn schonen sollen;* und jedenfalls in (S. 104) *Nein, lass mich zu deinen Füssen sitzen. Da hab ich deinen schönen Bart dicht vor mir* sehen wir die Lebhaftigkeit der Rede und die Stärke der pronominalen Bindekraft in einem Beispiel vereinigt.

Die Partikeln, die dem adversativen Verhältnisse dienen, behaupten sich im allgemeinen sehr lebhaft in der Umgangsprache. Selten, dass sie hinter pronominalen

Digitized by Google

Mitteln zurücktreten wie in (Heimat S. 10) *Meine Mittel erlauben mir wohl, Ihnen von Zeit zu Zeit ein Veilchensträusschen à 50 Pfennig zu überreichen. Hiermit habe ich nichts zu schaffen.* Vielleicht lassen sich auch Beispiele hierher ziehen, wie (S. 64) *Die Welt, die ich beherrsche, lieber Vater. Eine andere kann ich nicht brauchen.* Jedenfalls aber fällt das Ausbleiben einer Partikel nach dem Concessivsatze auf in (S. 105) *Und bin ich auch nur ein einfacher Soldat, lahm und verabschiedet, deinen Respekt fordere ich mir heim, mein Kind,* und es scheint hier, als ob das Ungewöhnliche der Situation auch in der Sprache Ausdruck finde. Ganz ähnlich ist wohl auch (S. 144) zu beurteilen: *Dies Haus ist nicht meine Heimat . . . Meine Heimat ist, wo mein Kind ist,* wo die gewöhnliche Sprache vielleicht ein *sondern* einfügen würde.

Dagegen wird nun das Adversativverhältnis mit besonderer Vorliebe durch die Copula *und* verschleiert, die überhaupt in neuerer Zeit — und vor allem in der Umgangsprache an Ausdehnung gewonnen hat (vgl. Satzbau S. 239). So finden wir (Heimat S. 23) *Frau Fanny Hirschfeld . . wurde zu Ihrer Majestät befohlen . . und ich wurde nicht befohlen;* (S. 55) *Sie hat vor deiner Thür gestanden und du hast ihr nicht zugerufen: komm 'rein;* (S. 130) *Ich bin ganz harmlos hergekommen, Ihnen einen freundschaftlichen Besuch abzustatten . . Und Sie überfallen mich da;* u. a. Es scheint fast als ob der Gegensatz zwischen den Satzinhalten gerade durch die Verkoppelung noch wirksamer werde, jedenfalls würde man eher die Gegenüberstellung als die Verknüpfung der Satzinhalte erwarten. Wenn wir daran anknüpfend nun die Einwucherung der Partikel *und* auch in andere Verhältnisse beleuchten, so führen wir allerdings eine Erscheinung

Digitized by Google

vor, die auch unter den Neubildungen hätte gestreift werden können. Da aber die Ursache des weit verbreiteten *und* eben jene Lockerheit und Bequemlichkeit der Verknüpfung ist, die den Grundzug unseres Kapitels bildet, so dürfte doch hier der richtige Platz sein. So finden wir unter vielen Belegen aus der „Heimat" die charakteristischen Fügungen: (S. 9) *Und die ganze Stadt ist voll von sone Fahnen und Tannenjirlanden .. Und die teuersten Teppiche hängen man so aus die Fenster ... Und alles wegen das dumme Musikfest.* (S. 24) *Und wenn's an uns läge, so soll bald ein Freund des Hauses daraus werden. — Und das ist keine schöne Redensart, denn ich kenne Sie, Herr Regierungsrat, und in diesen Zeiten .. da ist es doppelt geboten, dass die Männer .. Fühlung mit einander bekommen.* (S. 43) *Und als er gegangen ist, fragen, was sie eigentlich will, da hat sie dem Kutscher was gesagt und der ist rasch zugefahren.* (S. 85) *Und die reden und schreien im ganzen Haus — und beide können kein Deutsch — und kein Mensch versteht sie — und sie reden und reden und reden .. Und die Mamsell hat kommandiert: ein warmes Bad — das war nicht warm genug — und eine kalte Douche, die war nicht kalt genug — und Spiritus, den goss sie einfach durchs Fenster — und Toilettenessig — den gibt's gar nicht.*

Die Abneigung gegen Nebensätze macht sich in der Umgangsprache vor allem bei denjenigen Satzfügungen bemerklich, denen gegenüber unsere Sprache die Wahl zwischen Beiordnung und Unterordnung offen lässt. So kann sich der Inhalt einer Aussage oder Gedankenrichtung dem entsprechenden Verbum gerade so gut beiordnen wie unterordnen, vgl. (Heimat S. 45) *Wenn Sie sich dann sagen müssen: Sie hat vor meiner Schwelle*

Digitized by Google

gestanden und ich hab' ihr nicht gerufen; (S. 18) *Der Alte .. sagte einfach: Entweder du parierst Ordre oder du gehst aus dem Hause.* (S. 11) *Weil ich heimlich gedacht habe, Sie wären's, hielt ich stille;* (S. 41) *Sie haben oft im Scherze gesagt, ich sei Ihr gutes Gewissen;* (S. 42) *und als ich Therese damit zur Gärtnerei zurückschickte, erfuhr sie, dass es kein Herr, sondern eine Dame gewesen sei, die sie bestellt hat.* Schon im „Satzbau" (S. 218 ff.) habe ich versucht, die drei hier zu Tage tretenden Formen einigermassen gegeneinander abzugrenzen, hier wäre vor allem hervorzuheben, dass die erste Form (die „oratio recta") die Lieblingsform der Umgangsprache ist. Den besten Beweis für diese Behauptung liefert die Beobachtung, dass in ihr die Verba der Aussage oder Denkthätigkeit so leicht zu formelhaften Einschiebseln erstarren. Man braucht nur ein wenig sich umzuschauen, um Belege aller Art zu erhalten. So finden wir (Heimat S. 11) *Glauben Sie, zwischen meinen Fingern ging's ihm besser;* (S. 15) *Ich rate Ihnen, lassen Sie Ihre Meinung nicht laut werden;* (S. 20) *Ja, wissen Sie, mit der Musik ist das wie mit der Lotterie;* (S. 22) *ich glaube, mein altes Bataillon zittert heute noch vor mir;* (S. 23) *Ja, denken Sie, Herr Regierungsrat, Frau Fanny Hirschfeld .. wurde zu Ihrer Majestät befohlen;* (S. 31) *Nun frag ich Sie, was will der da?* (S. 31) *Nun, ich dächte, die idealen Güter der Nation zu pflegen, das ist eine Aufgabe;* (S. 42) *Nun sagen Sie mal, Therese, hat man Ihnen diese Dame beschrieben* (vgl. auch oben S. 55) u. a. Aber auch sonst braucht man nur ein litterarisches Denkmal der Umgangsprache[1])

[1]) Zur Ausnahmestellung süddeutscher Mundarten nach dieser Richtung vgl. oben S. 206.

Digitized by Google

einzusehen, um schon das Übergewicht der direkten Rede über die abhängige, noch mehr aber über den Daszsatz wahrzunehmen. Charakteristisch ist wie das Dienstmädchen in der „Heimat", die (S. 43) ihren Bericht in der Dassform angesetzt hat, doch bald aus der Rolle fällt: *hält mich der Portier an und erzählt, dass gestern abend um die Schummerstunde eine Ekwipage vor der Thür gehalten hat .. da ist eine Dame dringewesen. Die ist aber nicht ausgestiegen.*

Solcher Enthaltsamkeit in der Aussageform des Daszsatzes steht eine um so reichlichere Verwendung der übrigen Formen gegenüber. Schon in Fällen wie (Kollege Crampton S. 52) *nu der Gastwirth derhinter kommt, uf die eene Art geht's nich, da versucht ersch uf die andere,* wo das regierende Verbum der Erkenntnisthätigkeit in einer Redewendung steckt, die den Substantivsatz herausfordert, fällt das Unterbleiben der Dassform auf. Und noch mehr vereinzelt sind Fügungen, wie (Friedensfest S. 10) *Es wird Zeit, Idchen! Du musst Dich hübsch machen;* (Eins. Menschen S. 20) *Und alles so theuer hier, Sie können Sich keinen Begriff machen;* oder (Hebel, „Sommerabend") *'s wird alles sy, se schloft sie scho* (Morgenstern) *ihm gieng i no, i müesst vom Himmel abe cho;* oder (Anzengruber, Werke II, S. 324) *und er liegt dort drüben, wie aus der Welt, gleich, er dürft weder gelebt haben, noch gestorben sein.*

Die Lockerheit solcher Beiordnung berührt sich eng mit entsprechenden Fügungen an Stelle der Relativkonstruktion.

Wir haben schon oben (S. 137) angedeutet, dass das analytische Prinzip die Triebfeder der Relativkonstruktion ist. Eine Vorstellung, die im Satze angeschlagen wird,

Digitized by Google

entwickelt aus ihrem Inhalt einzelne Züge, die den ursprünglichen Gang der Darstellung kreuzen. Je nachdem nun dieser Gang unterbrochen oder nur durchbrochen wird, erhalten wir entweder die Figur des Anakoluths oder die des Einschiebsels. Und solch ein Einschiebsel, das sich um eine Person oder vorherrschende Vorstellung dreht, ist unser Relativsatz. Wir haben heute für diesen Satz die Form, wie sie in folgenden Belegen erscheint: (Heimat S. 18) *der Alte, der auf der Seite des Bewerbers war, sagte einfach: Entweder . . oder.* (S. 30) *Sie werden doch die dall' Orto kennen, die grosse italienische Sängerin, die da draussen die grossen Wagnerrollen singt;* ebenso (S. 39) *die berühmte Sängerin, von der die Zeitungen immer schreiben, das ist unser Kind.* Die Schriftsprache hat neben dem demonstrativen *der* auch das indefinite *welcher* in den Relativsatz eingebürgert, gegen dessen Missbrauch mit Recht angekämpft wird (vgl. Satzbau S. 197 ff.). Die Umgangsprache macht wenig Gebrauch davon, wenn auch für die Wiener Kreise eine ergiebigere Verwendung festgestellt wird (vgl. Minor, „Allerhand Sprachgrobheiten". Stuttgart, Cotta, 1892 S. 21).

In der „Heimat" z. B., die mit unzähligen Relativsätzen arbeitet, finden wir das Indefinitum nur zweimal und an bedeutsamer Stelle. Einmal (S. 130) gebraucht es der erregte Vater in einem Satze, der überhaupt etwas erzwungen klingt: *wir leben beide in einer Welt, in welcher Ungeheuerlichkeiten . . sich nicht ereignen können;* das andere Mal der Regierungsrat, wenn er eine etwas künstliche Ausmalung des künftigen Ehestandes versucht: (S. 156) *soll der Mittelpunkt aller der distinguierten Elemente sein, welche gewillt sind, die streng graziösen Sitten unserer Vorfahren zu pflegen.*

Digitized by Google

Macht sich also schon hierin ein konservativer Zug der Umgangsprache geltend, so noch mehr in den verschiedenartigen Fügungen, in denen sie uns die Entwicklungsgeschichte der Relativsätze überhaupt wiederspiegelt. Ich habe gerade dieser letzteren im „Satzbau" (S. 193 ff) eine eingehende Darstellung gewidmet und kann mich auf die Hauptpunkte berufen. Aus dem, was wir schon hier im Zusammenhang über Anakoluthe und Einschiebsel darzulegen hatten, lassen sich Fügungen verstehen, wie (Heimat S. 133) *Mariechen hör zu! Lauf in den Garten — Dort sitzt der Pfarrer in der Laube — erzähl ihm alles,* wo die Frage noch ungewiss ist, welcher Satz im Zusammenhang das grössere Gewicht beansprucht. Deutlich als Einschiebsel bekundet sich (Heimat S. 85) *Ein Herr — sieht aus wie ein Fürst — und ein Fräulein wie eine Prinzessin. Das sind ihre Bedienten,* eine Fügung, die sich ungezwungen jenen altertümlichen Angliederungen an die Seite stellt, aus denen wir unsern Relativsatz erklären[1]) z. B. jener Stelle aus dem Nibelungenlied (Zarncke 51, 7)

Von wilden getwergen hân ich gehoeret sagen,
si sîn in holn bergen, unt daz si ze scherme tragen
einez heizet tarnkappen, von wunderlîcher art.

Und ganz ähnlich, nur mit eröffnendem Personal-Pronomen können wir aus der Schweizer Umgangsprache des Gotthelf allerlei Belege beibringen, vgl. (Uli der Knecht, X) *er wüsste manchen Bauernsohn, er wäre ihm als Tochtermann weniger anständig als Bodenbauern Uli, wenn der schon nur ein Knecht sei;* oder gar (VII)

[1]) Vgl. Satzbau S. 195; O. Schröder, „Vom Papiernen Stil". [2] S. 38—40.

Digitized by Google

du . . machst es akkurat wie unser Prädikant, der redet auch es ist am Halben zu viel.

Wie hier, so macht sich auch sonst eine Neigung in der Umgangsprache geltend, die Sätze unbekümmert um die Bedeutung, die sie für den Zusammenhang haben, breit nebeneinander hinzulegen, während die Schriftsprache gerne nach dieser Bedeutung hin abstuft und gliedert. Auch dadurch kennzeichnet sich die Umgangsprache als eine Form, die die Gedankenentwicklung unmittelbar in Worte umsetzt, indes die Schriftform der anordnenden und umgestaltenden Reflexion mehr Einfluss gestattet. So entstehen Fügungen, wie wir sie in (Heimat S. 145) finden: *Beantworten Sie mir eine Frage — Sie haben Ihr Lebensglück geopfert um meinetwillen. Glauben Sie noch heut . . dass ich dieses Opfer wert gewesen bin.* (S. 48) *Um halb 7 ist er gegangen. Die Aufführung muss lange aus sein.* (Datterich II, 3) *Kommt iuwermorje zu mer, ich hab Meis in meiner Stub. Ihr sollt mer e halbe Stunn musiziere, dass se kabutt gehe.* Die Fülle solcher locker angereihten Satzgefüge ist so mannigfaltig, dass wir sie hier nur in einigen Typen andeuten konnten.

Dagegen muss hervorgehoben werden, dass das Bedingungsgefüge, für das ich („Satzbau" S. 100) reich entwickelte Formen der Parataxe vorführen konnte, in der neueren Umgangsprache immer mehr in die Hypotaxe hineinwächst, geleitet von der allbeliebten Partikel *wenn*. In der ganzen „Heimat" finden wir nur zwei Beispiele alter Parataxe: (S. 148) *Ist er auch zum zweiten Mal nicht zu Hause, dann, mein Sohn, beginnt dein Amt.* (S. 163) *Ja wär' ich eine Haustochter geblieben, wie Marie, die nichts ist und nichts kann ohne das Schutzdach irgend einer Heimat . . . Ja dann hättest du recht.*

Digitized by Google

Auch in der Wortstellung bethätigt die Umgangsprache jene charakteristischen Züge, die wir in diesem Kapitel nun an verschiedenen Erscheinungen des Satzgefüges wahrgenommen haben. Zur Litteratur über die schwebenden Fragen darf ich wohl auf meine Darstellung im „Satzbau" (S. 87—104) verweisen, wozu die Anzeige von Tomanetz im A. D. A. XX (speziell S. 8—13) und die Monographie von W. Braune „zur Lehre von der deutschen Wortstellung" in der Festgabe für R. Hildebrand (S. 34—51) zu vergleichen ist. Wenn es vielleicht einseitig war, im „Satzbau" die Wortstellung ganz vom Verbum aus ins Auge zu fassen, so reicht dagegen für die hier zu erledigenden Erscheinungen dieser Standpunkt völlig aus. Die Abgrenzung der Schlusszstellung des Verbums von den übrigen Stellungsformen, die sich im Nebensatze gegenüber dem Hauptsatze festsetzt, braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Es sei nur hervorgehoben, was auch Braune betont (S. 43), dass die Schlussstellung, die namentlich im Reim gerne auch in den Hauptsatz übergreift *(und hinein mit bedächtigem Schritt ein Löwe tritt)* in der Umgangsprache ganz auf den Nebensatz beschränkt bleibt. Dagegen erleidet umgekehrt gerade im Nebensatze die Schluszstellung die vielfachen Hemmungen, die das rhythmische Gefühl der Schablone entgegenstellt. So zeigt uns gleich ein Ausruf der Magda aus der Heimat (S. 143), wie einerseits die Schlussstellung angestrebt wird als Norm, wie aber andererseits, wenn nur das Verbum vom Subjekt genügend fern gerückt ist, die einzelnen Bestimmungen je nach der Gewichtsverteilung des Tones ihren Platz auch hinter dem Verbum suchen: *wenn noch eine leise Erinnerung an das, was Sie einmal gefühlt haben, in Ihnen lebt, wenn*

Digitized by Google

Sie noch einen Funken Pietät haben für Ihre eigene Jugend, dann können Sie mich nicht hinopfern wollen. Im besondern rücken schwer belastete Satzteile, die unter dem Prinzip der Häufung und des Nachtrages stehen, über den Rahmen der Schluszstellung hinaus, vgl. (Heimat S. 102) *Und wie Sie gestern vor mir standen, in Ihrer Ursprünglichkeit, Ihrer naiven Kraft, Ihrer — Ihrer Grösse;* (S. 125) *Ins Gesicht will ich's ihnen sagen, was ich denke von dir und euch und eurer ganzen bürgerlichen Gesittung;* (S. 95) *und wenn Du dann still daliegst, an seine Brust geschmiegt;* (S. 126) *Aber wenn ich dich ansehe in deiner ganzen feigen Herrlichkeit — unfähig auch nur die kleinste Konsequenz deiner Handlungen auf dich zu nehmen, und mich dagegen, die ich zum Pariaweib herabsank durch deine Liebe und ausgestossen wurde aus jeder ehrlichen Gemeinschaft.* Vgl. auch Behaghel Z. D. U. VI, S. 265 ff.

Im Hauptsatz nun lassen sich zwei Typen unterscheiden: die Voranstellung eines betonten Satzteils vor das Verbum oder die Anfangstellung eben des Verbums. Es ist das Verdienst der Untersuchung von Braune für die letztere Erscheinung auch die sogenannte „gedeckte Anfangstellung“ [1]) in einem Satze wie *ich komme heute* voll in Anspruch genommen zu haben. Wie bekannt, neigt unsere Schriftsprache dazu, auch hier einer Schablone zu folgen, und zwar neigt sie zu der Mittelstellung des Verbums in der besonderen Form der Folge von Subjekt und Verbum *(Der Vater kommt nach Haus)* einer Form, in die auch die gedeckte Anfangstellung des Verbums in den meisten Fügungen *(er kommt*

[1]) Ansätze zu dieser Auffassung hatte auch mein „Satzbau“ in der Umstellung der Typen Erdmanns gemacht.

Digitized by Google

nach Haus) scheinbar einmündet. Die übrigen Stellungsformen werden immer mehr auf gewisse Spezialfälle eingeschränkt, so die Anfangstellung des Verbums auf Wunsch und Fragesätze und im Nachsatze, während die Deckung dieser Stellung durch Partikeln immer mehr eingeschränkt wird und z. B. in der sogenannten Inversion nach *und (Ihr Sohn ist gut angekommen und beeile ich mich, Sie davon in Kenntnis zu setzen)* bei manchen Grammatikern geradezu Wutanfälle erzeugt. Die Umgangsprache bewahrt uns nun in allen diesen Fällen die alte Freiheit der Stellung. Im wesentlichen handelt es sich hierbei um den betonten Satzteil, der ohne Subjekt zu sein, vor dem Verbum steht und um die Anfangstellung des Verbums selbst.

Was die Substantiva und Pronomina betrifft, so tritt ja mit ihnen gerne eine schon im Vorhergehenden angeschlagene Vorstellung gleich an die Spitze des Satzes, den sie neu anknüpft, auch wenn sie nicht die Funktion des Subjektes ausübt: vgl. (Familie Selicke S. 54) *Die hat Kleider .. Kleider hat die* (Kollege Crampton S. 29) *Ich kenne den Mann. Lass gut sein, lass gut sein! Den Mann kauf ich mir schon;* (Eins. Menschen S. 30) *Mir scheint's ziemlich frisch heut! Schön frisch ist's;* (Jugend S. 77) *Ja, ja, was so alles im Menschen drin steckt!* Kaplan: *In einem jeden Menschen lebt der Teufel, wollen Sie sagen, Herr Pfarrer.* (Jugend S. 84) *Aber ich hab' ja vor nichts Angst. Mich können Sie ja todtschlagen. Mir thut bloss der arme Onkel leid, dass er das an mir erleben muss.* (S. 101) *Weil ich Mitleid habe mit Ihrer Unerfahrenheit! Ihretwegen wird die Welt nicht einen Zoll breit aus ihrem Geleise gehen.* Aber in diesen Fügungen hat die Umgangsprache höchstens einen Vorsprung vor der Schriftsprache, sie unterscheidet sich

Digitized by Google

aber nicht prinzipiell. Dagegen tritt in ihr nun das Nomen, das die Situation zusammenfasst, kennzeichnet oder aus ihr entspringt, mit bemerkenswerter Regelmässigkeit an die Spitze des Satzes, gleichgültig, welche Funktion es darin ausübt. So als Prädikat, wobei wir nur an die auf S. 84 gegebenen Beobachtungen zu erinnern brauchen. Man vgl. (Jugend S. 77) *Ein flotter Tänzer ist der gute Gregor;* (Jugend S. 57) *Prachtvoll schmecken die.* (Eins. Menschen S. 61, Anna kommt, legt Hut, Täschchen, Mantel auf den Stuhl) *Fertig bin ich;* (Wirt an der Mahr S. 99) *Aus ist's Leut', alle sind wir hin;* (S. 102) *Ein andrer schrie unterwegs plötzlich laut auf: „Jesus Maria aus ist's" und taumelte auf das Gestein hin.* Wie hier in dem Prädikat gewissermassen der Reflexlaut, den die äusseren Eindrücke auslösen, vorantritt, so können auch von innen heraus mittelst des Gegensatzverhältnisses und des Kausalgesetzes Prädikate und ähnliche Formen vorgeschoben werden, vgl. (Jugend S. 59) *Ich lass mir von Keinem mehr was gefallen! Lang genug ist man geknufft worden.* (Eins. Menschen S. 12) *Gerade so, als wenn ich mich darüber aufregen wollte, dass die Kiefer Nadeln und nicht Blätter hat. Objectiv muss man sein, lieber Sohn.* Braun: *In der Wissenschaft vielleicht, aber nicht im Leben;* (Familie Selicke S. 55) *Tante sagte: ich sollte nu ihre Tochter werden . . . Gut hätt ich's da;* (Heimat S. 8) *und weg war er* u. a.

Wie im letzten Beleg, so treten auch sonst aus denselben Gründen, wie das Prädikat, andere Nominalformen an die Spitze. Man vgl. aus dem „Fleck auf der Ehr" (I, 7), wenn die Moserin, die sich vom freigebigen Oheim ihres Mannes küssen lässt, sagt: *So 'n Botenlohn hätt i' abg'tragen. Überstanden waar's,* oder wenn

Digitized by Google

der alte Moser auf den Vorwurf: *All's vermuddelt und zer'knüllt* antwortet: *Na, hitzt, Schaden hab' i koan g'stift.* Ähnlich ruft der Bote im „Wirt an der Mahr" (S. 79) dem man zu essen geben will, *Durst habe ich.* Ebenso (Heimat S. 44) *Deine Schwester steht hoch über meinem biszchen Verzeihung — Aber über Ihrer Liebe steht sie nicht.* (S. 48) *Aber es ist halber acht. Um halb sieben ist er gegangen.* Natürlich lassen sich nicht alle die feinen und feinsten Fäden blosslegen, die eine Vorstellung bald vorschieben, bald zurückdrängen, immerhin wird man die Anfangstellung der Nominalformen meistens als ein Zeichen besonderer Betonung auffassen dürfen (vgl. S. 20). In diesem Sinne vergleiche man (Jugend S. 101) *Mir altem Mann wollen Sie sagen, wie ich zu leben habe? .. Im kleinen Finger habe ich mehr durchgemacht, als Ihr Kopf bis jetzt fassen kann,* oder (Fleck auf der Ehr I, 8) *War dös vorhin a Komödie! 'n Jungen liess' mer's noch hingeh'n, dass aber der Alte nit g'scheidter is;* oder selbst (Jugend S. 58) *O gewiss! Es giebt solche Naturen .. Die schon in ihrer Jugend eine Sicherheit gewonnen haben .. Aber wo sind sie! Durch eine harte Schule müssen sie gehen.*

Die Anfangstellung des Verbums beruht nun teilweise auf denselben, teilweise auch auf anderen Faktoren. Besonders reich ist in der Infinitivform der wiederholende Gebrauch nach dieser Seite ausgebildet, vgl. (Wirt an der Mahr S. 57) *ist just gut genug, dass du dir davon einen Kugelstutzen kaufen kannst. Nimm den Bettel. „Kaufen, meinst? Einen Kugelstutzen? Wenn ich aber nit schiessen kann.* (S. 159) *I bring' dir's Kulber, für die gute Botschaft ... „Bringen kannst mir's Mahrwirt, trinken kannst auch" sagte Kulber, „Ich bin halt noch nit fertig"* u. a. Auch aus der Situation wächst das Verbum heraus in

Digitized by Google

all den vielfachen Formen, die wir für das Nomen gekennzeichnet haben, vgl. (Fleck auf der Ehr I, 7) *is halt wieder a Fürtuch? — Derrath'en hast's;* (ebendort) *G'scheh'n is's Lipp, hitzt därfst Dich schon wieder umdreh'n* (Reuter „Reis nach Belligen" Kap. 2) *Min Jung! Min Fritz! Verluren wir 'e!* (Jugend S. 67) *Kaffee getrunken habt Ihr auch schon, wie ich sehe;* (S. 69) *Lass nur stehen! Eingiessen wird sich Jeder selbst* (vgl. oben S. 195); (Jugend S. 71) *Lang ist es her. Das kannst Du mir glauben .. Aber gewesen ist es darum doch.*

Vgl. (Piccol. I, 2)

Gefährlich war's die Freiheit uns zu geben.
„Genommen ist die Freiheit, nicht gegeben."

Diesen Fällen entgegen, in denen das Verbum als vollwichtiger Bestandteil den Satz eröffnet, steht nun eine andere in der natürlichen Sprache ebenso verbreitete Neigung, mit den dünneren Formen den Satz zu beginnen, um damit den Ton erst anschwellen zu lassen, bis er den Hauptbestandteil des Satzes trifft, vgl. oben S. 195. Hierauf beruhen Fügungen, wie sie uns (Eisgang S. 57) *Aes ja all wädder leer, dat Boddelke* bietet.[1]) Ebenso (Eins. Menschen S. 58) *Es treten Anforderungen an den Menschen.* (S. 70) *Junge, Junge! Es sind schon Stärkere in die Schlinge gefallen.* Wir sehen auch hieraus hat die so vielbesprochene und viel beliebte Verwendung des Neutralpronomen *es* als Vorläufer des Subjekts Gewinn gezogen.

Wir sind am Ende. Die viel verschlungene Gestaltung des Weges, den wir durchmessen haben, hindert uns, in einem Überblicke das Ergebnis zusammen zu

[1]) Vgl. auch Braune a. a. O. S. 36.

Digitized by Google

fassen. Eine Aufzählung der gewonnenen Resultate würde fast einem neuen Durchwandern gleich kommen. Darum müssen wir uns darauf beschränken, mit einem Hinweis auf die Überschriften der einzelnen Kapitel das Bewusstsein noch einmal wachzurufen, wie weit in der That Schriftsprache und Umgangsprache auseinanderführen.

Digitized by Google

Register.[1]

Ab als Prädikat 229.
abig 229.
Ablenkung 137.
Abnützung 49. 91.
Abschwächung 140, im Nachtrag 211.
Abwehr 29. 62.
Accusativ 228.
Adelung 1.
Adjektiv s. Eigenschaftswort.
Adverb als Prädikat 229.
Affekt 30. 43. 49. 152.
Erasmus Alberus 195.
alleweil 232.
Allitteration 164.
allons 220.
als 187. 232.
altertümlich 200. 236.
Althochdeutsch 110. 111. 145. 169. 171. 172. 230. 232. 238.
Anakoluth 13. 138. 255.
analytische Darstellung 135. 138.
Änderung s. Korrektur.
s werd anfange kalt 218.
Anfangstellung 195. 258.
Anführungszeichen 17.
Anredeform 41. 75. 173. 219. 222. 224.
Anruf 28. 39. 41. 44. 51.
Antwort 72. 75. 76. 123.
Anzengruber 240.
Aposiopese 12. 85. 113.
Apposition 74. 137.
arg 186. 234.
Artikel 176. 177.
Artikulation 25.
unartikulierte Laute 35. 36.
attributive Verdrängung des Prädikats 85.
auch 246.
Aufzählung 160.
Auge als aufnehmendes Organ 9ff. 21.
Ausgleichung 75.
Auslassung s. Ellipse.
Ausruf 16. 28. 112. 113.

Bairische Mundart 19. 38. 46. 48. 53. 57. 60. 62. 102. 174. 193. 196. 208. 215. 226. 235.

[1]) Die Autoren der zu den Belegen verwendeten Litteratur werden im Register nur genannt, wo ihr Stil Gegenstand der Darstellung ist; vgl. auch das Quellenverzeichnis in dem Vorwort S. XIII und XIV.

Digitized by Google

Baselstädtische Mundart 46. 174.
Bedeutungsgehalt der Formen 93. 94. 227.
Bedeutungsgruppe 200. 201.
Bedeutungswandel 186.
Bedingungsform der Aussage 209.
Bedingungsgefüge 108. 256.
Befehlsform 43. 90. 92. 93. 97. 110. 111. 213. 235.
Bejahungsform 30. 76. 180. 234.
beinahe 189.
bekommen 217.
Bergische Mundart 28.
Berufsklasse und ihre Sprache 67. 68. 126.
Berufstitel 44.
Bestätigung 32.
Beteuerung 54.
Beweglichkeit 22. 92. 197.
Bindepartikeln 73. 75. 203.
bitte 104.
darf ich Sie bitten 214.
Briefstil 69. 154. 177. Briefstil Goethes 69ff. 141.
Bua 48.
Bühnenerfolg des Dialogs 120.
C siehe K.
Chiavacci 53.
consecutio temporum 207.
Copula (Zeitwort „sein") 80. 83. 86. 92. 99.
Da 67. 108. 230. 231. 249.
danke 104.
darnach 39.
darum 249.
das 245.
Daszsatz 108. 110. 243. 245. 253.
Dativ 172. 228.
Dativ, ethischer 172.
Dauer des gesprochenen Wortes 3.
davon 249.
Demonstrativpronomen 175.
denen 178.
denk ich 190.
denn 246.
der 179. 254.
derer 178.
derselbe 178.
deshalb 249.
Dialog 125, vgl. 120.
Dialogform für den Monolog 223.
dieser 178.
dir 223.
Drama s. Schauspiel.
Du 44. 49. 220.
Durchstreichen als Korrekturmittel der Schrift 20.
Dynamik 18.
Eben 186.
Habe die Ehre 104.
Eigenname 41. 43.
Eigenschaftswort
attributiv statt prädikativ 85. 86.
in Verschwendung 155. 162ff.
in Konkurrenz mit dem Hauptwort 227. mit dem Zeitwort 96. 99.
verdrängt durch Partikeln 229.
Einer 226.
Einschärfung 32.
Einschiebsel 13. 138. 254. 255.
Einwilligung 32.
Ellipse 31. 35. 36. 51. 73. 74. 75. 77. 105. 106. 107. 108. 147. 210. 211. 239.
elliptischer Konjunktiv 109.
empfehle mich 104.
Empfindungslaut 25. 72. 79. 247.

Digitized by Google

am Ende 189.
Englisch 147.
Entrüstung 129.
Er 220.
erlaube mir 104.
Eröffnungsformen des Gesprächs 23—63. 72.
Ersatzmittel 78.
Erzählung 247.
es 168. 238 ff. 239. 262.
etwa 189.

Familiennamen 41.
fein 186.
feindlich 234.
Flüche 52. 165.
Formeln 44. 51. 53. 89. 90. 162. 197. 212. 213. 225. 240. 252.
Frage 16. 30. 43. 58. 62. 72. 75. 76. 77. 92. 112. 113. 180. 259.
Frageformen 35. 86. 235.
Französische Umgangsprache 4.
frei 186. 187.
Freude 29.
Funktion 93. 94. 227.
Funktionsgruppe 201.
furchtbar 186.
Fürwort
- interjektionelle Verwendung 44 bis 46. 49.
- Ersparung mittelst des Fürw. 67.
- Ersparung des Fürw. 102—107.
- Verschwendung des Fürw. 140. 166 bis 79.
- Neutralform des Fürw. 238 ff.
- Bindekraft der Fürwörter 243 ff.
- Wortstellung der Fürwörter 259.

Geberde 51. 64. 79.
Geberdensprache 7. 65. 66. 67.
Gedankenbildung 9. 10. 12. 85. 107. 113. 120. 123. 256.
- als Ursache der Verschwendung 125—135.
- Formen der Gedankenentwicklung 135—154. 167. 169.

Gedankenstrich 11—14.
geh 61.
Geiler v. Geilersberg 220.
gelt 58. 59. 60.
Genetiv 228.
gerade 186.
Geschlechtsbezeichnung 44.
Geschlechtsnamen 41.
Goethe
- im Briefstil 69. 70. 141.
- im Romanstil 17.
- im Schauspiel: Egmont 27. 132. Goetz 12.
- volkstümliche Neigungen 104. 171.
- Verknöcherung des alternden Stiles 89.
- Verschwendung der Negationsformen 184.

Gotthelf 206.
grammatisches Geschlecht 237.
grammatischer Reim 201.
Gruppenverschiebung 200.
Grussformel 52. 89. 197.
guck 57.
gut 234.

Halbe Max 14. 19.
halt 189.
Häufung 38. 53. 75. 150. 167. 176. 246. 258.
Hauptmann, Gerhard 14.
Hauptsatz 243. 257.
Hauptwort 73. 86.
- verdrängt das Zeitwort 88 ff.
- wird vom verschwenderischen Zug begünstigt 160 ff.
- verdrängt das Eigenschaftswort 226.

Hebel 35. 63. 206.

Digitized by Google

Heine 4. 171. 205. 240.
Heischeform s. Befehlsform.
schieb mer mol helfe 218.
Heliand 171.
Hemmungen der Sprachbildung
subjektive 117—121.
objektive 113—117.
Hemmungen des Denkvermögens 114—131.
Herder 4. 27.
herr 228.
Hessische Mundart 174. 232. 233.
Hilfsverba
Verschwendung der 190.
Ursache von Verschiebungen 217.
ausgeworfen 75. 93 ff.
Höflichkeitsform
des Befehls 213.
der Personenverschiebung 61.
Verbalformeln sind von dieser ausgeschlossen 60. 110.
Homer 222.
Höre 56.
Hörer
Einfluss des Hörers auf den Redner hemmend 113—117.
anreizend 123. 125. 139.
Hutten 125. 215.

Ja (vgl. auch Bejahung) 60. 75. 181. 249.
ja wohl 234.
Jean Paul 18.
jetzt als Interjektion 38. 233.
Ihnen 228.
Imperativ 55. 61. 62. 97. 220. 249.
individueller Charakterzug der Verschwendung 151. 153.
Infinitiv
in der Befehlsform 98.
als Träger des Bedeutungsgehaltes des Zeitwortes 94 ff. 203. 261.
Interjektionen 24—63.
eigentliche 24—29. 75. 78. 80 ff.
uneigentliche 29—63.
Interpunktionslehre 9 ff.
Ironie des Tones 55. 233 ff.
Irrtum vorbehalten 216.
ist s. Copula.
Junge 48.

Kanzleistil 155. 164.
Kasusformen 227.
kiek 57. 58.
Kinder als Anrede 47.
Klangfarbe des Tones 9. 15. 20. 32. 37. 51. 77. 78. 109. 150.
komm 61.
Komma 11.
Komposition 227.
Konjunktiv
als Jussiv 147. 188. 190.
als Optativ 188. 214. 216.
als Potentialis 188. 214. 215.
des Praesens in der abhängigen Rede 207.
des Präteritums 206 ff. 237.
verdrängt durch den Indikativ 204.
kann, vgl. *ka' sei* 190. *das könnte sein* 212. *könnten Sie vielleicht* 214.
Korrektur 20. 162.
Kosenamen 41. 49.
Kunstform der Rede 7. 21. 67. 68. 79. 123. 130. 142.
Kunstpause 121.
Latein 75. 145. 166. 201. 215. 238.
Umgangssprache der Römer 183.
Lebhaftigkeit der Rede 134. 167.
Leidenschaft 14.
Lektüre einwirkend auf die Sprache 14.

Digitized by Google

lieber in der Anrede 46. 49.
Logau 26.
Luther
einzelne Fügungen aus seiner Sprache 146. 175. 182. 187.
sein Stil vorwiegend der der Umgangsprache 1.
verrät auch einige Züge der Schriftform 10.

Man 225.
mein 46. 174.
meinte 212.
mich 229.
Mienenspiel 64. 65. 114.
mir 229.
Mittelhochdeutsch 34. 111. 142. 143. 146. 168. 169. 171. 174. 175. 194. 201. 222. 239. 240.
möchtest 214.
Monolog 223.
Mundarten 6. 19. 25. 27. 168. 183. 208.
s. auch unter Bayrisch, Hessisch u. s. w.
Mundartenforschung 5. 336.
müssen 147.

Na 38.
nachher 39.
Namen:
Eigennamen 41. 43.
Familiennamen 41.
Geschlechtsnamen 41.
Kosenamen 41. 49.
Schimpfnamen 41. 49. 82. 118.
Verwandtschaftsnamen 44. 46. 47.
Narr 49.
Naturlaute 24. 25.
Nebensatz, Abneigung gegen 251 bis 257.
nein 75.
Nervosität der Sprache 14. 101.
Neubildungen 95. 203 — 233. 251.
nichts 183.
nie 183.
nimmer 183.
Nomen
im Gegensatz zum Verbum 79 ff. 89 ff.
im Ausruf 101.
unter den uneigentlichen Interjektionen 41—53.
Neubildungen am Nomen 226 ff.
Wortstellung des Nomens 261.
Nominativ 223.
norddeutsche Mundarten 25. 48. 52. 56 — 59. 98. 105. 113. 140. 158. 176. 177. 193. 206. 208. 212. 228.
nun 27. 233.
nur 39. 144.

Objektsatz 245.
oder 246.
Ohr als aufnehmendes Organ 9 ff. 21.
österreichische Mundart 31. 53. 113. 216. 232.

Papierner Stil 10. Einleitung S. 8.
Parallelismus 132. 157.
Parenthese 138.
Participium in der Befehlsform 96. 98.
Partikeln
in Verschwendung 179—190.
in Neubildungen 230—231.
als Satzbindemittel 248 ff. 251.
Pause 11.
Perfekt statt Präteritum 191 ff. 204.
Personenverschiebung 219—226.
Pfälzer Mundart 53. 228. 233.
Possessivpronomen 173.

Digitized by Google

Prädikat im Gegensatze zum Subjekt 82—86.
Prädikatbegriff 202.
„ funktion 95. 229.
in der Wortstellung 260.
Präteritum an Stelle des Präsens schwächt ab 212.
Präpositionen
in Ellipse 73.
in Verschwendung 185.
an telle flexivischer Mittel 228.
in Prädikatfunktion 229.
Präsens, historisches 194. 203.
Pronomen s. Fürwort.
Punkt 11.

Raumanschauung 246.
red 55.
Rede, abhängige 204. 253.
rednerische Breite 65.
Reflexäusserung 24. 41. 46. 80. 84. 86. 129. 151.
reflexives Verbum 171. 172.
Relativkonstruktion 137. 230. 243 ff. 253.
Reservatio 211.
Reuter, Fritz 26. 29. 194.
Rheinhessisch 193.
Rhetorik s. Kunstform der Rede.
Roman 72. 120. 142. 175. 185.
Rückbildung 25. 36. 81. 92. 104.

Sag 55.
dass i sag 53. 54.
Satzaccent 19.
es sei denn dass 146.
seit 231.
Seitenbiegung 137.
Schallnachahmung 25.
Schamgefühl 114. 131.
schau 75. 58.
Schauspiel 65. 103.
der Sturm- und Drangzeit 1. 51.
neueres 11. 13. 19. 25. 57. 59. 66. 72. 79. 101. 170. 175. 193.
Sprache des Schauspiels 114. 133. 142. 233.
Scheffel 58.
Scheu vor der Verantwortung 114. 119. 131. 212.
Schiebungen 120.
Schiller 169.
Handhabung des Dialogs 66. 68.
Jambenstil 114.
Schimpfnamen 41. 49. 82. 118.
Sittsamkeit 117.
Schmerz 29.
Schopenhauer 64.
schon 233.
schön 234.
schrecklich 186.
Schriftform der Sprache im Gegensatz zur Redeform 1—22. 69. 74. 139. 256.
Schriftsprache 4. 7. 9. 10. 11. 20. 23. 72. 73. 81. 84. 93. 105. 124. 133. 135. 142. 166. 168. 182. 184. 198. 203. 206. 208. 226. 254. 258. 259.
Schüchternheit 114.
Schluszstellung des Zeitwortes 195. 257. 258.
Schulgrammatik 199.
Schwager 47.
schwäbisch-allemannisch 60.
schwäbische Mundart 38. 49. 53. 57. 63. 193. 208.
Schweizer 255.
Schwur 51.

Digitized by Google

Sie 44. 49. 220.
sie 242.
sieh 57. süh 58. sixt 57.
Situation als Substrat der Ellipse 68. 69. 70.
als atzbindemittel 260.
so 37. 242.
Sohn als Anrede 47.
soziale Färbung der Sprache 126.
Sparsamkeit 21. 64 — 121. 122. 177. 243.
Sprichwörter 90.
Neigung zur zweiten Person Singul. 221.
Staunen 229.
Steigerung durch Verschwendung der Formen 148—151.
der Nomina 161. 162
der Adverbia 185.
Stieler 60.
Stilistik 5. 113. 124.
Stimme 23.
Stimmeinsatz 26. 28.
Stimmton 26. 28.
Stockung der Gedankenbildung 11. 12. 85. 120. 130. 152. 169.
Strichpunkt 11.
Subjekt im Gegensatze zum Prädikat 82—86.
süddeutsche Mundarten 25. 48. 52. 56. 59. 98. 140. 176. 177. 193. 196. 199. 205. 206. 212. 223.
Synonyma 159. 200.
synthetischer Aufbau 135. 148.

Tauschwert der Formen 21. 127. 197—236.
Tautologie 38. 162—165.
Temperament 114.
Tempo der Rede 9. 14. 90. 130.
Terenz 231.
thun 91. 98. 194.
Ton s. Klangfarben des Tons.
Ton und Wortstellung 262.
Titel 45. 49.
Hugo von Trimberg 26.
trotzdem 246.

Übergangslaute 31.
und 246. 250. 259.
Ungeduld 116.

Variation 159. 160. 161. 163. 164. 244. 246.
Väterchen 47.
Verflüchtigung 52.
Verfluchung 51.
Verlegenheit 114. 217.
Verlegenheitspause 12.
Verneinungsformen 30. 31. 35. 76. 180. 182.
Verschiebungen s. Gruppen.
der Anredeformen 46.
der Zeitanschauung. Präteritum statt Präsens 213.
der Formen des Zeitwortes 59. 198.
verschwenderischer Zug 20. 21. 43. 74. 102. 121—196. 241.
Verständlichkeit 125.
Versteckspiel 242.
Verwandtschaftsbezeichnung 44. 46. 47.
Verwirrung 114.
Verwitterungsprozess 33. 36. 81. 89. 92. 100. 106. 107. 122. 145. 154. 163. 164. 174. 176. 179. 198. 242.
Verwünschung 165.

Digitized by Google

Vetter 47.
vielleicht 189.
Virgil 222.
Voraussetzungen als Substrat der Rede 66. 67. 68. 127.
Vorsicht 131. 212 s. Scheu.

Was 36. 230.
weibliche Geschlecht 154.
weisst 59.
weil 246. 249.
welcher 254.
weniger 183.
wenn 256.
wie 36. 232.
Wiederholungen 130. 132. 245.
will und wollte 214. wollen 190. 218.
wir 220.
Wirkungskreis der Rede 3. 21.
wohl 190.
Wortschatz 6. 21. 25. 164. 165.
Wortstellung 84. 257—262.
Wunschform 92. 110. 259.
Abschwächung in der Urteilsform 214.

Zähigkeit 131. 133.
zeig 63.
Zeitanschauung 246.
Zeitungstil 185.
Zeitwort
Erstarrung zur Interjektion 53—63.
Ellipse des Zeitwortes 73—75.
Verhältnis zum Nomen 79—102.
Verwitterung der Funktionselemente 92 ff. 194.
Zeitwort in der Verschwendung 159.
Zerrüttung des Formensystems 203 ff.
zuene Thür 229.
zusammengesetztes Präteritum 191.
Zusammenhang Einfluss des 73. 215.
Zustimmung 29.
Zweifel 129.
Zwillingsgruppen 200.

Anhaltische Buchdruckerei Gutenberg, e. G. m. b. H., Dessau.

Digitized by Google

1765

Verlag von **Emil Felber** in **Weimar** und **Berlin.**

Daniel Sanders, Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien. 1,50 M., geb. 2,— M.

— — Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen. 6,— M., geb. 7,— M.

— — Neue Beiträge zur deutschen Synonymik. 3,— M., geb. 4,— M.

— — Leitfaden zur Grundlage der deutschen Grammatik. Die grammatischen Grundbegriffe; die Redeteile im allgemeinen und die Pronomina im besondern. Zweite verbesserte Auflage. kartoniert 1,80 M.

Vielfach amtlich empfohlen und eingeführt.

— — Satzbau und Wortfolge in der deutschen Sprache. Dargelegt und erläutert. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. kartoniert 2,60 M.

Zahlreiche amtliche Empfehlungen und Einführungen bürgen für die Vorzüglichkeit dieses Lehrmittels.

Hermann Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Einblick in den unerschöpflichen Bilderreichthum unserer Sprache und ein Versuch wissenschaftlicher Deutung. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 6,— M., geb. 7,— M.

Ist schon die erste Auflage dieses einzig dastehenden Buches als „der schönste Hausschatz des deutschen Volkes" bezeichnet worden, so darf die zweite, um mehr als ein Drittel vermehrte Auflage mit noch grösserem Recht Anspruch auf diesen Ehrentitel erheben. Es ist eines jener so seltenen Bücher, die es verdienen, als „Erbbücher" in dem Bücherschrank jeder deutschen Familie einen Ehrenplatz zu erhalten, weil es im Stande ist, ganzen Generationen zur Erquickung zu dienen.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (4.) Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen, Kustos an der Universitätsbibliothek in Jena. Jährlich ein Band von 6 Heften zum Preise von 10,— M.

Überall wärmstens empfohlen. So schreibt die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht": „..... Was kann es wohl Schöneres für den denkenden Geist geben, als das Wachsen und Werden des Menschengeistes an der Hand geschichtlicher Forschungen genau zu verfolgen? Möchte die neue Zeitschrift daher nicht nur in Bibliotheken der Universitäten und Schulen, sondern auch in das deutsche Haus ihren Einzug halten. Der innere Wert des Gebotenen macht es uns zur Pflicht, dieses schöne neue Werk, das nur unter der lebendigen Teilnahme aller Gebildeten wirklich emporblühen kann, allen zur thatkräftigen Unterstützung wärmstens zu empfehlen. Oder sollen wirklich nur in Deutschland Zeitschriften von so hervorragender geistiger Bedeutung wie die Steinhausensche keine Zukunft haben? . . ."

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. Herausgegeben von Professor Dr. Max Koch. Jährlich ein Band von 6 Heften zum Preise von 14,— M.

Älteste und im In- und Auslande als erste anerkannte litteraturgeschichtliche Zeitschrift, deren hoher Wert durch die ständig wachsende Verbreitung bewiesen wird. Jedem Lehrer und Litteraturfreunde wärmstens empfohlen. Für litteraturgeschichtliche Studien ganz unentbehrlich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

JUN 13 '55 H

3279056

DUE JAN 23 H

CANCELLED

3567042

DUE JAN 23 H

CANCELLED

Digitized by Google

8243.49.15
Unsere Umgangsprache in der Eigenar
Widener Library
003778008
3 2044 086 640 810

Digitized by Google